Knaur.

JOHN KATZENBACH

DER TÄTER

PSYCHOTHRILLER

»Ein erstklassiger Thriller.«
The Toronto Star

John Katzenbach

Der Täter

Psychothriller

Aus dem Amerikanischen von
Anke und Eberhard Kreutzer

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe
erschien 1995 unter dem Titel
»The Shadow Man«
bei Ballantine Books, New York.
Deutsche Erstausgabe Februar 2010
Knaur Taschenbuch Verlag.
Copyright © 1995 by John Katzenbach
Copyright für das Nachwort © 2010 by John Katzenbach
Copyright © 2010 der eBook Ausgabe by Knaur eBook.
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Redaktion: Kirsten Reimers
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
ISBN 978-3-426-40098-2

Buch

Miami Beach 1995: Die Holocaust-Überlebende Sophie Millstein wird ermordet aufgefunden. Tags zuvor hatte sie ihrem Nachbarn, dem pensionierten Detective Simon Winter, angsterfüllt berichtet, dass ihr der Schattenmann begegnet sei – jener Nazi-Scherge, der in den vierziger Jahren untergetauchte Juden ans Messer lieferte. Offenbar ist er zurückgekehrt, um die letzten Zeugen seiner Taten zu beseitigen. Detective Winter begibt sich auf eine lebensgefährliche Jagd ...

Autor

John Katzenbach, geboren 1950, war ursprünglich Gerichtsreporter für den Miami Herald und die Miami News. In den USA sind inzwischen zehn Kriminalromane von ihm erschienen, darunter die Bestseller »Das Opfer«, »Das Rätsel«, »Die Anstalt« und »Der Patient«. Zweimal war Katzenbach für den Edgar Award nominiert. Er lebt mit seiner Familie in Amherst im Westen des US-Bundesstaates Massachusetts.

Wie immer schulde ich meiner Familie
den größten Dank, und so ist dieses Buch
Justine, Nick und Maddy gewidmet.

Die Geschichte, sagte Stephen,
ist ein Alptraum, aus dem ich zu erwachen versuche …

James Joyce, Ulysses

1

Ein verhinderter Tod

In den frühen Abendstunden einer drückend schwülen Hochsommernacht in Miami Beach beschloss Simon Winter, ein alter Mann, der sich über viele Jahre beruflich mit dem Tod beschäftigt hatte, seinem Leben ein Ende zu setzen. Auch wenn es ihm leidtat, anderen einige Drecksarbeit zu hinterlassen, begab er sich langsam zu einem Wandschrank im Schlafzimmer und zog eine verkratzte, kurzläufige Detective Special aus einem ausgeblichenen, schweißverfleckten Lederholster. Mit Mühe klappte er die Trommel auf, holte fünf der sechs Kugeln heraus und steckte sie sich in die Hosentasche. Auf diese Weise, hoffte er, wäre jeder Zweifel an seinen Absichten ausgeräumt.
Ohne den Revolver aus der Hand zu legen, begann er, nach Stift und Papier zu kramen, um einen Abschiedsbrief zu schreiben. Zu seinem Ärger nahm das einige Minuten in Anspruch, und erst nachdem er in der Schublade seiner Kommode einige weiße, gebügelte Taschentücher, Krawattennadeln und Manschettenknöpfe zur Seite geschoben hatte, entdeckte er ein einziges, unbeschriebenes Blatt blauliniertes Notizpapier und einen billigen Kugelschreiber. Nun denn, dachte er, dann fass dich eben kurz.
Während er überlegte, ob er noch etwas vergessen hatte, machte er vor dem Spiegel halt und betrachtete sich. Recht passabel. Sein kariertes Freizeithemd war ebenso wie seine khakifarbene Hose, die Socken und Unterwäsche sauber. Vielleicht sollte er sich rasieren, überlegte er, als er mit dem Rücken der Hand, in der er die Waffe hielt, über die Stoppeln strich, doch dann fand er es übertrieben. Ein Haarschnitt hätte nicht geschadet, doch stattdessen strich er sich nur einmal mit der Hand durch den weißen Schopf. Keine Zeit, dachte er. Plötzlich fiel ihm wieder ein, dass er als Junge einmal gehört hatte, die Haare würden auch nach dem Tod noch weiterwachsen.
Haare und Nägel. Er wünschte sich, dass es stimmte. So etwas gehörte zu den Geschichten, die unter Kindern in heiligem Ernst als Flüsterpost die Runde machten und in dunklen Zimmern unweigerlich zu

Gespenstergeschichten überleiteten. Zu den Widernissen des Älterwerdens, dachte Simon Winter, gehörte der Verlust der Mythen.
Er wandte sich vom Spiegel ab und warf einen flüchtigen Blick durchs Zimmer – das Bett war gemacht, in der Ecke lag kein Haufen schmutziger Wäsche. Seine Einschlaflektüre – Taschenbuchausgaben von Krimis und Abenteuergeschichten – war auf dem Nachttisch gestapelt und wenn auch nicht eben ordentlich, so doch einigermaßen vorzeigbar, etwa so wie er selbst. Jedenfalls ging das Maß an Durcheinander nicht über das hinaus, was man von einem alten Junggesellen oder, nebenbei gesagt, auch von einem Kind erwarten durfte. Die Parallele beschäftigte ihn eine Weile und gab ihm am Ende das unverhoffte Gefühl, irgendwie werde alles gut.
Durch den Türspalt ins Badezimmer fiel sein Blick auf das Fläschchen Schlaftabletten, und er spielte mit dem Gedanken, statt seines alten Dienstrevolvers diese zu verwenden, fand es dann aber feige, sich auf solche Weise umzubringen. Innerlich redete er sich gut zu: Du solltest so viel Schneid aufbringen, in den Lauf deiner Waffe zu blicken, und dir nicht einfach einen Haufen Pillen reinwerfen, um sanft, doch unwiderruflich hinüberzudämmern. Er ging in die Küche. Im Ausguss stand der Abwasch eines Tages. Während er darauf starrte, krabbelte eine riesige Schabe auf den Rand eines Tellers und rührte sich nicht mehr vom Fleck, als verfolgte sie gespannt, was Simon Winter als Nächstes vorhatte.
»Widerliche Biester«, knurrte er laut, »verfluchte Kakerlake.«
Er hob den Revolver und zielte. »Peng«, sagte er. »Ein einziger Schuss. Hast du übrigens gewusst, Viech, dass ich immer die besten Trefferquoten erreicht habe?«
Bei dem Gedanken seufzte er, bevor er mit einem Lächeln die Waffe und das Blatt Papier auf die Arbeitsplatte aus billigem, weißem Linoleum legte, sich das Geschirrspülmittel griff und zügig mit dem Abwasch begann. »Sauberkeit ist das halbe Leben.«
Zwar kam es ihm ein wenig albern vor, als letzten Akt auf Erden Teller zu spülen, andererseits war ihm klar, dass es an jemand anderem hängenbleiben würde, falls er es unterließ. Das wiederum war nicht seine Art: Er machte keine halben Sachen, die andere zu Ende führen mussten.
Die Kakerlake roch wohl die Seifenlauge, spürte, dass sie sich in

tödlicher Gefahr befand, ergriff quer über die Platte die Flucht und entkam seinem halbherzigen Schlag mit dem Schwamm.
»Na ja, du magst davonlaufen, aber entkommen wirst du mir nicht.«
Er griff unter den Ausguss und fand eine Dose Insektenspray. Er schüttelte sie energisch, dann richtete er einen Strahl in die ungefähre Richtung, in die das Insekt sich verkrochen hatte.
»Wir werden wohl zusammen das Zeitliche segnen, Ungeziefer«, stellte er fest. Die Wikinger, fiel ihm wieder ein, töteten einen Hund und legten ihn einem Mann zu Füßen, bevor sie ihn bestatteten, damit ihm das Tier auf dem Weg nach Walhall Gesellschaft leistete. Konnte man sich einen besseren Gefährten denken als einen Hund, der wahrscheinlich darüber hinwegsehen würde, dass die barbarische Sitte seinem eigenen Leben ein vorzeitiges Ende setzte? Wenn ich einen Hund besäße, dachte Simon Winter, dann könnte ich ihn zuerst erschießen, doch ich habe keinen, und außerdem würde ich es nicht tun, also muss ich als Weggefährtin zu meinem Walhall mit einer Kakerlake vorliebnehmen.
Er schmunzelte bei der Frage, worüber er und das Ungeziefer sich wohl unterhalten würden; bei Lichte betrachtet gab es durchaus Gemeinsamkeiten, denn sie hatten beide in den weniger appetitlichen Ritzen und Winkeln des alltäglichen Lebens herumgewühlt. Mit einer schwungvollen Geste wischte er den Ausguss sauber, legte den Schwamm in die Ecke und kehrte mit dem Blatt Papier sowie dem alten Revolver in sein bescheidenes Wohnzimmer zurück. Er setzte sich auf das fadenscheinige Sofa und legte die Waffe vor sich auf den Tisch. Dann nahm er das Blatt sowie den Kugelschreiber, dachte einen Moment nach und schrieb:
Erklärung

Ich bin von eigener Hand gestorben.
Ich bin alt, müde und einsam und habe schon seit Jahren nichts Nützliches mehr geleistet.

Tja, das stimmt alles, dachte er, aber die Welt scheint mit jedem Toten ganz gut zurechtzukommen, demnach besagt das hier nicht viel. Er tippte sich ein paarmal mit der Kugelschreiberspitze an die Zähne. Sag, was du wirklich meinst, mahnte sich Simon Winter in schulmeisterlicher

Manier. Zügig schrieb er weiter:
Ich fühle mich wie jemand, der allzu spät bemerkt, dass es an der Zeit ist, abzutreten.

Schon besser, dachte er mit einem trockenen Lächeln. Und nun zum geschäftlichen Teil.
Ich habe etwas über fünftausend Dollar auf einem Sparkonto bei der First Federal. Ein Teil davon soll darauf verwendet werden, diese alten Knochen zu verbrennen. Falls jemand die Freundlichkeit besäße, meine Asche am Government Cut ins Wasser zu streuen, wüsste ich das zu schätzen.

Simon Winter hielt im Schreiben inne. Es wäre schön, überlegte er, wenn in dem Moment ein Schwarm Tarpune, die sich dort tummelten, an die Oberfläche käme, um nach Luft zu schnappen und sich auf die Meerbrassen oder die kleinen Makrelen zu stürzen. Das sind prächtige Tiere. Mit ihren riesigen Silberschuppen und den mächtigen, sensenförmigen Flossen erinnern sie an fahrende Ritter im Panzerhemd. Sie gehören zu einem urzeitlichen Stamm, der die Jahrhunderte unverändert überdauert hat, und einige von denen sind wahrscheinlich so alt wie ich. Ihm kam die Frage in den Sinn, ob ein Tarpun jemals des Schwimmens müde wurde, und wenn ja, was er dann tat. Vielleicht drosselte er nur das Tempo und hatte es nicht so eilig, wenn ein Hammerhai den Schwarm verfolgte. Wäre nicht das Schlechteste, als Tarpun wiedergeboren zu werden. Er schrieb weiter:
Das verbleibende Geld sollte an den Witwenfonds der Polizeidienststelle Miami Beach gehen, oder wie auch immer das heute heißt. Es sind keine Angehörigen zu benachrichtigen. Ich hatte einen Bruder, der jedoch gestorben ist, und von seinen Kindern habe ich seit Jahren nichts gehört. Ich habe das Leben genossen und das eine oder andere zuwege gebracht. Falls jemand interessiert ist: Im Schlafzimmer ist ein Album mit ein paar Zeitungsausschnitten zu meinen alten Fällen.

Zuletzt gestattete er sich ein kleines Eigenlob, bevor er mit einer Entschuldigung schloss:
Es gab einmal eine Zeit, da konnte ich es mit jedem aufnehmen.

Tut mir leid, solche Umstände zu machen.

Er überlegte, las die Nachricht noch einmal durch und unterzeichnete mit einem eleganten Namenszug:
Simon Winter. Detective a.D.

Er holte einmal tief Luft und hob die Hand in Augenhöhe. Sie war ruhig. Er betrachtete seine Zeilen. Auch in seiner Schrift war kein Zittern zu erkennen. Dann wollen wir mal, dachte er. Du hast schon Schlimmeres durchgemacht. Worauf wartest du also noch?
Er packte die Waffe und legte den Finger an den Abzug. Jede Phase im Bewegungsablauf spürte er bis ins kleinste Detail. Die Spannung in seinem Finger am Abzug aktivierte die Sehne an seinem Handrücken. Als er die Waffe hob und das Handgelenk ausrichtete, um sie ruhig zu halten, fühlte er die Muskeln im Unterarm. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Im Kopf stieg ihm eine Flut von Erinnerungen auf. Er befahl seinen Augenlidern, sich zusammenzukneifen, um keinen Funken Zweifel zuzulassen. Also, dachte er. Los. Es ist so weit.
Simon Winter drückte sich den Lauf seines Revolvers gegen den Gaumen und fragte sich, ob er den tödlichen Schuss noch spüren würde. Und in dieser Sekunde des Zauderns, dieser winzigen Verzögerung wurde die Stille, die er um sich legte, durch ein lautes, energisches Klopfen an der Wohnungstür erschüttert.
Das Geräusch krachte in seine selbstmörderische Konzentration und ließ ihn heftig zusammenzucken.
Im selben Moment wurden ihm Dutzende kleiner Empfindungen bewusst, als forderte die Welt mit einem Schlag seine Aufmerksamkeit. Vom Druck, den er mit seinem Finger am Abzug ausübte, schien ihm jeden Moment die Haut zu platzen; wo er mit einem glühenden Schmerz und rascher Umnachtung gerechnet hatte, schmeckte er jetzt das beißende Metall des Revolverlaufs und würgte vom stechenden Geruch der öligen Reinigungsmittel, mit denen er die Waffe gesäubert hatte. Seine Zungenspitze stieß an den eisigen Stahl des Abzugbügels, und er hörte seinen pfeifenden Atem.
In der Ferne dröhnte der Dieselmotor eines Busses vorbei. Er überlegte, ob es der A-30 Richtung Ocean Drive oder der A-42 auf dem Weg zur

Collins Avenue war. An der Fensterscheibe summte in Panik ein Insekt, und ihm fiel ein, dass an einem der Fliegengitter ein Riss zu flicken war. Er öffnete die Augen und ließ die Waffe sinken.
Es klopfte ein zweites Mal und noch energischer an der Tür. Die Eindringlichkeit setzte seine Entschlusskraft außer Gefecht. Er legte seinen Revolver auf den Abschiedsbrief und stand auf.
Draußen hörte er jemanden rufen: »Mr.Winter, bitte …«
Die Stimme klang schrill und verängstigt. Die Stimme klang vertraut.
Es ist schon dunkel, dachte er. Seit zwanzig Jahren hat nach Sonnenuntergang niemand mehr an meine Tür geklopft. Für einen Moment vergaß er, dass ihm das Alter in den Knochen saß, und eilte zur Tür. »Ich komm ja schon, ich komm ja schon …«, rief er laut, bevor er mit der vagen Hoffnung öffnete, etwas Bedeutsames hereinzubitten.
Die ältere Frau, die vor der Wohnung stand, versprühte Angst wie einen Funkenregen. Ihr Gesicht war blass und starr, aufs äußerste angespannt, und sie sah Simon Winter derart hilflos an, dass er wie unter einer starken Böe einen Schritt zurücktrat und einen Moment brauchte, bis er seine Nachbarin, die seit nunmehr zehn Jahren ihm gegenüber wohnte, wiedererkannte.
»Mrs.Millstein, was ist denn passiert?«
Die Frau streckte die Hand aus und packte ihn am Arm, während sie immer wieder den Kopf schüttelte, als wollte sie ihm mitteilen, dass ihr vor Angst jedes Wort im Halse stecken bleibe.
»Fehlt Ihnen etwas?«
»Mr.Winter«, brachte die Frau schließlich langsam zwischen kaum geöffneten Lippen heraus, »Gott sei Dank sind Sie zu Hause. Ich bin so allein, und ich wusste mir nicht zu helfen …«
»Kommen Sie rein, kommen Sie rein. Was ist passiert?«
Sophie Millstein trat schwankend näher. Wie ein Bergsteiger, der in den Abgrund zu stürzen droht, grub sie Simon Winter die Nägel in den Arm.
»Ich hab’s zuerst nicht geglaubt, Mr.Winter«, fing Sophie Millstein leise an, doch dann gewann sie an Fahrt, bis sich ihre Worte förmlich überschlugen. »Ich glaube, keiner von uns konnte es glauben. Es schien alles so lange her. Wie konnte er hier sein? Ausgerechnet hier? Nein, das schien einfach zu absurd, also hat es keiner von uns geglaubt. Weder der Rabbi noch Mr.Silver, noch Frieda Kroner. Aber wir haben uns geirrt,

Mr.Winter. Er *ist* hier. Ich habe ihn heute selbst gesehen. Heute Abend vor der Eisdiele in der Lincoln Road Mall. Ich kam raus, und da stand er. Er hat mich nur angeblickt, Mr.Winter, und da wusste ich es. Er hat Augen wie Rasierklingen, Mr.Winter. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Leo hätte es gewusst. ›Sophie‹, hätte er gesagt, ›wir müssen jemanden anrufen‹, und er hätte die Nummer gleich parat gehabt. Aber Leo lebt nicht mehr, ich bin ganz allein, und jetzt ist er hier.«
Sie sah Simon Winter hilflos an.
»Er wird auch mich umbringen«, erklärte sie und schnappte nach Luft.
Simon Winter geleitete Sophie Millstein in sein Wohnzimmer und verfrachtete sie auf sein durchgesessenes Sofa.
»Niemand bringt irgendwen um, Mrs.Millstein. Jetzt hol ich Ihnen erst mal was Kaltes zu trinken, und dann können Sie mir erklären, was Sie so in Panik versetzt.«
Sie sah ihn mit einem gehetzten Blick an. »Ich muss die anderen warnen!«
»Ja, schon gut. Ich werde Ihnen helfen, aber jetzt trinken Sie erst was und erzählen mir dann der Reihe nach, was los ist.«
Sie machte den Mund auf, um etwas zu erwidern, doch dann fehlten ihr die Worte. Als wollte sie überprüfen, ob sie Fieber habe, legte sie die Hand an die Stirn und sagte: »Ja, ja. Eistee, falls Sie welchen haben. Es ist so heiß. Manchmal kommt es mir im Sommer so vor, als verbrauchte die Hitze sämtlichen Sauerstoff.«
Simon Winter nahm hastig seinen Abschiedsbrief und den Revolver vom Sofatisch und eilte in die Küche. Er fand ein sauberes Glas, goss Wasser, Eiswürfel und eine Mischung Instant-Tee hinein. Seinen Brief ließ er auf der Arbeitsplatte liegen, doch bevor er Sophie Millstein ihr Glas zurückbrachte, blieb er stehen, lud seinen Revolver wieder mit den fünf Kugeln aus seiner Hosentasche. Er hob den Kopf und sah, wie die alte Frau ins Leere starrte, als nähmen vor ihrem geistigen Auge Erinnerungen Gestalt an. Er spürte, wie ihn eine seltsame Erregung und ein Gefühl der Dringlichkeit packte. Sophie Millsteins Angst schien ihr die Kehle zuzuschnüren und wie dichter Rauch über dem Raum zu liegen. Er atmete tief durch und eilte an ihre Seite.
»Jetzt trinken Sie das erst mal«, sagte er wie zu einem kranken Kind.
»Und dann schildern Sie in Ruhe, was los ist.«

Sophie Millstein nickte und nahm ihr Glas in beide Hände, um die schaumige braune Flüssigkeit mit gierigen Schlucken hinunterzuspülen. Sie holte tief Luft und drückte sich das kühle Glas an die Stirn. Simon Winter sah, wie ihr die Tränen in die Augen traten.
»Er bringt mich um«, beteuerte sie wieder. »Und ich will nicht sterben.«
»Mrs.Millstein, bitte«, erwiderte Simon Winter. »Wer?«
Sophie Millstein lief ein Schauer über den ganzen Körper, dann flüsterte sie auf Deutsch: »*Der Schattenmann.*«
»Wer? Ist das ein Name?«
Sie funkelte ihn an. »Niemand kannte seinen Namen, Mr.Winter, jedenfalls niemand, der überlebt hat.«
»Aber wer …«
»Er war ein Gespenst.«
»Ich verstehe nicht …«
»Ein Dämon.«
»Wer?«
»Er war teuflisch, Mr.Winter, so teuflisch, dass es Ihre Vorstellungskraft übersteigt. Und jetzt ist er hier. Wir wollten es nicht glauben, aber da lagen wir falsch. Mr. Stein hat uns gewarnt, aber wir kannten ihn nicht, wieso sollten wir ihm also glauben?«
Sophie Millstein zitterte sichtlich.
»Ich bin alt«, flüsterte sie. »Ich bin alt, aber ich will nicht sterben.«
Simon Winter hob die Hand. »Mrs.Millstein, bitte, Sie müssen das erklären. Lassen Sie sich Zeit und sagen Sie mir, um wen es geht und wieso Sie solche Angst haben.«
Sie nahm noch einen ausgiebigen Schluck von ihrem Eistee und stellte das Glas vorsichtig ab. Dann nickte sie langsam und versuchte, sich ein wenig zu fassen. Als sie die Hand erneut an die Stirn hob, strich sie sich mit den Fingern sachte über die Brauen, als könne sie auf diese Weise eine verhärtete Erinnerung lösen, und dann wischte sie die Tränen weg, die in ihren Augen standen. Sie holte tief Luft und blickte zu ihm auf. Er sah, wie sie die Hand bis zum Hals sinken ließ, wo sie für einen kurzen Moment die Halskette berührte, die sie trug. Sie war auffällig; ein dünnes Goldkettchen mit einem Schildchen daran, in das ihr Vorname eingraviert war, doch was dieses Halsband von denen unterschied, die jeder zweite Teenager trug, war ein Paar kleine Diamanten an den beiden

Enden des S in *Sophie*. Simon Winter wusste, dass ihr verstorbener Mann dafür zu ihrem Geburtstag tief in seine bescheidene Pensionskasse gegriffen hatte, bevor er an Herzversagen starb, und genauso wie den Ehering an ihrem Finger legte sie es niemals ab.
»Es ist so schwer, das zu erzählen, wissen Sie. Seitdem sind so viele Jahre vergangen, dass es mir manchmal vorkommt wie ein böser Alptraum. Doch der Alptraum ist wirklich passiert, Mr.Winter, nur ist es fünfzig Jahre her.«
»Erzählen Sie weiter, Mrs.Millstein.«
»1943 waren wir, meine Familie – Mama, Papa, mein Bruder Hansi –, immer noch in Berlin. Versteckt …«
»Fahren Sie fort.«
»Es war ein entsetzliches Leben. Nicht eine Sekunde, nicht einen einzigen Herzschlag lang konnten wir uns sicher fühlen. Es gab nicht viel zu essen, und wir froren die ganze Zeit, und jeden Morgen dachten wir beim Erwachen, das wäre unsere letzte gemeinsame Nacht gewesen. Mit jeder Sekunde, so kam es uns vor, wuchs die Gefahr. Ein Nachbar konnte neugierig werden. Ein Polizist verlangte vielleicht nach den Papieren. Stieg man in den Straßenbahnwaggon, begegnete man womöglich jemandem, der einen aus den Vorkriegsjahren, der Zeit vor den gelben Sternen kannte. Vielleicht rutschte einem auch irgendetwas heraus, Mr.Winter, eine Belanglosigkeit. Oder es genügte eine Geste, eine Tonlage, das geringste Anzeichen von Nervosität, irgendetwas, das einen verriet. Auf der ganzen Welt finden Sie keine misstrauischeren Menschen als die Deutschen. Ich muss es wissen. Ich war mal eine von ihnen. Das genügte – das geringste Zögern oder ein ängstlicher Blick, irgendetwas konnte verraten, dass man nicht dazugehörte. Und dann war es aus. 1943 wussten wir Bescheid. Verhaftung bedeutete den Tod. So einfach war das. Manchmal lag ich nachts wach und betete, dass irgendein britischer Bomber danebentreffen und seine Ladung direkt über uns abwerfen würde, so dass wir alle zusammen gehen würden und die Angst endlich ein Ende hätte. Zitternd lag ich dann da und betete darum, zu sterben. Dann kam mein Bruder Hansi oft herüber und hielt mir die Hand, bis ich einschlief. Er war so stark. Und einfallsreich. Wenn wir nichts zu essen hatten, trieb er irgendwo Kartoffeln auf. Wenn wir keinen Unterschlupf hatten, fand er für uns irgendwo eine neue

Wohnung oder einen Keller, wo wir keine Fragen zu fürchten hatten und wieder eine Woche oder länger bleiben konnten – immer noch zusammen, immer noch am Leben.«
»Was ist mit Ihrem …«
»Er ist umgekommen. Sie sind alle umgekommen.«
Sophie Millstein holte tief Luft.
»Wie gesagt, er hat sie ermordet. Er hat uns gefunden, und sie sind gestorben.«
Simon Winter wollte eine weitere Frage einwerfen, doch sie wehrte mit zitternder Hand ab.
»Lassen Sie mich das zu Ende bringen, solange ich noch die Kraft dazu habe. Es gab so vieles, das einem Angst und Schrecken einjagte, doch das Schlimmste waren vermutlich die Greifer.«
»Die Greifer?«
»Juden wie wir. Juden, die für die Gestapo arbeiteten. Da gab es dieses Haus in der Iranischen Straße. Eins von diesen schrecklichen grauen Gebäuden, wie sie die Deutschen so lieben. Der jüdische Fahndungsdienst, wie sie das nannten. Da hat er gearbeitet, wie all die anderen auch. Ihre eigene Freiheit hing davon ab, uns aus unseren Löchern zu holen.«
»Und Sie glauben, dass Sie heute diesen Mann gesehen haben …«
»Einige waren berühmt-berüchtigt, Mr.Winter. Rolf Isaaksohn, der war jung und arrogant, und dann die schöne Stella Kübler. Sie sah wie eines ihrer nordischen Mädel aus. Sie hat ihren eigenen Mann ausgeliefert. Und es gab andere. Sie nahmen sich die Sterne ab und zogen wie Raubvögel durch die Stadt.«
»Der Mann heute …«
»Der Schattenmann. Er suchte uns alle in unseren Alpträumen heim. Es ging das Gerücht, er würde einen Juden in einer Menschenmenge ausmachen, weil ihm auch nicht das zarteste Flackern in den Augen oder der leiseste Hauch von Nervosität entging. Vielleicht erkannte er einen sogar am Gang oder am Geruch. Wir hatten keine Ahnung. Wir wussten nur, wenn er kam, klopfte der Tod an die Tür. Man erzählte sich, er stünde dort in der Dunkelheit, wenn sie einen holten, und er sähe dabei zu, wenn sie seine Beute im frühen Morgengrauen auf die Güterzüge nach Auschwitz verfrachteten. Aber, wissen Sie, man konnte nicht sicher

sein, denn niemand sah sein Gesicht und keiner kannte seinen Namen. Falls man sein Gesicht zu sehen bekam, so hieß es, dann brachten sie einen in den Keller des Gefängnisses Plötzensee; dort herrschte ewige Nacht, und niemand kam je wieder heraus. Und er war dort, um einen sterben zu sehen, und seine Augen waren das Letzte, was die Opfer in ihrer letzten Stunde sahen. Er war der Schlimmste, bei weitem, denn es hieß, er weidete sich an dem, was er tat, und daran, wie gekonnt er es tat …«

»Und heute …«

»Hier, hier in Miami Beach. Das kann nicht sein, Mr.Winter, das ist einfach unmöglich, aber ich glaube es trotzdem. Ich glaube wirklich, dass ich ihn heute gesehen habe.«

»Aber …«

»Nur für wenige Sekunden. Damals hatten sie eine Tür offen gelassen, als sie uns durch die Büroräume schleusten, um die Formalitäten zu erledigen. Formalitäten! Selbst beim Morden kamen die Deutschen nicht ohne diesen Papierkram aus! Also füllte der Büroangestellte der Gestapo die Formulare aus, und sie brachten uns in die Zellen, wo wir auf unseren Abtransport warten sollten. Rein zufällig sah ich für den Bruchteil einer Sekunde durch diese Tür, Mr.Winter, aber er stand da, zwischen zwei Offizieren in diesen schrecklichen schwarzen Uniformen. Sie lachten alle über einen Witz, und ich wusste, das war er. Er hatte den Hut aus der Stirn geschoben; er sah auf und rief etwas, und sie schlugen die Tür zu, und ich dachte, jetzt komme ich mit absoluter Sicherheit in den Keller, doch stattdessen verfrachteten sie mich noch am selben Tag auf einen Zug ins KZ. Wahrscheinlich ging er davon aus, dass ich dort sterben würde. Ich war noch so klein – zwar sechzehn, aber kaum größer als ein Kind –, und doch habe ich sie alle in Staunen versetzt, indem ich überlebte.«

Sie hielt inne und schnappte nach Luft.

»Ich wollte nicht sterben. Damals nicht. Heute nicht. Noch nicht.«

Sophie Millstein war selbst mit den Einlegesohlen, die sie in ihren orthopädischen Schuhen trug, eine kleine Frau, kaum einen Meter fünfzig, und ein wenig übergewichtig. Neben Simon Winter, der auch im Alter noch fast eins fünfundneunzig maß, wirkte sie wie ein Zwerg. Sie hatte ihr weißes Haar zu einem Dutt gebunden, um noch ein paar

Zentimeter herauszuschinden, was normalerweise eher lächerlich wirkte, besonders wenn sie in dreiviertellangen, leuchtend bunten Polyesterhosen und geblümten Blusen aus ihrer Wohnungstür trat und auf dem Weg zum Supermarkt einen Einkaufsroller hinter sich herzog. Simon Winters Bekanntschaft mit ihr beschränkte sich im Wesentlichen auf kurze Begegnungen im Flur, bei denen er ihr höflich zunickte und ansonsten versuchte, einer längeren Unterhaltung aus dem Weg zu gehen, die sich unweigerlich um die eine oder andere Klage über die Stadt, über die Hitze, über Teenager und laute Musik, über ihren Sohn, der sich nicht oft genug meldete, über das Älterwerden, ihr Witwendasein oder um ähnliche Themen drehte, die er allesamt lieber mied. Er war seiner Nachbarin, mit der ihn wenig zu verbinden schien, bis zu diesem Tag mit distanzierter, förmlicher Höflichkeit begegnet. Doch die Angst in ihren Augen sprengte nun den Rahmen des gewohnten Umgangs und knüpfte zwischen ihnen eine neuartige Beziehung.

Der eingefleischte Kriminalist in ihm wusste nicht recht, was er glauben sollte; nur was er aus eigener Anschauung bestätigen konnte, hatte für ihn Gewicht.

Und das Einzige, um das er bis dahin aus eigener Anschauung wusste, war Sophie Millsteins Angst.

Während er sie musterte, bemerkte er, wie sie ein Schauder überlief. Sie sah mit einem fragenden Blick zu ihm auf.

»Fünfzig Jahre. Und ich habe ihn nur diesen einen Moment gesehen. Könnte ich mich vielleicht irren, Mr.Winter?«

Er hielt es für besser, diese Frage nicht zu beantworten, da die Möglichkeit, dass sie richtig lag, gegen null ging. Dieser Mensch – dieser Schattenmann – musste vor fünfzig Jahren jung gewesen sein, nicht älter als Anfang zwanzig. Und jetzt wäre er ein alter Mann. Sein Haar, seine Hautfarbe mussten sich verändert haben; seine Züge waren zweifellos erschlafft. Sein Gang war gewiss ganz anders. Selbst seine Stimme konnte nicht die gleiche sein. Nichts war noch wie damals.

»Hat der Mann heute etwas zu Ihnen gesagt?«

»Nein. Er hat mich nur angestarrt. Unsere Blicke trafen sich, es war spät am Nachmittag, und die Sonne hinter ihm blendete mich. Im nächsten Moment war er verschwunden, einfach so, als hätte ihn das gleißende

Licht verschluckt – und ich bin gerannt, Mr.Winter, ich bin gerannt. Na ja, nicht so schnell wie damals, aber ich hatte dasselbe Gefühl, Mr.Winter, ich war so froh, als ich sah, dass bei Ihnen noch Licht brannte, weil ich solche Angst hatte, allein zu sein.«
»Er hat nichts gesagt?«
»Nein.«
»Hat er Sie bedroht oder irgendeine Geste gemacht?«
»Nein. Er hat mich nur angestarrt. Augen wie Rasierklingen, wie gesagt.«
»Und wie sah er aus?«
»Er war groß – wenn auch nicht so groß wie Sie, Mr.Winter, dafür kräftig gebaut, eher stämmig. Schultern und Arme wie ein junger Mann.«
Simon Winter nickte. Seine Skepsis nahm zu. Ein ehemaliger Kommissar des Morddezernats steckte den Rahmen des Möglichen schon ziemlich weit, doch nach fünfzig Jahren einen Mann wiederzuerkennen, den man nur für Sekunden gesehen hatte, gehörte in den Bereich der Fiktion. Seine Vermutungen gingen eher in diese Richtung: Sophie Millstein, die sich seit dem Tod ihres Mannes immer schwerer in der Welt zurechtfand, hatte an einem sehr heißen Tag sehr unter der prallen Sonne gelitten, und als sie in allzu schmerzlichen Erinnerungen versunken war, erregte jemand in der Menge ihre Aufmerksamkeit, den sie mit der Vergangenheit vermengte, und so war sie desorientiert und hatte Angst, weil sie alt und einsam war. Außerdem räumte er seufzend ein: Würde es mir so viel anders ergehen?
Doch stattdessen sagte er mit fester Stimme: »Ich glaube, Mrs.Millstein, dass Sie sich von dem Schock bald wieder erholen. Sie brauchen jetzt ein bisschen Ruhe …«
»Ich muss die anderen warnen«, entgegnete sie in gehetztem Ton. »Sie müssen es erfahren. Mr.Stein hatte also doch recht. Ach, Mr.Winter, wir hätten ihm glauben sollen, aber was will man machen? Wir sind alt. Wir wussten es nicht besser. Wen würden Sie anrufen? Wem würden Sie es sagen? Ich wünschte, Leo wäre noch da.«
»Welche anderen? Und wer ist Mr.Stein?«
»Er hat ihn auch gesehen, und jetzt ist er tot.«
Bei diesen Worten gerieten Simon Winters Zweifel augenblicklich ins

Wanken. »Mrs.Millstein«, sagte er langsam und betont. »Ich verstehe nicht ganz. Können Sie mir das bitte erklären?«
Stattdessen sah sie ihn mit aufgerissenen Augen an. »Ist das da Ihre Waffe? Ist sie geladen?«
»Ja.«
»Gott sei Dank. Hatten Sie all die Jahre bei der Polizei dieselbe Waffe?«
»Ja.«
»Die sollten Sie immer in der Nähe haben, Mr.Winter. Mein Leo, der wollte sich auch immer eine Pistole zulegen, weil die Neger – in Wahrheit hat er ein anderes Wort benutzt, er hatte keine Vorurteile, aber er hatte Angst, und deshalb hat er das schreckliche Wort benutzt –, er meinte, die kommen gerne nach Miami Beach und rauben all die alten Juden aus, die hier leben. Sind wir wohl auch, einfach nur alte Juden, und wenn ich ein Verbrecher wäre, würde ich wahrscheinlich genauso denken. Aber ich war strikt dagegen, ich hatte zu große Angst, eine Waffe im Haus zu haben, Leo war nämlich kein umsichtiger Mensch. Er war ein guter Mensch, aber – wie soll ich sagen? Auch ein bisschen unbesonnen, und das ist nicht gut, wenn eine Pistole in der Nähe ist; ich hatte Angst, er könnte zu Schaden kommen, also habe ich ihn nicht gelassen, und jetzt bereue ich es, denn sonst hätte ich selbst eine und könnte mich schützen. Ich darf nicht länger warten, Mr.Winter. Ich werde die anderen anrufen und ihnen sagen, dass er da ist und dass wir uns überlegen müssen, was wir unternehmen wollen.«
»Mrs.Millstein, bitte beruhigen Sie sich. Wer ist Mr.Stein?«
»Ich muss anrufen.«
»Gleich, nur noch einen Moment.«
Sie antwortete nicht.
Sophie Millstein saß jetzt kerzengerade und starrte angespannt vor sich hin. Unvermutet fiel Simon Winter eine Schießerei wieder ein, in die er vor Jahren bei einem Banküberfall geraten war, ihnen waren die Kugeln um die Ohren geflogen. Dabei war der ganze Spuk in dreißig Sekunden vorbei gewesen. Nicht sein Schuss hatte den Räuber zur Strecke gebracht, doch er war als Erster bei ihm gewesen, hatte ihm die Pistole aus der ausgestreckten Hand getreten und gesehen, wie der Mann an sich hinunterschaute und mit aufgerissenen Augen erkannte, dass ihm das Leben aus einer Brustwunde quoll. Der Bankräuber war noch jung

gewesen, Anfang zwanzig, und Simon Winter nicht viel älter. Er erinnerte sich, wie der Verwundete ihn angesehen und aus diesem Blick tausend verzweifelte Fragen gesprochen hatten, vor allem aber die eine: Werde ich überleben? Noch bevor Simon Winter antworten konnte, beobachtete er, wie die Augen des Mannes brachen und er starb. Diesen Moment der Fassungslosigkeit glaubte Simon Winter in Sophie Millsteins Gesicht zu erkennen, und er konnte nichts dagegen unternehmen, dass sich ein Teil ihrer Panik auf ihn übertrug.
»Er wird mich umbringen«, stellte sie in resigniertem, ausdruckslosem Ton fest. »Ich muss die anderen warnen.« Ihre Worte klangen so trocken wie bis zum Zerreißen gespanntes Leder.
»Mrs.Millstein, bitte, niemand wird Sie töten. Das lasse ich nicht zu.«
Sophie Millsteins Blick richtete sich unverwandt geradeaus, als sei Simon Winter nicht mehr im Raum. Nach einer Weile fing sie an zu zittern, als habe sie eine Erinnerung ins Mark getroffen. Langsam wandte sie sich dem alten Detective zu und nickte.
»Ich war so jung und hatte solche Angst. Und natürlich nicht nur ich. Es war eine so furchtbare Zeit. Immer im Untergrund und immer mit der Furcht, die nächsten Minuten nicht zu überleben. Es ist entsetzlich, Mr.Winter, wenn man jung ist und der Tod einen auf Schritt und Tritt verfolgt …«
Simon Winter nickte. In der Hoffnung, dass sie früher oder später von selbst wieder in die Gegenwart zurückfand, musste er sie reden lassen.
»Bitte fahren Sie fort.«
»Vor einem Jahr«, erzählte Sophie Millstein bedächtig, »beging ein Mann namens Herman Stein, der in Surfside wohnte, Selbstmord.« Wieder klangen ihre Worte monoton. »Das zumindest erfuhren wir von der Polizei, denn er hatte sich mit einer Pistole erschossen …«
So wie um ein Haar ich, dachte Winter. »Und?«
»Nach seinem Tod, nachdem die Polizei da gewesen war, nachdem sie ihn ins Bestattungsinstitut gebracht und nachdem seine Angehörigen Schiwa gesessen hatten, da traf, kurz vor der Beerdigung, bei Rabbi Rubinstein ein Brief ein. Kennen Sie den Rabbi, Mr.Winter?«
»Nein.«
»Er ist alt, wie ich. Im Ruhestand. Und er bekam einen Brief von einem Toten, der ein paar Tage zuvor abgeschickt worden war. Und dieser Mr.

Herman Stein, den ich nicht kannte … ich meine, wieso auch? Immerhin wohnte er in Surfside, also wie viele Häuserblocks von hier? Siebzig? Achtzig? Jedenfalls am anderen Ende der Welt. Diesem Rabbi also, den er nur flüchtig kennt, von dem er nur weiß, dass er auch aus Berlin stammt und – so unglaublich es ist – dass er das KZ überlebt hat, diesem Rabbi schreibt er einen Brief, und darin sagt Mr.Stein: Ich habe den Schattenmann gesehen. Und der Rabbi, der kennt den Namen natürlich, er findet mich und ein paar andere, Mrs.Kroner und Mr.Silver, auch ehemalige Berliner, mehr findet er nicht, schließlich werden wir immer älter, Mr.Winter, es sind nur noch so wenige von uns übrig, nachdem sowieso nur so wenige von uns überlebt haben … er bringt uns also zusammen, wir lesen den Brief, aber wer weiß schon, was wir machen sollen? Man kann ihn nicht der Polizei melden. Niemand kann uns helfen, und außerdem wissen wir ja selbst nicht, was wir von der Sache halten sollen. Wer kommt denn auf die Idee, dass er hier sein könnte, Mr.Winter? Ausgerechnet hier. Also gehen Monate ins Land. Ab und zu besuche ich den Rabbi, und wir sitzen alle zusammen und reden, allerdings nicht über diese Dinge, das vergessen die Leute lieber. Bis heute, weil ich ihn wie dieser arme Mr.Herman Stein aus Surfside, den ich nicht kannte und der jetzt tot ist, nun auch gesehen habe, und jetzt wird er mich auch umbringen.«
Sophie Millsteins Wangen waren tränennass und die letzten Worte nur noch gehaucht.
»Wo ist Leo?«, fragte die alte Frau. »Ich wünschte, Leo wäre da.«
»Dieser Mann, dieser Mr. Herman Stein, hat Selbstmord begangen?«
»Ja, das heißt, nein. Das sagt die Polizei, Mr.Winter. Aber jetzt, seit heute Abend, kann ich nicht mehr daran glauben.«
»Und die anderen, der Rabbi …«
»Die muss ich anrufen.«
Sophie Millstein sah sich plötzlich wild im Zimmer um.
»Mein Notizbuch. Mein Büchlein mit all meinen Nummern. Es ist in meiner Wohnung …«
»Ich komme mit. Es wird schon nichts passieren.«
Sophie Millstein nickte und trank den Rest von ihrem Eistee.
»Könnte ich mich irren, Mr.Winter? Sie waren bei der Polizei. Es sind fünfzig Jahre her, und ich hab ihn damals nur diesen winzigen Moment

gesehen, bevor sie die Tür zuschlugen. Fünfzig Jahre, und die Menschen verändern sich so stark. Könnte ich mich irren?«
Sie schüttelte den Kopf.
»Ich möchte mich täuschen. Ich bete, dass ich mich täusche.«
Er wusste nicht, was er sagen sollte, und so schwieg er. Er dachte: Wahrscheinlich irrt sie sich. Andererseits war die Geschichte, die sie erzählt hatte, ziemlich verstörend, und er wusste nicht, was er von Mr. Herman Steins Selbstmord halten sollte. Wieso sollte sich ein alter Mann das Leben nehmen, nachdem er einen Brief aufgegeben hat? Vielleicht hat er sich einfach nur alt und nutzlos gefühlt, so wie ich. Vielleicht war er verrückt. Vielleicht auch krank. Vielleicht einfach nur lebensmüde. Es gab hundert Gründe; wenn der Kummer zu groß wird, vergießt man mehr als eine Träne. Er konnte es nicht sagen, doch plötzlich wollte er es wissen. Winter hatte auf einmal ein Gefühl, das er schon lange nicht mehr für möglich gehalten hätte, weil es im Lauf des Ruhestands mit der Zeit einfach verschwunden war. Er spürte eine innere Erregung, das Erwachen eines alten Instinkts. Die Worte seiner Nachbarin und die Panik in ihren Augen setzten sich zu einer Gleichung zusammen, und wie ein Taschenrechner, in den man Faktoren eingab, musste er die Lösung finden.
»Mrs.Millstein, es geht nicht darum, ob Sie sich getäuscht haben oder nicht. Entscheidend ist, dass Sie in Angst und Schrecken versetzt worden sind und mit Ihren Freunden reden müssen. Danach sollten Sie eine Nacht darüber schlafen, und wenn wir morgen früh alle ausgeruht und gestärkt sind, gehen wir am besten der Sache auf den Grund.«
»Dann werden Sie mir helfen?«
»Selbstverständlich. Wozu hat man schließlich Nachbarn?«
Sophie Millstein nickte dankbar und berührte seine Hand. Er senkte den Blick, und zum ersten Mal in all den Jahren, die er sie kannte, bemerkte er die verblasste blaue Tätowierung an ihrem Unterarm. A1742. Die Sieben war die deutsche Variante, geschwungen und mit einem Querstrich.

Die Dunkelheit war mit Macht hereingebrochen.
Simon Winter und Sophie Millstein liefen über den nächtlichen Hof, in dessen Mitte die Statue eines halbnackten Posaunenengels prangte.

Früher einmal hatte der Putto einen kleinen Springbrunnen geziert, der jedoch seit Jahren ausgetrocknet war. Die kleine Wohnanlage bestand aus zwei identischen hellbraunen Gipsputzgebäuden, die einander gegenüberlagen. Sie waren in den zwanziger Jahren erbaut worden, in denen Miami Beach eine Blütezeit erlebte, und so hatten sich einige Jugendstilelemente erhalten – ein Torbogen hier, gerundete Fenster dort, eine fast sinnliche Wölbung der Fassade –, die den Bauten einen nostalgischen, femininen Reiz verliehen, wie die Umarmung einer längst verflossenen Geliebten.
Das Alter und die erbarmungslose Sonne hatten den Wohnungen zugesetzt: Von den Wänden blätterte Farbe, die Klimaanlagen ratterten eher, als dass sie surrten, Türen knarrten und klemmten in den Pfosten und Rahmen, die sich aufgrund der tropischen Luftfeuchtigkeit verzogen hatten. Draußen an der Straße verkündete ein verblasstes Schild: THE SUNSHINE ARMS. Simon Winter hatte die seltsam kryptische Metapher stets gemocht und sich in der heruntergekommenen Umgebung heimisch gefühlt.
Sophie Millstein blieb vor der Eingangstür stehen.
»Gehen Sie vor?«, fragte sie.
Winter nahm ihr den Schlüssel aus der Hand und steckte ihn ins Riegelschloss.
»Wollen Sie nicht Ihre Waffe ziehen?«
Er schüttelte den Kopf. Sie hatte darauf bestanden, dass er sie mitnahm, doch er wäre sich ein wenig albern vorgekommen, hätte er damit herumgefuchtelt. Seine Berufserfahrung sagte ihm unmissverständlich, dass er sich von Sophie Millsteins Angst hatte anstecken lassen und selbst nervös war. Hatte er die Waffe erst in der Hand, erschoss er am Ende noch Mr. und Mrs.Kadosh oder den alten Harry Finkel, die Nachbarn im Stockwerk über ihr.
»Nein«, antwortete er, schloss auf und trat ein.
»Der Lichtschalter ist da an der Wand«, erklärte sie, was er wusste, da ihre Wohnung spiegelverkehrt genau denselben Grundriss hatte wie seine. Er streckte die Hand aus und schaltete die Lampen ein.
»Gott!«, schrie Simon Winter erschrocken auf.
Eine grauweiße Gestalt huschte ihm zwischen den Beinen hindurch nach draußen.

»Was zum Teufel …«
»Mr.Boots, du Frechdachs!«
Simon Winter drehte sich um und sah, wie Sophie Millstein eine große, dicke Katze ermahnte, die ihrerseits den Kopf am Bein der alten Dame rieb. »Tut mir leid, wenn er Sie erschreckt hat, Mr.Winter.«
Sie hob den Kater hoch. Er beäugte Winter mit irritierender katzenhafter Selbstgefälligkeit.
»Nein, schon gut«, erwiderte er, auch wenn ihm das Herz bis zum Halse schlug.
Sophie Millstein verharrte auf der Schwelle und streichelte das Tier im Arm, während Simon Winter ihre Wohnung inspizierte. Ein rascher Blick sagte ihm, dass – außer einem Sittich im Wohnzimmer, der irritierende schabende Geräusche in seinem Käfig machte – niemand da war. »Die Luft ist rein, Mrs.Millstein!«, rief er.
»Haben Sie im Wandschrank nachgesehen? Und unter dem Bett?«, antwortete sie aus der Diele.
Simon Winter seufzte und erklärte: »Mach ich noch.« Er trat in ihr kleines Schlafzimmer und schaute sich um. Es berührte ihn peinlich, den Raum zu betreten, den Sophie Millstein mit ihrem Mann geteilt hatte. Er sah, dass sie eine ordnungsliebende Frau war; ein cremeweißes Nachthemd und ein Morgenmantel lagen am Fuß des Bettes. Die Oberseite ihrer Kommode war sauber. Er entdeckte ein schwarzgerahmtes Bild von Leo Millstein und ein Familienfoto, auf dem ohne Zweifel Mrs.Millsteins Sohn und seine Familie zu sehen waren. Es handelte sich um eine Atelieraufnahme; alle trugen Schlips und Jackett beziehungsweise ihre besten Sonntagskleider. Außerdem fiel ihm ein Schmuckkästchen ins Auge, ein fein ziselierter Messingbehälter, auf den ein Kunsthandwerker einige Zeit verwendet haben musste. Ein Familienerbstück? Vermutlich.
Winter ging zum Schrank und öffnete die Tür, hinter der sich kein Eindringling verbarg, sondern nur Leos gesammelte dunkelbraunen und marineblauen Anzüge, die sich wie ein Ei dem anderen ähnelten, und daneben ein beachtlicher Vorrat an geblümten Kleidern. Außerdem hing ein seidig brauner Nerzmantel in der Ecke, für den sich in Miami Beach zweifellos selten Anlässe boten, der aber, vermutete er, einen hohen Erinnerungswert besaß.

Simon Winter drehte sich um und entschuldigte sich vor dem Bild von Leo Millstein. »Tut mir leid, wollte nicht aufdringlich sein, aber sie hat darum gebeten …« Zuletzt bückte er sich unter dem entschiedenen Protest eines arthritischen Knies und vergewisserte sich, dass niemand unter dem Bett lauerte. Ebenso stellte er fest, dass dort – anders als in seiner eigenen Wohnung – keine kleinen Staubballen lagen und auch keine uralten Zeitschriften gestapelt waren. Sophie Millstein hatte für ein Staubflöckchen oder einen Dreckfleck höchst wahrscheinlich dieselbe Verachtung übrig wie ein Feldwebel für einen ungepflegten Soldaten.
Wieder rief er: »Alles in Ordnung, Mrs.Millstein …«, und ging anschließend in die Küche. Direkt gegenüber dem Ausguss befand sich eine Glasschiebetür, die zu einem kleinen gefliesten Sitzplatz führte. Diese Terrasse befand sich vielleicht zehn Meter von einem Zaun und einer schmalen Gasse entfernt, an der die Mülleimer aufgereiht standen. Er rüttelte an den Türen, um sich davon zu überzeugen, dass sie abgeschlossen waren, dann begab er sich ins Wohnzimmer.
Dort kam ihm Sophie Millstein, immer noch den Kater auf dem Arm, entgegen. Sie hatte wieder Farbe im Gesicht, und aus ihren Worten war die Erleichterung herauszuhören.
»Mr.Winter, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich das zu schätzen weiß.«
»Keine Ursache, Mrs.Millstein.«
»Ich sollte dann mal die anderen anrufen.«
»Ich denke, das wäre das Beste.«
Als er die alte Frau in ihrem eigenen Wohnzimmer, inmitten ihrer Habseligkeiten und Fotos, mit dem Kater und den Rüschenkissen auf dem Sofa, in ihrer vertrauten Umgebung vor sich sah, vermutete er, dass sich ihre Angst bald legen würde.
»Ich hab meine Telefonnummern immer hier zur Hand«, erklärte sie, während sie in einen großen Sessel sank. Auf einem Beistelltisch daneben befand sich ein gelbes Telefon. Sie öffnete die einzige Schublade des Möbels und zog ein billiges, in rotes Leder gebundenes Adressbuch heraus.
Augenblicklich fühlte er sich wieder als Eindringling.
»Soll ich besser gehen?«, fragte Simon Winter. »Während Sie Ihre Anrufe machen?«

Sie schüttelte den Kopf und wählte die erste Nummer. Nach kurzem Schweigen verzog sie das Gesicht. »Es ist der Anrufbeantworter des Rabbi«, flüsterte sie. Eine Sekunde später dann sagte sie mit lauter, fester Stimme: »Rabbi? Sophie hier. Bitte rufen Sie mich so bald wie möglich zurück.«
Diese Worte schienen ihr die Dringlichkeit der Lage wieder ins Bewusstsein zu rücken. Als sie auflegte, atmete sie schwer. Sie drehte sich um und sah zu Simon Winter hoch, der weiter unbehaglich neben ihr verharrte. »Wo steckt er nur? Es ist schon dunkel. Er müsste eigentlich zu Hause sein.«
»Vielleicht ist er auf einen Happen rausgegangen.«
»Ja, das muss es wohl sein.«
»Oder ins Kino.«
»Möglich. Oder zu einem Treffen in der Synagoge. Er nimmt immer noch manchmal an den Spendenaktionen teil.«
»Sehen Sie!«
All diese harmlosen Erklärungsmöglichkeiten schienen ihr die Sorge nicht nehmen zu können.
»Wollen Sie jetzt noch die anderen anrufen?«, erkundigte sich Simon Winter.
»Ich muss warten«, antwortete Sophie Millstein nervös. »Wir haben Dienstag, da geht Mr. Silver immer mit Mrs. Kroner zum Bridge-Club drüben im Seniorenzentrum. Das tut er schon, seit wir uns regelmäßig mit dem Rabbi treffen.«
»Vielleicht wollen Sie noch jemanden anrufen?«
»Wen denn?«
»Ihren Sohn? Vielleicht würden Sie sich ein bisschen besser fühlen, nachdem Sie mit ihm geredet haben.«
»Das ist sehr aufmerksam von Ihnen, Mr.Winter, ich werde Ihren Rat gleich befolgen.«
»Haben Sie was zum Schlafen im Haus? Sie hatten einen bösen Schock, und vielleicht haben Sie Schwierigkeiten …«
»O ja, ich habe diese kleinen Pillen, keine Sorge.«
»Und wie steht’s mit Lebensmitteln? Sind Sie gut versorgt?«
»Mr.Winter, Sie sind zu liebenswürdig. Ja. Ich habe alles, was ich brauche. Hier bei mir daheim fühle ich mich schon viel besser.«

»Das hatte ich gehofft.«
»Und morgen werden Sie mir helfen? Und den anderen? Der ganzen Sache …«
»… auf den Grund zu gehen. Selbstverständlich.«
»Was haben Sie vor?«
Gute Frage, auf die er keine klare Antwort wusste. »Na ja, Mrs. Millstein, als Erstes sollte ich mal die Umstände von Mr. Steins Tod unter die Lupe nehmen. Gleichzeitig können wir alle zusammen überlegen, was Sie unternehmen möchten. Vielleicht kann ich mich mit Ihren Freunden zusammensetzen, und wir entwerfen einen Schlachtplan.«
Diese Aussicht schien Mrs.Millstein aufzumuntern. Sie nickte nachdrücklich.
»Leo«, erzählte sie, »Leo war wie Sie. Er traf Entscheidungen. Sicher, er war Herrenausstatter, kein Detective wie Sie, wie sollte er demnach wissen, wie dieses Rätsel zu lösen ist, nicht wahr, Mr.Winter?«
»Dann gehe ich jetzt mal. Schließen Sie hinter mir gut ab. Und falls Sie immer noch Angst haben, zögern Sie nicht, mich anzurufen. Aber ich denke, dass Ihnen ausreichend Schlaf am besten tut, und morgen früh fangen wir mit klarem Kopf an.«
»Mr.Winter, Sie sind ein vollendeter Gentleman. Sobald Sie gegangen sind, nehme ich eine Tablette.«
Sie stand auf und begleitete ihn zur Tür. Er sah, wie der Kater auf ihren Sessel sprang und sich an der Stelle einrollte, an der er ihre Körperwärme spürte.
»Schließen Sie ab«, erinnerte er sie.
»Ich könnte mich getäuscht haben«, sagte sie zögerlich. »Es wäre immerhin möglich. Es könnte doch wirklich ein Irrtum sein, oder?«
»Alles ist möglich, Mrs.Millstein. Hauptsache, wir finden es heraus.«
»Dann bis morgen«, erwiderte sie und nickte dankbar.
Er trat in den Flur und drehte sich noch einmal kurz zu seiner Nachbarin um, die mit einem schwachen Lächeln die Tür hinter ihm zuschob. Er wartete, bis er das Riegelschloss mit einem lauten Klicken einschnappen hörte.
Simon Winter trat in den Hof des Sunshine Arms und ließ die stickige Luft in seine Poren dringen. Eine Straßenlaterne hinter dem

Gebäudeeingang warf einen schwachen Lichtstrahl auf den Engel, so dass er glitzerte, als wäre er nass. Die Dunkelheit, die ihn umgab, erinnerte Winter an starken, schwarzen Kaffee. Ihm kam ein seltsamer, schrulliger Gedanke: Also, wenn du dich schon nicht umbringst, kannst du dir genauso gut was zu essen besorgen. Wenn du dir schon nicht die Kugel gibst, gönn dir wenigstens ein Hühnchen.
Da er seine eigene Gesellschaft nicht allzu unterhaltsam fand, beschloss er, im Restaurant zu essen, und ging im Kopf die Möglichkeiten durch. Er machte einen Schritt, dann einen zweiten, dann blieb er stehen. Er drehte sich um und warf einen letzten Blick auf Sophie Millsteins Apartment. Die Gardinen waren zugezogen. Aus einer anderen Wohnung dröhnte der Fernseher, und ein Stück die Straße hinunter mischte sich Gelächter in den Lärm. Einige Häuserblocks entfernt heulte ein Motorrad auf – alles in bester Ordnung. Nicht perfekt, aber vertraut. Es ist eine Nacht wie jede andere. Es ist heiß. Es weht eine Brise, die keine Kühlung bringt. Am Tropenhimmel funkeln die Sterne.
Er bestand darauf, abgesehen von den traumatischen Erinnerungen einer alten Frau sei an diesem Abend alles ganz normal. Und die haben wir schließlich mehr oder weniger alle, fügte er hinzu. Er versuchte, sich mit der Alltäglichkeit seiner Umgebung zu beschwichtigen, was ihm jedoch nur teilweise gelang. Er ertappte sich dabei, wie er in schattige Winkel spähte, nach Gestalten Ausschau hielt, auf verräterische Geräusche achtete und sich plötzlich wie jemand benahm, der sich verfolgt fühlte. Er schüttelte den Kopf, um die Beklemmung loszuwerden, warf sich vor, mit zunehmendem Alter schreckhaft zu werden, und schritt entschlossen an dem Engel im trockenen Brunnen vorbei. Er hatte auf einmal ein unbändiges Verlangen zu laufen und die Furcht seiner Nachbarin weit hinter sich zu lassen.
Er lief zügig voran und fragte sich nur einen Augenblick lang, ob der Tod, wenn er kam, wie die Nacht war.

2

Schlaf

Sophie Millstein spähte durch einen Gardinenspalt hinaus und blickte Simon Winter in der Dunkelheit des Hofs hinterher. Dann drehte sie sich um und sackte auf ihren Sessel. Fast im selben Moment sprang der grau-weiß gefleckte Kater auf ihren Schoß.
»Mr.Boots, hast du mich vermisst?«
Während das Tier sich einrollte, kraulte sie das weiche Fell in seinem Nacken.
»Mach's dir nicht allzu bequem«, warnte sie. »Ich hab noch einiges zu erledigen.«
Der Kater überhörte das nach Katzenart und fing an zu schnurren.
Sophie Millstein legte dem Tier die Hand aufs Fell und fühlte sich mit einem Mal erschöpft. Sie sagte sich, es sei nichts dabei, wenn sie nur einen Moment die Augen schloss, doch als sie es tat, merkte sie, wie sie sich in einem nervösen Gedankenwirrwarr verlor, als ob ihre geschlossenen Lider nur die Ängste stauten, statt sie zu beruhigen. Sie legte die Hand an die Stirn und fragte sich, ob sie vielleicht einen Infekt ausbrütete. Sie hatte das Gefühl zu fiebern und räusperte sich mehrmals kräftig, um zu sehen, ob sie verschleimt war.
Sie holte tief Luft.
»Du hast immer ein einfaches Leben gehabt, Mr. Boots«, wandte sie sich an den Kater. »Es war immer für dich gesorgt. Du hattest ein warmes, trockenes Zuhause. Reichlich zu fressen. Unterhaltung. Zuneigung. Alles, was ein Katzenherz begehrt.«
Mit einer abrupten Bewegung legte sie die Hand unter das Tier und schob es vom Schoß. Sie zwang sich, aufzustehen.
Sie betrachtete den Kater, der ihr trotz seiner unerwarteten Vertreibung um die Beine strich.
»Ich hab dich gerettet«, sagte sie bitter und war von der aufwallenden Wut selbst überrascht. »Dieser Mann hatte dich und den übrigen Wurf in einen Beutel gestopft, um euch ins Wasser zu werfen. Niemand wollte kleine Kätzchen. Es gab einfach zu viele, alle Welt hasste Katzenjunge,

und keiner mochte sie haben, also wollte er euch alle töten, doch ich habe ihn daran gehindert und dich aus der Tüte geholt. Ich hätte eins der anderen nehmen können. Ich hatte schon die Hand um eins gelegt, doch es hat mich gekratzt, ich habe losgelassen und dich gepackt. Also hast du ein angenehmes Leben gehabt, während alle anderen in dem Beutel blieben und der Beutel ins Wasser geworfen wurde, so dass sie alle ertranken.«
Sie schob Mr.Boots mit dem Fuß weg.
»Glück gehabt, Kater«, flüsterte sie zischelnd. »Du bist ein richtiger Glückspilz.«
Sophie Millstein ging in die Küche und machte sich daran, aufzuräumen. Sie richtete jede Dose auf den Regalen mit dem Etikett nach vorne aus, ordnete sie nach Größe und nach Sorte, so dass die Oliven nicht neben der Tomatensuppe standen. Nachdem das erledigt war, unterzog sie die verderblichen Lebensmittel im Kühlschrank einer ähnlichen Prozedur und stapelte sie in Reih und Glied. Als Letztes inspizierte sie ein Flunderfilet, das sie sich eigentlich zum Abendessen hatte grillen wollen, doch der Hunger war ihr vergangen. Einen Moment lang zögerte sie, weil der Fisch sich vielleicht nicht bis zum nächsten Tag halten würde. Sie beschloss, ihn am Morgen zuzubereiten und mittags zu essen.
Der Kater war ihr miauend gefolgt. Das Geräusch irritierte sie.
»Schon gut. Schon unterwegs.«
Sie machte eine Dose Katzenfutter auf. Der Dosenöffner bereitete ihr Mühe, und ihre Hand fühlte sich wund an. Morgen früh sollte sie zum Eisenwarenhändler gehen und einen elektrischen kaufen. Sie setzte dem Kater den vollen Napf vor und sah ihm beim Fressen zu.
Im Schlafzimmer starrte sie auf das Bild ihres verstorbenen Mannes.
»Du müsstest bei mir sein«, erklärte sie vorwurfsvoll. »Du hattest kein Recht, mich allein zu lassen.«
Sophie Millstein marschierte in das kleine Wohnzimmer zurück und nahm erneut auf ihrem Sessel Platz. Mit einem Mal fühlte sie sich, als wäre sie auf der Straße und es ginge ein Unwetter hernieder, als brächen die Böen wie meterhohe Wellen in die feuchte Stille und schlügen von allen Seiten über ihr zusammen.
»Ich bin müde«, sagte sie laut. »Ich sollte eine Tablette nehmen und mich schlafen legen.«

Doch stattdessen stand sie auf, stapfte in die Küche, griff nach dem Telefon und wählte die Nummer ihres Sohnes auf Long Island. Sie ließ es einmal klingeln, doch als ihr augenblicklich klar wurde, dass sie mit ihrem einzigen Kind nicht reden wollte, legte sie gleich wieder auf. Er wird nur wieder darauf herumreiten, dass ich in eins von diesen Altenheimen ziehen soll, wo ich keine Menschenseele kenne, sagte sie sich. Das hier ist mein Zuhause.
Sophie Millstein ging zum Wasserhahn, goss sich ein Glas ein und nahm einen großen Schluck. Es schmeckte brackig, metallisch. Sie verzog das Gesicht. »Miami Beach spezial«, murmelte sie. Sie wünschte sich, sie hätte daran gedacht, im Supermarkt Wasser in Flaschen zu kaufen. Sie schüttete einen Teil in den Ausguss zurück, nahm den Rest mit und füllte den Behälter im Vogelkäfig auf. Der Sittich zwitscherte ein, zwei Mal. Einen Augenblick lang wunderte sie sich, weshalb sie dem Vogel nie einen Namen gegeben hatte, so wie ihrem Kater. Sie überlegte, ob das irgendwie unfair war, bezweifelte es aber und kehrte in die Küche zurück, um ihr Glas abzuspülen und zum Trocknen auf die Ablage zu stellen. Oberhalb des Spülsteins befand sich ein kleines Fenster, und sie blickte in die Nacht.
Sie redete sich gut zu, dass sie mit jedem Gegenstand, mit jedem Schatten, den sie dort sehen konnte, vertraut sei; alles war genauso wie die Nächte davor, und alles war genau dort, wo es hingehörte, und das seit zehn Jahren. Dennoch suchte sie wie ein Wachsoldat jeden dunklen Winkel im Garten ab, um zu sehen, ob sich irgendwo etwas bewegte.
Sie drehte den Wasserhahn zu und horchte.
Es gab ein paar ferne Verkehrsgeräusche. Oben schlurfte Finkel durch die Wohnung. Ein Fernseher lief zu laut; das waren vermutlich die Kadoshs, dachte sie, sie sind zu eigensinnig, um ihre Hörgeräte einzuschalten.
Sie schaute weiter aus dem Fenster. Ihre Augen glitten über jeden Lichtstrahl, jeden dunklen Fleck. Sie staunte, wie viele Stellen es gab, an denen sich jemand verstecken konnte, ohne gesehen zu werden: die Ecke, an der der Orangenbaum neben dem alten Maschendrahtzaun stand; die Schatten, welche die Mülltonnen warfen.
Nein, sagte sie sich, es ist alles so wie immer.
Nichts ist anders als sonst.

Nichts fällt aus dem gewohnten Rahmen.
Sie holte tief Luft und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Fernsehen, sagte sie sich. Sie schaltete ihren Apparat ein und sank in einen Sessel. Es lief eine Sitcom; ein paar Minuten lang versuchte sie, den Witzen zu folgen, zwang sich, in das Gelächter aus der Konserve einzustimmen. Sie ließ den Kopf in die Hände sinken, und während die Sendung weiterlief, zitterte sie, als ob sie fröre, doch sie wusste, das war nicht der Grund.
Er ist tot, hämmerte sie sich ein. Er ist nicht hier.
Einen Moment lang kamen ihr sogar Zweifel, ob er überhaupt je existiert hatte: Wer war das, den ich damals gesehen habe? Es konnte irgendein Fremder gewesen sein, besonders mit diesem Hut und dem dunklen Mantel. Und nachdem er gebrüllt hatte, haben sie damals die Tür so schnell zugemacht, ich konnte ihn ja kaum sehen.
Doch sie wusste, das stimmte nicht. Er war es.
Sie spürte, wie in ihr die blanke Wut hochstieg. Von jeher war er es. Tag für Tag, Stunde um Stunde. Er war selbst dann da gewesen, wenn sie sich relativ sicher gefühlt hatten – ein Trugschluss, wie sie jetzt wusste. Er hatte sich wie ein besonders geduldiger, kaltblütiger Jäger angeschlichen und auf den rechten Moment gewartet. Dann hatte er ihnen zuerst ihr Geld genommen, dann ihre Freiheit und damit ihr Leben.
Sophie Millstein fühlte, wie in ihr der Hass aufstieg.
»Ich hätte ihn damals töten sollen«, stellte sie laut fest, »hätte ich doch nur gewusst …«
Sie brachte den Satz nicht zu Ende, denn sie erkannte, es hatte damals keine Chance gegeben. Sie sagte sich: Du warst doch noch ein Kind – was wusstest du denn vom Töten?
Die bittere Antwort lag auf der Hand: damals noch nicht viel. Aber du hast es früh genug erfahren, nicht wahr?
Im Fernseher lief ein Werbespot für Bier, und eine Weile lang betrachtete sie die muskulösen jungen Männer und attraktiven jungen Frauen, die sich um einen Swimmingpool tummelten. So sieht in Wahrheit niemand aus, dachte sie. Als sie im selben Alter wie diese Models gewesen war, wurde ihr bewusst, wog sie unter siebzig Pfund und sah eher tot als lebendig aus.
Doch ich bin nicht gestorben, dachte sie trotzig.
Er muss geglaubt haben, wir würden alle sterben, aber ich habe überlebt.

Wieder stützte sie den Kopf in die Hände.
Wieso ist *er* eigentlich nicht gestorben?, fragte sie sich.
Wie hatte er den Krieg überleben können?
Wer hätte denn ihn gerettet? Jedenfalls nicht die Deutschen, für die er gearbeitet hat. Als er nicht mehr nützlich war, lag es für sie nahe, ihn wie alle anderen nach Auschwitz zu schicken. Auch nicht die Alliierten oder die Russen, die ihn als Kriegsverbrecher verfolgt hätten. Und gewiss nicht die Juden, die er so eifrig auf den Weg in den sicheren Tod geschickt hatte. Wie hatte er also überleben können?
Bei diesen unlösbaren Fragen, die sie bestürmten, schüttelte sie den Kopf.
Er musste, wie all die anderen auch, gestorben sein. Etwas anderes war undenkbar.
Sie sagte sich den Satz immer wieder. Er muss gestorben sein. Er muss gestorben sein. Dann verkürzte sie ihn im Geist und dachte nur noch: Er ist tot. Er ist tot. Er kann nicht am Leben sein. Nicht hier. Nicht in Miami Beach. Nicht inmitten der wenigen Überlebenden.
Einen Augenblick lang hatte sie das Gefühl, ihr würde schlecht.
Sophie Millstein, der die Furcht wie ein monströses Geschöpf im Leib rumorte, stand auf. Die Figuren der Fernsehkomödie lachten alle, und die Zuschauer lachten über sie.
»Leo«, sagte sie laut. Sie ging zum Telefon und wählte hastig die Nummer des Rabbi. Als sie die Ansage des Anrufbeantworters hörte, legte sie auf. Sie sah auf die Armbanduhr und dachte: Noch zu früh für Mr. Silver und Frieda Kroner. Die sind nicht vor Mitternacht zurück. Ihr Finger schwebte über der Tastatur, dann tippte sie Simon Winters Nummer ein. Sie rechnete damit, dass er sofort abnehmen würde, und versuchte, sich zurechtzulegen, was sie sagen sollte, außer dass sie immer noch Angst hätte, doch der einzige Gedanke, den sie fassen konnte, war Simon Winters Revolver, der sie beschützen würde.
Das Telefon klingelte weiter, ohne dass sich jemand meldete. Nach einer Weile schaltete sich das Band ein: »Dies ist der Anschluss von Simon Winter. Nach dem Signalton können Sie eine Nachricht hinterlassen.«
Sie wartete, und sagte nach dem elektronischen Signal:
»Mr.Winter? Sophie Millstein. Ich wollte nur … ach, ich wollte Ihnen nur noch einmal danken. Alles Weitere dann morgen früh.«

Ein wenig erleichtert legte sie auf. Er hat bestimmt ein paar gute Ratschläge, dachte sie. Er ist ein sehr netter Mann, mit einem kühlen Kopf und einer Menge Grips. Vielleicht nicht so viel wie Leo, aber er wird wissen, was zu tun ist.
Sie fragte sich, wo er stecken mochte. Wahrscheinlich war er nur noch ausgegangen, um irgendwo eine Kleinigkeit zu essen. Er wird bald zurück sein. Genau wie Rabbi Rubinstein ist er einfach nur noch mal ausgegangen. Alles ist heute Abend ganz normal. Genau wie an jedem anderen Abend.
Plötzlich musste sie denken: Mr. Herman Stein, wer waren Sie? Wieso haben Sie diesen Brief geschrieben? Wen haben Sie gesehen?
Sie holte tief Luft, doch in einer Woge der Panik kam ihr die unabweisliche Erkenntnis: Ich bin ganz allein.
Im nächsten Moment hielt sie dagegen und schärfte sich ein, dass sie irrte. Schließlich waren die Kadoshs und der alte Finkel über ihr und bald käme sicher auch Simon Winter vom Essen zurück; sie wäre von ihnen allen umgeben, und alles wäre gut.
Sie nickte still, um sich von der Richtigkeit der Feststellung zu überzeugen. Sie trat einen Schritt näher an den Fernseher heran. Nach der Comedy lief nunmehr ein düstereres Drama.
Wer könnte das sonst gewesen sein?, fragte sie sich plötzlich.
Wieder schnappte sie nach Luft. Der Gedanke versetzte ihr einen Stich, und sie versuchte rasch, die dunklen Ahnungen und Ängste mit fadenscheinigen Argumenten zu betäuben.
Ach was, es kann ein Wildfremder gewesen sein. Ein x-beliebiger alter Mann in Miami Beach – immerhin wimmelt es hier nur so von alten Leuten. Und die sehen auch noch alle gleich aus. Vielleicht hat er dich auch mit jemandem verwechselt, den er kannte, und hat dich deshalb so angestarrt und sich noch einmal aufmerksam umgesehen. Und als er merkte, dass er sich getäuscht hatte, na ja, um einer peinlichen Situation aus dem Weg zu gehen, hat er sich weggeschlichen. So was passiert ständig. Im Laufe seines Lebens begegnete man immerhin Hunderten von Leuten, also ist es nur natürlich, dass man ab und zu für jemand anderen gehalten wird.
Doch sie hatte nicht das Gefühl, dass der Mann sie für jemand anderen gehalten hatte.

Wieso hier?, fragte sie sich.
Keine Ahnung.
Wieso ist er hierhergekommen?
Keine Ahnung.
Was hat er vor?
Keine Ahnung.
Wer ist er?
Auf diese Frage wusste sie die Antwort, doch das wollte sie sich nicht eingestehen.
Sie versuchte, ihre Emotionen in den Griff zu bekommen, die zwischen den Wänden der kleinen Wohnung hin und her zu springen schienen. Sie beschloss, am nächsten Morgen zum Holocaust Center zu gehen und mit den Leuten dort zu reden. Sie waren immer so nett, sogar die jungen, und sie interessierten sich brennend für alles, was sie zu erzählen hatte; sie war sicher, dass sie ihr auch diesmal zuhören würden. Sie würden wissen, was zu tun war.
Augenblicklich ging es ihr besser.
Das ist ein guter Plan, dachte sie.
Sophie Millstein nahm den Hörer vom Telefon und wählte die Nummer des Holocaust Center. Sie wartete, bis die Ansage mit den Öffnungszeiten abgespielt war, und sagte nach dem Signalton in den Hörer: »Esther? Hier spricht Sophie Millstein. Ich muss Sie sprechen, bitte. Ich komme morgen früh und erzähle Ihnen davon, wie ich verhaftet wurde. Es ist etwas passiert. Das hat Erinnerungen wachgerufen …«
Sie zögerte, weil sie nicht wusste, wie viel sie erklären sollte. Während sie noch nachdachte, war das Band zu Ende, und mit dem Piepton wurde die Aufnahme gestoppt. Sie hielt den Hörer immer noch in der Hand und überlegte, ob sie noch einmal anrufen und ihre Nachricht zu Ende sprechen sollte, ließ es dann aber bleiben.
Sie legte auf und fühlte sich besser.
Sie ging zum Fenster neben der Wohnungstür, wo sie die Gardine an der Ecke ein wenig lupfte, um noch einmal wie nach dem Abschied von Simon Winter hinauszuspähen. In seiner Wohnung brannte kein Licht. Eine Weile betrachtete sie den Hof und blinzelte in die Nacht, um auf die andere Seite der Straße zu sehen. Ein Wagen fuhr schnell vorbei. Sie erhaschte einen Blick auf ein Paar, das zügig den Bürgersteig entlanglief.

Sie gab ihren Posten an der Vorderseite auf und lief zur Gartentür, die sie, ebenso wie zuvor Simon Winter, überprüfte, um sicherzugehen, dass sie abgeschlossen war. Sie ruckelte ein wenig an der Schiebetür. Sie bedauerte, wie wenig solide sie aussah, und beschloss, dass sie am Morgen auch noch Mr. Gonzales, den Eigentümer des Sunshine Arms, anrufen könnte. Ich bin alt, dachte sie. Wir sind hier alle alt, und er sollte wirklich bessere Schlösser anbringen und vielleicht auch eine von diesen raffinierten Alarmanlagen wie zum Beispiel die bei meiner Freundin Rhea drüben im Belle Vue. Sie braucht nur auf einen Knopf zu drücken, und schon wird wie von Zauberhand die Polizei gerufen. So was in der Art sollten wir hier haben, etwas Modernes.
Sie schaute noch einmal nach draußen, sah jedoch nichts als Dunkelheit. Mr.Boots war zu ihren Füßen.
»Siehst du, Katerchen, kein Grund, dir Sorgen zu machen.«
Der Kater antwortete nicht.
Angst und Erschöpfung hielten sich die Waage. Einen Moment lang überlegte sie ernsthaft, ob das Seniorenheim, mit dem ihr Sohn ihr in den Ohren lag, am Ende gar keine so schlechte Idee wäre.
Doch wie alles andere auch, sagte sie sich schließlich, konnte es bis morgen warten. Sie beruhigte sich mit einer Liste von Erledigungen, die am kommenden Tag anstanden: Anruf bei Mr.Gonzales; Kauf eines neuen, elektrischen Dosenöffners; Anruf bei ihrem Sohn; Besuch im Holocaust Center; Gespräche mit dem Rabbi und Mr. Silver und Mrs.Kroner. Und ein Treffen mit Simon Winter, um eine Entscheidung zu fällen. Ein voller Tag, dachte sie, trat ins kleine Badezimmer und öffnete ihr Arzneischränkchen. Dort standen eine Reihe Medikamente in Reih und Glied. Etwas fürs Herz. Etwas für die Verdauung. Etwas gegen Schmerzen. In einem kleinen Döschen fast am Ende des Fachs fand sie, was sie suchte: etwas zum Schlafen. Sie schüttete sich eine einzige weiße Pille in die Hand und schluckte sie ohne Wasser hinunter.
»So«, sagte sie zu ihrem Spiegelbild. »In vielleicht zehn Minuten geht dein Lämpchen aus.«
Sie lief schnell ins Schlafzimmer, schlüpfte aus ihren Sachen und nahm sich die Zeit, ihr Kleid sorgfältig in den Schrank zu hängen sowie die Wäsche in den weißen Korb zu werfen. Sie zog sich das Nachthemd aus Rayon an und legte sich die Rüschen um den Hals zurecht. Sie erinnerte

sich, dass es zu Leos Lieblingsnachthemden gehört hatte und dass er sie damit aufgezogen und behauptet hatte, sie sähe darin sexy aus. Sie vermisste die Neckereien. Sie hatte sich nie für sexy gehalten, doch sie mochte seine Späße, weil sie ihr das Gefühl gaben, begehrenswert zu sein, was sie genoss. Sie warf einen letzten Blick auf das Foto ihres Mannes und schlüpfte unter die dünnen Laken. Als die Wirkung der Schlaftablette einsetzte, spürte sie eine angenehme, warme, ein wenig schwindelerregende Woge.
Der Kater sprang neben ihr aufs Bett.
Sie streckte die Hand nach ihm aus und streichelte ihn.
»Ich war gemein zu dir«, sagte sie. »Tut mir leid, Mr. Boots. Ich brauche nur dringend meinen Schlaf.« Er rollte sich neben ihr ein.
Sie schloss die Augen. Das war alles, was ihr Herz begehrte, dachte sie: einen einzigen, ruhigen Abend und erholsamen, traumlosen Schlaf.
Die Nacht klappte wie ein Deckel über Sophie Millstein zu. Selbst als nach einigen Stunden Mr.Boots plötzlich aufstand, einen Buckel machte und aus Protest gegen die brutalen, unmenschlichen Geräusche eines Eindringlings in instinktiver Abwehr fauchte und zischte, rührte sie sich nicht.

3

Der Buchhalter der Toten

Es war bereits neun Minuten nach Mitternacht und die Nummer drei der Miami Beach Notrufleitstelle entsprechend verärgert, dass ihre Schichtablösung sich zum dritten Mal in dieser Woche verspätete. Sie wusste, dass das kleine Kind von Nummer siebzehn mit Bronchitis im Bett lag, doch neun Minuten waren neun Minuten, und sie wollte nicht vollkommen unausgeschlafen sein, wenn ihr eigener Sohn sie wie fast jeden Morgen weckte, indem er sich in ihrem Haus in Carol City laut vernehmlich im Bad und in der Küche zu schaffen machte. Ein Vorteil, den Jugendliche genossen, erinnerte sie sich, war eine gewisse Unempfindlichkeit gegen Lärm. Also zählte sie die Minuten und rechnete die Verspätung von Nummer siebzehn zur Heimfahrt dazu: Miami Beach, dann die Dammstraße entlang, am Stadtzentrum vorbei und schließlich auf die Autobahn einen Bogen um Liberty City, bis sie endlich das kleine Haus erreichte, das sie in einem staubig trockenen Teil des County besaß. Das Viertel war weder Teil der City noch Vorstadt, sondern bildete eine Enklave der unteren Mittelschicht, die bescheidene Sicherheit bot und etwas weniger Kummer bereitete als die Gegend kaum ein, zwei Meilen weiter. In ihrem acht Jahre alten Chevy brauchte sie für die Fahrt knapp eine Stunde.

Links und rechts von ihr hatten Nummer elf und vierzehn bereits ihren Nachtdienst angetreten. Nummer elf schickte gerade einen Löschzug zu einem Brand im zweiten Stock eines Wohngebäudes Nähe Collins Avenue, und Nummer vierzehn stellte zwischen einem State Trooper, der auf dem Julia Tuttle Causeway einen großen BMW verfolgte, und der Fahndungsstelle eine Verbindung her. Es war eine anstrengende Nacht gewesen: ein Einbruch in einem Eckladen, eine Meldung zu einer Vergewaltigung, eine Schlägerei vor einem Nachtclub. Eine Menge Arbeit, aber wohl nichts, was es am nächsten Morgen in die Zeitung schaffen würde. Nummer drei sah auf und reckte den Kopf, um nach Nummer siebzehn Ausschau zu halten.

Sie blickte immer noch um sich, als an ihrer Schalttafel das rote Licht

aufblinkte. Ohne nachzudenken, drückte sie den Verbindungsknopf und sprach in antrainiertem sachlichem Ton.
»Notruf Miami Beach: Feuerwehr, Polizei, Rettungsdienst.«
Schon bei den ersten Worten wusste sie, dass ein alter Mensch in der Leitung war:
»Oh, mein Gott! Schicken Sie bitte sofort die Polizei! Hier ist jemand ermordet worden! Die arme Mrs. Millstein! Einen Krankenwagen! Schicken Sie Hilfe! Bitte!«
Es gehörte zu ihrem Beruf, hysterische Reaktionen ihrer Anrufer zu meistern.
»Ja, Ma'am, sofort. Nennen Sie mir die Adresse.«
»Ja, sicher, äh, das Sunshine Arms, 1290 Thirteenth Court. Bitte schnell!«
»Ma'am, welche Art von Hilfe brauchen Sie? Was ist passiert?«
Nummer drei stellte ihre Fragen in vollkommen ruhigem Ton.
»Wir haben ein Geräusch gehört, Henry und ich, und er ist runter, um nachzusehen, und Mr. Finkel ist auch mitgekommen, und sie war tot! Oh, mein Gott, in was für einer Welt leben wir nur? Schicken Sie die Polizei, bitte! Jemand hat sie umgebracht. Oh, mein Gott, wo sind wir denn?«
»Bleiben Sie bitte am Apparat …« Während sie auf einen anderen Knopf drückte, sprach Nummer drei in die Leitung: »An alle Einheiten. Möglicherweise Tötungsdelikt, 1290 Thirteenth Court. Eilt! Es sind Leute am Leichenfundort. Diensthabende Einheit, bitte melden …« Sie drückte auf einen zweiten Knopf, der sie mit einem Krankenwagen verband. »Wir haben ein Tötungsdelikt, 1290 Thirteenth Court, aber es sind ältere Menschen mitbetroffen. Fahren Sie hin. Sehen Sie, ob jemand Hilfe braucht.« Dies entsprach nicht ganz den Vorschriften, doch Nummer drei war schon seit über zehn Jahren beim Notruf und wusste aus Erfahrung, dass die Aufregung und das Geräusch von Sirenen schwache Herzmuskeln ziemlich strapazieren konnten.
Nummer drei meldete sich anschließend wieder ruhig und sachlich bei der fassungslosen Frau in der offenen Leitung.
»Ma'am, es ist Hilfe unterwegs. Ein Polizist müsste jeden Moment eintreffen. Außerdem habe ich einen Krankenwagen bestellt.«
»Er hat ihn gesehen, mein Henry, wie er aus der Gartentür gerannt ist.

Ein Schwarzer, und Henry hat ihn bis zur Gasse hinter dem Zaun verfolgt, aber dann ist er ihm entwischt, und ich habe Sie angerufen. Ach, die arme Mrs.Millstein!«
»Ma'am, ist der Tatverdächtige noch in der Nähe?«
»Was? Wer? Nein, er ist über die Gasse getürmt.«
»Ma'am, legen Sie nicht auf. Ich brauche noch Ihren Namen und Ihre Anschrift …«
Wieder ließ sie die Anruferin in der Leitung warten, während sie eine weitere Nummer wählte.
»Morddezernat Beach. Detective Robinson am Apparat.«
»Detective? Hier spricht Nummer drei von der Notrufzentrale. Ich glaube, es kommt ein bisschen Schwung in Ihre gemächliche Dienstnacht. Wir haben gerade einen Anruf reinbekommen, möglicherweise ein Tötungsdelikt in einer Wohnanlage namens Sunshine Arms in South Beach. Die Streife ist schon auf dem Weg, aber vielleicht wollen Sie ja jemanden hinschicken, bevor die alle Spuren zertrampeln …«
Walter Robinson erkannte die Stimme. »Lucy«, seufzte er, »was wäre eine Nacht ohne einen Anruf von Ihnen.«
Nummer drei grinste, wünschte sich einen Augenblick lang, sie wäre jünger und sexier und zu Hause läge nicht schnarchend ihr Mann in ihrem breiten Doppelbett. »Also, Detective«, sagte sie, »wir haben alles beisammen, samt hysterischer alter Frau in der Leitung, die behauptet, der Täter sei gerade vom Tatort geflohen. Wenn Sie sich beeilen, haben Sie vielleicht Glück.«
»Glück«, erwiderte Robinson, »ist auf dieser Welt Mangelware.«
Nummer drei nickte. Sie blickte auf und sah, wie Nummer siebzehn mit einem verlegenen, schuldbewussten Gesichtsausdruck die Zentrale betrat.
»Na ja, Detective, wenn Sie kein Glück brauchen …«
»Das hab ich nicht behauptet, Lucy. Ich hab nur gesagt, dass es rar gesät ist. Besonders spätnachts in der Großstadt.«
»Können Sie laut sagen«, pflichtete Nummer drei bei, während sie die Verbindung mit dem Detective trennte und über die offene Leitung im Hintergrund eine Sirene hörte, die das Schluchzen der alten Dame zunehmend übertönte.

Walter Robinson beendete das Telefonat und schrieb sich die Adresse auf ein Stück Schmierpapier. Er machte sich auf die Hitze gefasst, die draußen auf ihn wartete, wenn er die frische Kühle seines Büros im Morddezernat verließ: eine widerwärtige, zähflüssige, klebrige Schwüle, die einem die Luft zum Atmen nahm. Die gestaute Feuchtigkeit würde ihm wie eine Zwangsjacke die Brust einschnüren. Er atmete einmal tief ein, schob die juristischen Lehrbücher, in denen er gelesen hatte, in eine Schublade, nahm ein Funkgerät von der Ladestation auf der Ecke seines Schreibtischs und dachte: Was für eine schreckliche Nacht zum Sterben.
Robinson, dessen Alter sich weniger an Jahren als an desillusionierenden Erfahrungen auf der Straße messen ließ, war nur noch zwanzig Punkte vom Juraabschluss entfernt – seinem Freifahrtschein aus dem Polizeidienst. Er fuhr zügig durch das gelbliche Licht der Natriumdampflampen, die das nächtliche Pflaster mit diesem gespenstischen Schimmer überzogen. Auch wenn er sich in Miami nicht als Einheimischer empfand – ein Status, den er diesem etwas gröberen Schlag mit dem gedehnten Südstaatenakzent nicht neidete, so war er doch als Sohn einer Grundschullehrerin in Coconut Grove aufgewachsen.
Sein zweiter Vorname lautete Birmingham, allerdings benutzte er ihn nie. Es wäre zu kompliziert, den Weißen und Latinos, mit denen er bei der Polizei von Miami Beach vorwiegend zusammenarbeitete, zu erklären, wieso man ihn zumindest teilweise nach einer Stadt benannt hatte. Seine Mutter war mit einem der Kinder entfernt verwandt, die 1963 bei dem Attentat von Birmingham ums Leben gekommen waren, und so hatte sie bei seiner Geburt einen Teil ihres Zorns weitergegeben, indem sie ihn nach der Stadt in Alabama benannte, damit er, wie sie ihm von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis rief, nicht vergaß, wo er herkam.
Dabei fand Walter Robinson nichts Verkehrtes daran, zu vergessen, woher er kam. Er hatte seinen Namensgeber in Alabama noch nie besucht, und es zog ihn auch nicht sonderlich in den Stadtteil zurück, in dem er groß geworden war. Der Grove ist ein eigenartiger Teil von Miami. Wie der Zufall spielte, war dort im Lauf der Zeit einer der schlimmsten Slums der Stadt entstanden, in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer der wohlhabendsten Gegenden, und sorgte so dafür, dass Angst,

Wut und Neid in regelmäßigen Wogen überschwappten. Robinson hatte die ganze Gefühlsskala hinter sich und verspürte wenig Lust, sich daran zu erinnern.
Außerdem fühlte er sich ungeachtet seiner acht Jahre im Dezernat Miami Beach – zuerst in Uniform und die letzten drei mit goldener Marke – auch in seiner Dienststelle nicht zu Hause. Er fand seine mangelnde Verwurzelung ungewöhnlich und ein wenig besorgniserregend, versuchte jedoch, sie im Alltag zu ignorieren.
Er bog in den Thirteenth Court ein und sah schon von weitem die Streifenwagen, die vor dem Gebäudekomplex des Sunshine Arms parkten. Mit Genugtuung stellte er fest, dass die Kollegen in Uniform den Fundort bereits weitläufig mit Absperrband gesichert hatten. Er stieg aus seinem nicht gekennzeichneten Wagen und lief zu einer Gruppe älterer Menschen, die sich in einer Ecke des Hofs zusammendrängte. Als er sich dem Wohngebäude näherte, kam ein Streifenpolizist herüber und begrüßte ihn mit Namen. Er antwortete mit einem stummen Nicken.
»Was haben wir?«
»Älteres Opfer, im Schlafzimmer. An der Gartenseite Zeichen von gewaltsamem Eindringen. Eine Terrassentür, wissen Sie, eins von diesen Schiebedingern, die mein Sechsjähriger aufbrechen könnte …«
»Ich kenne die Sorte. Abwehrspuren?«
»Kaum. Wie’s aussieht, hat sich der Täter allerdings alles gegriffen, was nicht niet- und nagelfest war, bevor die Nachbarn zur Stelle waren. Er muss weggerannt sein, als er hörte, dass sie kamen, um nachzusehen, was los war. Einer von ihnen, ein Mr. Henry Kadosh, eine Wohnung drüber, hat den Täter noch bis auf den Weg hinter dem Garten verfolgt und ihn recht gut zu sehen bekommen. Seine Frau hat den Notruf gewählt.«
»Und?«
»Schwarz, männlich, zwischen achtzehn und Mitte zwanzig. Eins fünfundsiebzig bis eins achtzig groß. Eher schmal gebaut, um achtzig Kilo. Trug hochgeschlossene Turnschuhe und ein dunkles T-Shirt.«
»Passt auf mich«, meinte Walter Robinson. »Was wetten wir: Bevor ich den Tatort verlassen habe, sagt einer von denen: ›Aber die sehen doch einer aus wie der andere‹.« Dabei ahmte er die Stimme eines älteren Menschen nach.

Der Streifenpolizist grinste. »Wenn Sie gleich da rübergehen, schreit bestimmt einer: ›Da ist er ja!‹«
Robinson lachte. »Wahrscheinlich. Wär nicht das erste Mal.«
Der Polizist fuhr fort: »Ich hab eine Fahndung rausgegeben. Vielleicht haben wir Glück.«
»Sie sind bereits der Zweite innerhalb der letzten halben Stunde, der das zu mir sagt. Dabei fühle ich mich heute Nacht nicht gerade wie ein Glückspilz.«
Der Sergeant zuckte mit den Achseln. »Die wohl auch nicht.« Er wies mit einer Kopfbewegung in die Richtung der Wohnung.
»Glauben Sie, der Zeuge könnte einem Phantombildzeichner Brauchbares schildern?«
»Er behauptet, er hätte ihn deutlich zu sehen bekommen. Mag ja sein. Aber, tja, nachdem er das gesagt hatte, reichte ihm seine Frau die Brille.«
»Na toll. Sind die bei der Gruppe da drüben?«
»Gleich vorne.«
»Nun gut, ich schau mich erst mal drinnen um …«
»Ich hab schon die Spurensicherung gerufen. Und den Gerichtsmediziner. Müssten bald hier sein.«
»Gute Arbeit. Danke.«
Der Detective begab sich zur Eingangsfront. Er zögerte einen Moment, dann lief er langsam weiter und betrat Sophie Millsteins Wohnung. Mit jedem Schritt verging ihm die unbeschwerte Flachserei, und er konzentrierte sich ganz darauf, Details wahrzunehmen. Ein weiterer uniformierter Polizist stand im Wohnzimmer neben einem verhüllten Vogelkäfig und schrieb etwas in ein Notizbuch. Er nickte und deutete überflüssigerweise hinter sich Richtung Schlafzimmer, das Walter Robinson bereits ansteuerte. Er war froh, dass er vor dem Team der Spurensicherung eingetroffen war, und auch darüber erleichtert, dass nicht die ersten Polizisten am Tatort in der Nähe der Leiche herumtrampelten, wie es sooft geschah.
Er zog es grundsätzlich vor, zunächst einmal mit dem Opfer allein zu sein. Dann konnte er seine Vorstellungskraft mobilisieren und sich die letzten Sekunden des Ermordeten vor Augen führen. Hoffte er, für Sekunden die Stimme des Opfers zu hören, dann in diesem Moment. In der rauhen, nüchternen Welt des Morddezernats war dies, da machte er

sich nichts vor, eine romantische Idee. Doch sie erwies sich immer wieder als Verständnishilfe, und er hatte schon vor langer Zeit erkannt, dass alles, was den allmählichen Erkenntnisprozess beflügelte, von Nutzen war.
Während er sich wie ein Vater, der ein schlafendes Kind nicht wecken will, ins Schlafzimmer schlich, dachte er wie sooft, dass er den Beruf des Ermittlers im Morddezernat von Herzen hasste, der unzählige schwüle Nächte, Leichen und Papierkram mit sich brachte – Hitze, Gestank und Plackerei. Obwohl er noch jung war, hatte er sich schon lange von der phantastischen Vorstellung verabschiedet, ihn verbände ein unsichtbares Band mit Sherlock Holmes oder Hercule Poirot. Genauso wenig empfand er sich wie einige der erfahreneren Kollegen im Präsidium als stellvertretender Rächer, dazu berufen, die scheinbar endlose Kette an Missetaten, die Menschen aneinander verüben, zu ahnden. Vielmehr sah er sich im Lauf der Zeit immer mehr als Buchhalter der Toten. Ihm fiel die Aufgabe zu, ihre letzten, schrecklichen Momente zu sichten und zu einem schlüssigen Bild zusammenzufügen, um dann das Ergebnis seiner Wahrheitsfindung der nächsten Behörde vorzulegen, sei es ein Ermittlungsausschuss oder das Gericht.
Die Tote lag mit ausgestreckten Armen und Beinen unnatürlich verrenkt in einem zerwühlten, zerrissenen Knäuel aus Laken auf dem Bett. Sie muss nach Leibeskräften um sich geschlagen und getreten haben, dachte er, um das tödliche Gewicht, das sie niederdrückte, abzuwehren.
Er selbst hätte seinen Arbeitsstil als routiniert und gründlich beschrieben und dabei diese Momente, in denen ihn die intuitive Erkenntnis wie ein Stromschlag traf und er dem Mörder auf die Schliche kam, heruntergespielt. Er führte diese aufregenden Geistesblitze lieber auf seine Ausdauer und Hartnäckigkeit zurück, wohingegen er in den Augen seiner Kollegen das Ermittlergespür zur Kunst verfeinert hatte. So oder so zeitigte seine Vorgehensweise Ergebnisse. Niemand im Dezernat löste mehr Fälle als er, und so genoss er die Hochachtung seines Vorgesetzten, der sich wenig darum scherte, *wie* ein Verbrechen aufgeklärt wurde, solange die Statistik stimmte. Entsprechend galt Walter Robinson als ein Mann mit denkbar guten Aufstiegschancen in der Hierarchie der Kripo Miami Beach.
Er selbst zeigte sich allerdings von Dienstgraden und Titeln wenig

beeindruckt; für ihn hatte die Aussicht auf die polizeiliche Karriereleiter etwas von einer ansteckenden Krankheit, und schon deshalb arbeitete er am liebsten allein.
Robinson näherte sich behutsam dem Opfer. Er achtete darauf, wohin er seine Füße setzte, und hielt die Hände bei sich. Er registrierte die markanten roten Male an ihrer Kehle und sah, dass ihre Augen im Tod weit aufgerissen waren; einem alten Mythos zufolge blieb in den Augen eines Ermordeten in dem Moment, da ihn der Tod ereilt, ein Bild des Mörders zurück. Er hatte mehr als einen Fall gesehen, bei dem ein abergläubischer Killer dem Opfer nachträglich die Augen herausgerissen hatte. Er wünschte sich, der Mythos stimmte. Würde ihm die Arbeit entschieden erleichtern.
Wer hat dich ermordet?, hätte er am liebsten gefragt. Doch das Einzige, was er in diesen Augen lesen konnte, war blankes Entsetzen. Das verwunderte ihn nicht; die Frau war vom Druck auf die Luftröhre erwacht. Hätten sie Geräusche vom Einbruch aufgeschreckt, wäre der Mord an einer anderen Stelle geschehen. Er sah sich um und suchte nach Schlaftabletten. Schau im Badezimmer nach, nahm er sich vor und wusste schon jetzt, dass er fündig werden würde.
Robinson wandte sich von der Leiche ab und nahm – wie ein Sachverständiger vor der Auktion das Kunstwerk – den Raum in Augenschein. Schubladen waren aufgezogen, ihr Inhalt ausgekippt. Eine Nachttischlampe lag zersplittert am Boden. Zuerst dachte er an einen Kampf. Doch dann verwarf er die Idee. Nein, dachte er. Der Kampf hat auf dem Bett, inmitten der zerknüllten, zerfetzten Decken stattgefunden, und er hat nicht lang gedauert. Das hier hatte damit zu tun, dass der Mann in Eile war. Er wusste, dass ihm nicht viel Zeit blieb, und so durchwühlte er das Zimmer so schnell er konnte. Auf dem Boden entdeckte Robinson ein Kissen ohne Bezug. Eine Frau, die in frischer Bettwäsche schläft, aber ohne Kissenbezug? Nein, den hat der Täter sich geschnappt, um darin sein Diebesgut mitzunehmen. Er prägte sich das Blumenmuster der Laken ein. Bist du clever genug, den wegzuwerfen? Wage ich zu bezweifeln.
Der Detective ließ die Luft in einem langen Seufzer entweichen. Es war stickig; gegen die warme Luft aus der zertrümmerten Terrassen- und der Wohnungstür, die für den Gerichtsmediziner und die Spurensicherung

offen stand, kam die Klimaanlage nicht an. Er spürte, wie ihm ein dünner Schweißfilm auf die Stirn und in die Achselhöhlen trat.
Langsam schüttelte er den Kopf.
Es ist alles so entsetzlich vertraut, dachte er.
Eine ältere Frau. Allein. Eine Erdgeschosswohnung ohne ein vernünftiges Schloss an der Terrassentür. Eine Wohngegend voll schattiger Winkel, dunkler Gassen und alter Leute, die von der Sozialversicherung oder Rente lebten. Gerade ausreichend Schmuck und Zwanzig-Dollar-Scheine, dass ein schneller, leichter Bruch lohnend schien, aber nicht annähernd wohlhabend genug, dass es für Alarmanlagen, Wachleute und Dobermänner reichte.
Ein Leben in der Grauzone, dachte er.
Der ganz normale Großstadtalptraum.
Irgendwo passierte das jede Nacht. Kleine Variationen des immer gleichen Themas. Du bist alt und verletzlich und versuchst, das Wenige, das dir auf dieser Welt geblieben ist, festzuhalten, und es gibt jemand Jüngeren, Stärkeren, dem es noch dreckiger geht als dir, also nimmt er es dir weg. Wenn du Glück hast, kommst du mit einem Schlag auf den Kopf davon, du überlebst mit einem Bluterguss, einem gebrochenen Arm oder einer Hüftfraktur. Wenn du Pech hast, gehst du dabei drauf. Er überlegte, wie viele Fälle dieser Art er schon gesehen hatte. Ein Dutzend? Hundert? Hatte sie beim Zubettgehen auch nur die geringste Ahnung, dass sie die Nacht nicht überleben würde?
Leise sagte er zu dem Mörder: »Du bist also eingebrochen, war ja kein Kunststück, du hast sie im Schlaf überrascht und sie erwürgt, aber es hat zu viel Lärm gemacht, also bist du aufgesprungen, hast dir geschnappt, was du kriegen konntest, und bist getürmt, aber nicht schnell genug, du Bastard, denn es hat dich jemand gesehen.«
Er hörte, wie sich aus dem Wohnzimmer Stimmen näherten, und stellte fest, dass die Sachbearbeiter des unnatürlichen Todes eingetroffen waren. Er hörte einen Polizeifotografen rufen: »Hey, Walter, wo steckst du gerade?«, und er antwortete: »Hier drinnen.«
Er warf erneut einen Blick auf die Leiche. Irgendetwas schien nicht ins Bild zu passen, doch er konnte nicht sagen, was.
Das ging ihm noch im Kopf herum, als die Männer ins Schlafzimmer traten und er sie begrüßte. Augenblicklich nahm er eine lässig heitere

Haltung an, eine Pose, hinter der sich alle Menschen verschanzen, die Tötungsdelikte aufzuklären haben.
»Hey, Walter«, grüßte ein sehr kleinwüchsiger Kriminaltechniker, der einen riesigen Lederkoffer schleppte. »Was haben Sie bis jetzt rausgefunden?«
»Noch nicht viel. Sie war alleinstehend, Ted. Müssten Fingerabdrücke zu finden sein. Legt euch vor allem bei diesen Schubladen ins Zeug. Bobby, machen Sie Fotos von allem, auch von dem Kram, den der Kerl hier ausgeschüttet hat. Und dann vom gewaltsamen Eindringen. Ist Doktor Tod schon da?«
»Parkt gerade den Wagen. Genauer gesagt, einer seiner Assistenten. Der Boss schläft heute Nacht offenbar durch.«
»Nee, hat wohl eher alle Hände voll mit diesem Dreifachmord in Liberty City zu tun«, unterbrach ihn der Fotograf, während er den Belichtungsmesser und den Blitz einstellte. »Kleines Problem in einem Crack-Schuppen, hab ich unterwegs über Funk gehört, so was in der Art: ›Das ist meine Pfeife!‹ – ›Nein, ist es nicht!‹ Peng, peng, peng. Das macht morgen Schlagzeilen. Bestimmt ist er da.«
Robinson wusste, dass der oberste Gerichtsmediziner des County sich gerne um die Todesfälle kümmerte, die den *Herald* und die lokalen Fernsehsender interessieren würden. Doch er schüttelte den Kopf.
»Vielleicht fängt er da an, aber ihr werdet sehen. Bevor wir hier durch sind, steht er auf der Matte. Und mit ihm die Presse- und Fernsehreporter. Er gibt uns im selben Moment die Ehre wie sie. Ich würde ja sagen, er arbeitet sich zu Tode, aber das könnte zu Missverständnissen führen.«
Die anderen Polizisten, die sich ins Zimmer drängten, lachten. Der Fotograf nahm mit dem lauten Krachen seines Blitzes die Arbeit auf. Es mischte sich in das emsige Getriebe, das sich augenblicklich auf engstem Raum entfaltete, als die Kriminaltechniker mit ihrer Arbeit begannen und Fasern aufsammelten, Fingerabdruckpulver verteilten und nach anderen Beweismitteln suchten.
Robinson beschloss, nach draußen zu gehen und mit den Leuten zu reden, die den Mörder vertrieben hatten. Sie sind alt, dachte er, und es ist spät, und es wird nicht lange dauern, bis sie müde werden. Hören wir uns an, was sie zu sagen haben, solange die Erinnerung frisch ist.

An der offenen Tür ließ Robinson noch einmal den Blick über das Zimmer schweifen und versuchte, sich darüber klarzuwerden, wieso er sich so unbehaglich fühlte. Er betrachtete die Leiche noch einmal. Immer noch vermied er in Gedanken ihren Namen. Er wusste, das kam noch früh genug. Für den Augenblick betrachtete er sie als einen Gegenstand, den es sorgfältig zu katalogisieren galt.

4

Hoffnung

Als er vom Ende des Häuserblocks aus das Blinklicht der Streifenwagen sah, blieb Simon Winter wie angewurzelt stehen, während ihm vor Staunen die Kinnlade herunterfiel.
Indem er einen einzigen Schritt auf die blitzenden Lichter zu machte, bestürmten ihn eine Reihe von Schreckensvisionen. Er sagte sich: Es hat irgendwo gebrannt. Es gab einen Einbruch. Einen Herzinfarkt. Einen Unfall. Mit jeder Möglichkeit beschleunigte er seine Schritte, so dass er, als er das gelbe Absperrband der Polizei erreichte, im Laufschritt den Takt seiner bösen Vorahnung auf das Pflaster schlug. Die Worte, die er am meisten fürchtete, wagte er nicht zu denken: Es hat einen Mord gegeben.
Keuchend hielt er am Eingang zum Sunshine Arms. Auf der schmalen Straße standen mindestens ein halbes Dutzend Streifenwagen, die in einem weiten Umkreis alles in grelles Rot und Blau färbten. Er entdeckte zwei Übertragungswagen von Fernsehsendern und sah, wie sich Kamerateams plappernd auf dem Bürgersteig zusammenscharten. Ein Kombi nicht weit von ihnen trug die Kennung des County-Gerichtsmediziners, und der leere Brunnen im Hof war von uniformierten Polizisten umringt. Simon Winter merkte augenblicklich, dass niemand in Eile schien, und er schnappte nach Luft. Solange noch ein Puls schlägt, dachte er, arbeiten die Leute schnell. Wenn nicht, gehen sie’s langsam an.
Er hatte plötzlich eine trockene Kehle und duckte sich unter dem gelben Band hindurch. Das zog die Aufmerksamkeit eines Polizisten an, der die Hand hochhielt.
»Hey, Senior! Betreten verboten!«
»Ich wohne hier«, erwiderte Winter. »Was ist passiert?«
»Wie heißen Sie?«, fragte der Beamte und kam auf ihn zu. Er war noch jung und wirkte durch die eigenartige Wölbung der kugelsicheren Weste kräftiger, als er war.
»Winter. Ich wohne in Nummer einhundertdrei, gleich da vorne. Was ist

passiert?«
»Leben Sie allein, Mr.Winter?«
»Ja. Was ist passiert?«
»Es gab einen Einbruch. Eine alte Frau wurde ermordet.«
Simon Winter blieb der Name fast im Halse stecken. »Sophie Millstein?«
»Richtig. Sie kennen die Tote?«
»J-ja«, stammelte er. »Noch heute Abend. Ich habe sie noch heute Abend gesehen. Habe ihr dabei geholfen, sich einzuschließen …«
»Sie haben sie heute Abend gesehen?«
Winter nickte. Er spürte, wie sich sein Magen krampfartig zusammenzog. »Ich würde gerne mit dem Detective sprechen, der die Ermittlungen leitet«, bat er.
»Wissen Sie denn etwas, Mr.Winter? Oder sind Sie nur neugierig?«
»Ich möchte mit dem leitenden Detective sprechen.« Er sah den Streifenpolizisten durchdringend an, um den Tumult in seinem Kopf zu verbergen.
Der Beamte zögerte, dann erklärte er: »Ich bring Sie zu ihm.«
Er wollte Simon Winter gerade über den Hof geleiten, als der alte Mann sah, wie die anderen Bewohner des Gebäudekomplexes dichtgedrängt in Schlafanzügen nahe beim Brunnen standen. Mrs.Kadosh winkte ihm augenblicklich zu.
»Mr.Winter! Mr.Winter! Mein Gott, ist das schrecklich!«, platzte sie heraus. Simon Winter lief schnell zu ihr hinüber. Mr.Kadosh schüttelte immer wieder den Kopf.
»Kann man wohl sagen«, pflichtete er seiner Frau bei.
»Aber was ist passiert?«, fragte Winter. »Ich bin essen gegangen und danach noch etwas spazieren. Ich komme eben zurück und …«
Mrs.Kadosh fiel ihm ins Wort – eine gedrungene Frau, die ihren mattierten Blondschopf unter einem so ausladenden Haarnetz gefangen hielt, dass es für die meisten Fischarten ausgereicht hätte, und einen leuchtend roten Bademantel mit einer riesigen Blume auf der Brust trug, ein Kleidungsstück, in dem man in einer so schwülen Nacht vor Hitze umkommen musste.
»Ist schon fast Mitternacht, und Henry liest noch ein bisschen im Bett, nachdem er ein paar Minuten Jay Leno gesehen hat, nur die witzigen

Pointen, nicht das ganze Gequatsche, und ich sitze im Bett und warte, als ich plötzlich höre ein Schrei, eher ein Angstschrei, urplötzlich, kann nicht sagen, woher, aber als ich mir recht überlege, ich denke, es ist die arme Mrs.Millstein, und ich denke, sie hat vielleicht Alptraum, sie schläft nicht mehr so gut, und manchmal höre ich, wie sie ruft: Leo, möge er in Frieden ruhen. Also denke ich mir nicht allzu viel dabei, aber mein Henry, der kommt rein und sagt: ›Hast du das gehört?‹, und ich sage natürlich: ›Ja.‹ Und er sagt sofort: ›Sollten vielleicht besser mal nach Mrs.Millstein sehen.‹«

»Stimmt«, murmelte Mr.Kadosh. »Sollten mal nach Mrs.Millstein sehen.«

Simon Winter hätte sie gerne gedrängt, ein bisschen zügiger zu erzählen, doch er wusste, dass die Kadoshs aus Ungarn stammten – Henry hatte einmal Henrik geheißen –, und die Mischung aus ihrem betagten Alter und ihrem unbeholfenen Englisch duldete keine Drängelei. Darum nickte er nur.

»Also, mein Henry geht und findet seine Hausschuhe, und dann findet sein Morgenmantel und geht in Küche und findet die Taschenlampe. Dann geht er nach nebenan und klopft fest, damit der alte Finkel mitkommt …«

Mr.Finkel nickte zur Bekräftigung. »Das stimmt«, verkündete er.

Mrs.Kadosh warf ihm einen kurzen Blick zu, als wollte sie sagen, schlimm genug, dass ihr Mann sie ständig unterbreche, doch ihr Nachbar möge gefälligst warten, bis er an der Reihe sei. Dann fuhr sie fort: »Also, Finkel hat natürlich sein Hörgerät raus, also hört nix, versteht nix, aber er zieht sich auch was über, und sie gehen runter und klopfen bei Mrs.Millstein an die Tür. Keine Antwort. ›Mrs.Millstein, Mrs.Millstein, alles in Ordnung bei Ihnen?‹ Aber nichts. Also schlurfen Henry und Mr.Finkel wieder die Treppe hoch, und er sagt zu mir: ›Was sollen wir machen? Sie meldet sich nicht.‹ Ich sag ihnen, sie sollen ums Haus zur Hintertür und da reinschauen, also sie gehen zurück und machen. Und wissen Sie was?«

»Die Terrassentür ist aufgebrochen. Einfach rausgezogen«, warf Henry Kadosh ein.

»Also«, nahm Mrs.Kadosh ihren Faden wieder auf, »Henry und Finkel kommen zur Wohnungstür zurückgerannt, wo ich warte, und rufen:

›Maria, Maria, Polizei holen, Notruf, sofort!‹ Und währenddessen wir hören noch ein Geräusch, von weiter hinten. Das kommt von Terrasse. Wir alle rennen ums Haus herum, und Henry, er sieht noch gerade …«
»Ist nicht Katze oder Hund im Müll, sondern Nigger, der aus Mrs.Millsteins Wohnung rennt!«
Mrs.Kadosh schüttelte den Kopf. »Henry, er jagt den Mann bis auf die Gasse, und der alte Finkel und ich, wir stecken Kopf zur Tür herein. Und drinnen ist arme Mrs.Millstein. Tot gemordet.«
Winter drehte sich alles im Kopf, und er merkte, wie es ihm heiß die Kehle hochstieg. Der junge Streifenpolizist tippte ihn auf die Schulter, und Winter drehte sich zu ihm um.
»Kommen Sie, Senior. Jetzt wissen Sie ja, was passiert ist. Wollen Sie immer noch mit einem Detective sprechen?«
»Ja«, antwortete Winter. »Das Opfer …« Er kam ins Stottern: das Opfer und wie weiter?
Eine vollkommen haarsträubende Gleichung wirbelte ihm durch den Kopf: Eine alte Frau steht bei dir vor der Tür, weil sie Angst hat, ermordet zu werden. Und dann *wird* sie ermordet, aber von jemand ganz und gar Unerwartetem?
Er glaubte, dass er Zeit zum Nachdenken brauchte, wurde sich dann aber bewusst, wie er hinter dem jungen Polizisten hertappte, der ihn zu Sophie Millsteins Wohnung führte. Sie kamen an dem Posaunenengel vorbei. Die Figur wurde alle paar Sekunden von einem roten Lichtstrahl erfasst, so dass sie in Blut zu baden schien. Er blieb an der Schwelle stehen und starrte auf das geschäftige Treiben, das die Wohnung mit Energie aufzuladen schien. Er sah, wie ein Mann mit einem Forensikkoffer die Küche bearbeitete. Ein anderer nahm Proben vom Teppich. Der junge Uniformierte ging auf einen drahtigen schwarzen Mann zu, der angesichts der stickigen Hitze im Raum die Krawatte löste und Simon Winter ein Zeichen machte. Der alte Detective blieb stehen und wartete, bis der jüngere zu ihm kam. Unterdessen sah er sich die Aktivitäten in der Wohnung genauer an. Dabei zähmte er den Aufruhr seiner Emotionen, indem er sich auf seine Erinnerungen konzentrierte. Du bist schon des Öfteren hier gewesen, redete er sich gut zu. Sieh dir den Ort des Geschehens genau an. Er wird dir alles Nötige verraten, wenn du dir nur die Zeit nimmst und für das empfänglich bist, was er dir

mitzuteilen hat – auf seine eigene Weise, mit seiner eigenen Stimme, in seiner uralten Sprache von Mord und Totschlag.

Einen Moment lang beobachtete Walter Robinson Simon Winter und sah, wie er mit den Augen systematisch den Raum absuchte. Er legte diese Wachsamkeit als Nervosität aus und wandte sich an den uniformierten Kollegen, der den Mann in die Wohnung geleitet hatte.
»Und? Was hat der alte Herr zu erzählen?«, fragte er.
»Heißt Winter, wohnt auf der anderen Seite des Hofs. Sagt, er hat die Verstorbene noch heute Abend gesehen. Wahrscheinlich der Letzte, der sie lebend gesehen hat. Und er hat gehört, wie sie sich in ihrer Wohnung einschloss. Dachte, Sie wollen vielleicht eine Aussage von ihm.«
»Hmhm«, antwortete Robinson. »Sicher. Befragen Sie ihn.«
Der Beamte nickte. »Vielleicht kann er sie identifizieren?«
Robinson überlegte und dachte: Warum nicht?
»Gute Idee.« In wenigen Schritten waren er und der Beamte bei Simon Winter. Walter Robinson stellte sich knapp als leitender Ermittler vor.
»Wir würden gerne diesen Polizisten bitten, Ihre Aussagen zu Protokoll zu nehmen«, sagte er zu dem alten Mann. »Und falls Sie dazu bereit wären, könnten Sie für uns vielleicht eine vorläufige Identifizierung der Toten vornehmen. Vorausgesetzt, Sie fühlen sich dem gewachsen. Nur für den Bericht. Außerdem möchten wir absolut sicher sein, bevor wir die Angehörigen verständigen. Aber wie gesagt, falls Sie dazu bereit sind. Es ist kein schöner Anblick.«
Simon ließ den Blick weiter über die Szene huschen, bis er sich nach einer Weile dem Detective zuwandte.
»Ich kenne so was hier nur zu gut«, erklärte er ruhig.
»Was?«
»Ich habe das alles schon oft gesehen. Zweiundzwanzig Jahre bei der Kripo Miami. Die letzten fünfzehn davon im Morddezernat.«
»Sie sind Cop?«
»Ja. Im Ruhestand. Ist schon ’ne Weile her, seit ich das letzte Mal an einem Tatort war. Mindestens zwölf Jahre.«
»Da entgeht Ihnen nicht viel«, meinte Robinson.
»Stimmt«, erwiderte Winter gelassen. »Da entgeht mir nicht viel.«
Robinson überhörte die Doppeldeutigkeit und streckte Winter die Hand

entgegen. Für den Jüngeren war dies ein Akt der Höflichkeit. »Zu Ihrer Zeit war vermutlich alles ein bisschen anders«, sagte er.
»Nein«, erwiderte Winter. »Die Menschen sterben immer noch mehr oder weniger auf die gleiche Weise. Nur die technischen und wissenschaftlichen Untersuchungsmöglichkeiten haben sich geändert. Wir hatten noch nicht viel von dem, womit ihr heute arbeitet. Profiling. DNA-Tests. Computer. Wir hatten keine Computer. Sind Sie gut am Computer, Detective?«
»Ja.«
»Und glauben Sie, dass Sie dieses Verbrechen aufklären können?«
Robinson zuckte mit den Achseln. »Schauen wir mal.« Nach kurzer Überlegung fügte er hinzu: »Höchstwahrscheinlich schon.«
Einen Moment lang beobachtete er Winter, der erneut den Blick über den Tatort schweifen ließ und alles in sich aufzunehmen schien, was er vor sich sah. Zwei Gedanken blitzten dem jungen Ermittler durch den Kopf: zum einen, dass er Simon Winter nicht unbedingt mochte, und zum Zweiten, dass er auf keinen Fall so wie er als alter Miesepeter enden wollte, der seinen Ruhestand in Miami Beach verbrachte und von den Erinnerungen an seine Dienstjahre zehrte – die guten alten Zeiten mit Dutzenden von Morden, Vergewaltigungen und Überfällen. Plötzlich schweiften seine Gedanken zu einem Problem des Deliktrechts ab, das vor zwei Tagen in einem juristischen Seminar erörtert worden war. Er hatte dazu in parodistischer Übertreibung einen anwaltlichen Schriftsatz fürs Gericht verfasst, den der Professor mit besonderem Lob bedachte. Walter Robinson war entschlossen, seine Dienstmarke und seinen Revolver nicht einfach gegen einen Aktenkoffer und einen etwas teureren Anzug zu tauschen, nur um auf die andere Straßenseite zu wechseln und sich weiter mit Kapitalverbrechen herumzuschlagen, so wie er es bei vielen Kollegen beobachtet hatte, die nebenher Jura studiert hatten und Strafverteidiger oder Staatsanwalt geworden waren. Nein, er würde in einem großen Unternehmen landen, den leitenden Angestellten und Geschäftspartnern die Hände schütteln; die Erinnerungen an Tatorte wie diesen und die Hilflosigkeit der ermordeten Opfer würden dann schon bald verblassen.
»Gut«, meinte er und verbannte die verlockenden Zukunftsaussichten aus seinem Bewusstsein, »wenn Sie jetzt bitte die Tote identifizieren

wollen, dann können Sie anschließend Ihre Geschichte dem Kollegen hier erzählen.«
Während Simon Winter dem jungen Kriminalbeamten durch die Wohnung folgte, musste er daran denken, dass er erst vor wenigen Stunden denselben Weg gegangen war, nur dass es hier inzwischen von Kriminaltechnikern und Polizisten wimmelte, dass in dem kleinen Raum jede Lampe brannte, und die Blinklichter der draußen geparkten Streifenwagen Muster an die Wände warfen. Dies alles verfremdete den Ort in einem Maße, dass es ihm fast so erschien, als handle es sich bei der Wohnung, die er am selben Tag betreten hatte, während Sophie Millstein an der Tür auf ihn wartete, um einen vollkommen anderen Ort, eine Erinnerung aus der Kindheit. Die Entfernungen, die Farben, die Gerüche, dies alles schien ihm unbekannt. Er sah sich nach dem Kater um, doch der schien verschwunden zu sein. Er folgte dem Detective ins Schlafzimmer.
Sophie Millstein lag auf dem Rücken in ihrem Bett.
Vom Kampf war ihr Nachthemd zerrissen, so dass die schlaffe Rundung ihrer Brust entblößt war. Ihr Haar war nicht aufgesteckt, sondern breitete sich rings um ihren Kopf auf der Matratze aus, als schwebte sie unter Wasser. Ihre Nase war verletzt, und auf der Oberlippe klebte getrocknetes braunes Blut. In beinah schamhafter Manier hatte sie ein Knie über das andere geschlagen, und an der Hüfte klaffte ein Riss in ihrem Nachthemd. Die Laken lagen zerknüllt in einem Haufen zu ihren Füßen. Er spürte das Bedürfnis, das eierschalenfarbene Kleidungsstück über Sophie Millsteins Alabasterhaut zu ziehen.
Simon Winter warf einen kurzen Blick in die Runde. Ein Fotograf lichtete ihre Handtasche ab, die offen auf dem Boden lag. Ein anderer bestäubte die Kommode mit Puder, um Fingerabdrücke zu nehmen. Die Schubladen waren aufgerissen und die Kleider im Zimmer verstreut. Winter erinnerte sich an das Schmuckkästchen neben dem Bild von Leo. Das Foto lag jetzt mit zersplittertem Glas in der Ecke, das Kästchen war verschwunden.
Er drehte sich zu Walter Robinson um.
»Sie hatte ein Kästchen, wissen Sie, so ein kleines Ding aus Metall. Es war ein rötliches Messing, mit einem kleinen eingravierten Muster an der Oberseite. Darin bewahrte sie ihre Ringe, Ohrstecker und anderen

Schmuck auf. Stand genau hier.«
Er zeigte auf die Stelle, und der Detective machte sich eine Notiz.
»Es ist weg«, stellte Robinson überflüssigerweise fest. »Sie würden es wiedererkennen?«
»Denke schon«, erwiderte Winter.
Er wandte sich wieder Sophie Millstein zu.
Ein zweiter Mann von der Spurensicherung arbeitete an ihrem Hals, indem er ihre Haut sorgfältig mit Puder bepinselte.
»Körperabdruck?«, fragte Winter.
»Ja«, bestätigte Robinson. »Auf gut Glück, offen gesagt. Wir erhalten vielleicht in einem von hundert Fällen einen brauchbaren Abdruck. Trotzdem der Mühe wert.«
»Haben wir damals auch versucht, hat aber nie funktioniert.«
»Wir haben heute neues Papier. Und die Abnahmefolie ist auch wesentlich besser. Manchmal wenden wir auch eine Technik mit Ultraviolettlicht an. Und, wissen Sie, derzeit entwickelt man einen Laser, der die Abdruckränder erfasst. Trotzdem …«
Er zuckte mit den Achseln.
Der Techniker beugte sich über Sophie Millstein und verstellte Winter den Blick. Er drückte der alten Frau ein Stück Folie auf die Haut und zog es dann behutsam wieder ab. Anschließend presste er die Folie auf ein Stück weißes Spezialpapier, um darauf den Abdruck zu fixieren.
»Vielleicht«, murmelte der Techniker. »Sieht manierlich aus.«
Der Mann trat beiseite.
»Wollen Sie jetzt die Identifizierung vornehmen?«, fragte Walter Robinson.
Winter trat vor und betrachtete Sophie Millstein.
Stranguliert, dachte er augenblicklich. Er prägte sich die blauschwarzen Blutergüsse am Hals der alten Frau genau ein. Neben der Luftröhre war von der Kraft, mit der sich die Hände um ihre Kehle gelegt hatten, die Haut gequetscht. Er schätzte den Abstand zwischen den beiden Malen ab.
Große Hände, dachte er. Starke Hände.
»Ist das Mrs.Sophie Millstein?«, fragte Robinson?
Simon Winter starrte weiter auf den Leichnam. Die Augen waren noch geöffnet und blind zur Decke gerichtet. Winter sah die Angst im Gesicht

seiner Nachbarin. Sie muss, wenn auch nur für einen Moment, gewusst haben, dass sie hier und jetzt sterben würde. Er fragte sich, ob er, als er sich am späten Nachmittag den eigenen Revolver an den Gaumen gedrückt hatte, denselben Gesichtsausdruck gehabt hatte. Er hätte gern gewusst, ob sie in den letzten Sekunden der Panik noch an Leo gedacht hatte.
Er sah sich noch einmal ihre Augen an. Nein, dachte er. Da war nichts als blankes Entsetzen.
Winter registrierte eine Schramme, einen wirklich langen Riss an ihrem Hals, an dem die Haut verletzt war, ohne dass Blut herausgedrungen war. Er entsann sich der goldenen Halskette, die sie immer getragen hatte. Sie war verschwunden. Nach ihrem Tod abgerissen, dachte er. Deshalb hat es nicht mehr geblutet.
»Mr.Winter?«, hörte er die fragende Stimme von Walter Robinson.
Simon Winter warf noch einen raschen Blick auf die Finger seiner Nachbarin. Hat sie sich gewehrt? Hat sie gekratzt und um sich geschlagen und alles darangesetzt, ihre letzten Lebensjahre dem Mann abzutrotzen, der sie ihr stehlen wollte? Sie müsste Haut- und Fleischpartikel ihres Mörders unter den Nägeln haben. Doch er sah, dass Sophie Millstein ihre Nägel kurz geschnitten trug.
Sein Blick wanderte zu ihrem rechten Unterarm. Nur vage konnte er die verblasste blaue Tätowierung ausmachen.
Er spürte, wie etwas ihn am Ärmel berührte, drehte sich um und sah den jungen Detective eindringlich an.
»Natürlich«, sagte er langsam. »Es ist Sophie Millstein. Ihre Halskette fehlt. Ein Strang, Goldkettchen, mit einem Amulett in der Mitte, in das ihr Name ziseliert war. So ähnlich, wie sie junge Mädchen tragen, aber ihres war etwas Besonderes. Es hatte an den beiden Enden des großen S je einen Diamanten, wenn auch keine großen. Das hat ihr Mann ihr vor ungefähr achtzehn Monaten geschenkt, und sie hat es nie abgelegt.«
Während Walter Robinson sich das Detail notierte, holte Simon Walter tief Luft. »Sie würden die Kette wiedererkennen?«, fragte der jüngere Mann.
»Ja. Sie könnten versuchen, Proben unter ihren Fingernägeln zu nehmen …«
»Das geschieht im Leichenschauhaus«, antwortete Robinson.

»Routineverfahren. Kennen Sie einen nächsten Angehörigen?«
»Ja. Sie hat einen Sohn namens Murray Millstein, er ist Anwalt auf Long Island. In einer Schublade im Wohnzimmer ist ein Adressbuch. In dem kleinen Beistelltisch mit dem Telefon. Ein kleines in Leder gebundenes Adressbuch. Jedenfalls hat sie gesagt, dass sie es immer dort aufbewahrt.«
»Im Wohnzimmer?«
»Ja. Ich zeig's Ihnen.«
»Danke für Ihre Hilfe, Mr.Winter. Wir sind Ihnen wirklich verbunden …«
»Sie hatte Angst«, sagte Simon Winter dem Detective unvermittelt.
»Deshalb ist sie zu mir gekommen.«
»Angst?«
»Ja. Jemand hatte sie furchtbar erschreckt. Heute. Sie hatte jemanden gesehen. Sie war in Panik und fühlte sich bedroht …«
»Glauben Sie, derjenige, vor dem sie sich fürchtete, hat etwas mit diesem Verbrechen zu tun?«
»Ich weiß nicht. Es war ungewöhnlich. Sie war aufgelöst.«
»War es ungewöhnlich für sie, sich zu ängstigen?«
»Nein«, erwiderte Winter ein wenig genervt. »Sie war alt und allein. Sie hatte immer Angst.«
»Das leuchtet mir ein. Also, geben Sie Ihre Aussage einfach bei dem Streifenpolizisten zu Protokoll. Sagen Sie ihm, was passiert ist.«
»Es handelte sich dabei um einen Mann …«
»Er nimmt Ihre Aussage auf. Ich muss diesen Tatort sichern und die Familie verständigen.«
»Aber der Mann …«
»Mr.Winter, Sie waren Kriminalbeamter. Was ist Ihrer Meinung nach hier passiert?«
Simon Winter sah sich nicht um. Stattdessen betrachtete er Walter Robinson. »Ich würde sagen, jemand ist eingebrochen, hat sie getötet und beraubt und ist weggelaufen, als er die Nachbarn hörte. Das ist die offensichtliche Erklärung, nicht wahr?«
»Richtig. Und wir haben sogar mehrere Zeugen, die den Täter auf der Flucht gesehen haben. Mr. und Mrs. Kadosh sowie Mr. Finkel. Ihre Nachbarn. Das Offensichtliche entspricht demnach auch der Wahrheit.

Und jetzt lassen Sie bitte den Polizisten Ihre Aussage aufnehmen. Erzählen Sie ihm, wovor sie Angst hatte.«
Den übrigen Satz behielt er für sich: Vor wem auch immer, es war verflucht noch mal der Falsche.
Die beiden Männer blieben mitten im Wohnzimmer stehen. Simon Winter wollte wütend werden, merkte jedoch, dass er stattdessen nur versuchte, sich zusammenzureißen. Er verfluchte innerlich sein Alter und seine Unentschlossenheit.
»Also, wo ist jetzt dieses Adressbuch?«
»In der Schublade.«
Winter zeigte darauf, Walter Robinson ging hin und zog sie auf.
»Es ist nicht da.«
»Ich hab’s heute noch gesehen. Da hat sie es immer aufbewahrt.«
»Ist jedenfalls nicht da! Wie sah es denn aus?«
»Rotes Leder. Nichts Teures. Ungefähr DIN A7. ›Adressen‹ in Goldprägung vorne drauf. So eins, wie man es in jedem Kaufhaus bekommt.«
»Wir werden danach Ausschau halten. Nicht gerade etwas, das ein Junkie auf der Suche nach Bargeld mitgehen lassen würde. Es taucht schon wieder auf.«
Winter nickte. »Sie hatte es heute Abend, als ich wegging, hervorgeholt.«
»Ja, dann machen Sie am besten jetzt Ihre Aussage bei dem Polizisten, Mr.Winter. Und zögern Sie nicht, mich anzurufen, falls Ihnen noch was einfällt.«
Robinson reichte Simon Winter seine Karte. Der alte Detective steckte sie in die Tasche. Dann wandte sich der junge Ermittler um und überließ Simon Winter seinem uniformierten Kollegen, der ihn mit nach draußen nahm. Winter wollte etwas sagen, überlegte es sich jedoch anders und behielt den Ansturm der Gedanken für sich. Widerstrebend löste er sich von Sophie Millsteins Wohnung und folgte dem Uniformierten. Noch einmal sah er über die Schulter zurück, warf einen Blick durch die Schlafzimmertür und sah, wie ihre letzten Momente von der Kamera eines Polizeifotografen festgehalten wurden. Der Fotograf bewegte sich wie ein Tänzer rund um ihr Bett, indem er in die Hocke ging und nach links und rechts schwenkte, so dass seine Kamera mit jedem Blitz auf

und nieder hüpfte. Das Team von der Gerichtsmedizin wartete geduldig und leise ins Gespräch vertieft in einer Ecke, während der Fotograf noch einen Film verschoss. Ein Mann spielte gelangweilt mit dem großen Messingreißverschluss des glänzenden, gummierten schwarzen Leichensacks und verursachte ein leises, ratschendes Geräusch.

Walter Robinson suchte auf dem Boden des Schlafzimmers nach dem Adressbuch, konnte jedoch keines finden. Auch das notierte er sich. Dann kehrte er zu dem Telefon im Wohnzimmer zurück und wählte die Auskunft auf Long Island. Die Nummer von Sophie Millsteins Sohn war für Great Neck eingetragen, doch bevor er den Sohn des Opfers anrief, meldete er sich bei der Telefonbereitschaft der Staatsanwaltschaft von Dade County und ließ sich die Nummer der diensthabenden Staatsanwältin geben, die für Tötungsdelikte zuständig war.
Er wartete ein halbes Dutzend Klingelzeichen ab, bevor sich eine verschlafene Stimme meldete.
»Ja?«
»Spreche ich mit der stellvertretenden Staatsanwältin Esperanza Martinez?«, fragte er.
»Ja.«
»Ich bin Detective Robinson. Morddezernat Beach. Wir kennen uns noch nicht …«
»Aber das wird sich gleich ändern, richtig?«, fragte die schläfrige Stimme zurück.
»Ja, Miss Martinez. Ich habe ein älteres Opfer, die Frau wurde in ihrer Wohnung von einem unbekannten Angreifer ermordet. 1290 Thirteenth Court. Das Verbrechen könnte zu einer Serie passen, die wir gerade hier draußen hatten, nur dass der Täter diesmal die alte Frau erwürgt hat. Wir haben einen Zeugen, der den Tatverdächtigen gesehen hat. Vorläufige Beschreibung: schwarz, etwa achtzehn bis Anfang zwanzig, schmaler Körperbau, ungefähr eins achtzig groß, etwa achtzig Kilo schwer, schneller Läufer.«
»Und Sie meinen, Sie brauchen mich vor Ort?«, erkundigte sich die Staatsanwältin. »Gibt es rechtliche Fragen, zu denen Sie meinen Rat benötigen?«
Die Stimme der jungen Frau klang jetzt eine Spur gereizt, was Robinson

ignorierte.
»Nein, das nicht, soweit ich sehe. Das Verbrechen selbst ist eine ziemlich eindeutige Sache. Andererseits haben wir es mit einem älteren weißen, jüdischen Opfer zu tun und einem jungen schwarzen Täter, und ich kann nur vermuten, dass die Sache ziemlich schnell ziemlich viel Staub aufwirbeln wird, ganz zu schweigen davon, dass Ihr Boss dieses Jahr wiedergewählt werden will und hier draußen mindestens ein halbes Dutzend Reporter und Kameraleute wartet, das sich mit Sicherheit nicht die ganze Nacht die Beine in den Bauch steht, ohne etwas draus zu machen, das es auf die erste Seite oder in die beste Sendezeit schafft … Sie verstehen, was ich meine?«
»Sie meinen …«
»Ich meine, Sie haben es hier mit der Rassenfrage und mit Mord zu tun, und das ist eine Mischung, die in diesem County nicht allzu gut ankommt, Miss Martinez.«
Im Dade County gehörte das zur Standardvorgehensweise wie das Klappern zum Geschäft: Beschwöre die Rassenunruhen der Achtziger herauf, und schon sind die Leute ganz Ohr. Einen Moment herrschte in der Leitung Schweigen, dann antwortete die Frau, inzwischen ganz bei der Sache: »Verstanden, Detective. Ich bin gleich da, und wir können gemeinsam Flagge zeigen.«
»Ich kann’s kaum erwarten.«
Grinsend legte er auf. Junge Überflieger unter den Staatsanwälten nachts aus dem Bett zu holen, gehörte zu den kleinen Entschädigungen, die er sich als leitender Detective beim Morddezernat gönnte. Er schätzte, dass sie etwas über eine halbe Stunde brauchen würde, bis sie eintraf und er sie der Presse zum Fraß vorwerfen konnte. Er fand, das war das Warten wert, und beschloss, die Fortschritte der Spurensicherung auf dem schmalen Weg hinter dem Sunshine Arms zu begutachten. Vielleicht haben sie ja was entdeckt, dachte er. Dieses Schmuckkästchen, das musste sich doch irgendwo in der Nähe finden. Sicher hatte es der Täter in die erstbeste Mülltonne geworfen, nachdem er es mit einer Menge Fingerabdrücken und dem unverwechselbaren Geruch nach Angstschweiß eingedeckt hatte.

Esperanza Martinez hatte sich bei ihren rar gesäten Freunden den

Spitznamen Espy erworben. Im Halbdunkel ihres Schlafzimmers zog sie sich rasch an, schlüpfte zuerst in die Jeans, verwarf sie jedoch zugunsten eines modischeren, lose sitzenden Kleides, als ihr bewusst wurde, dass sie sich vielleicht den Kameras stellen musste. Auch wenn sie in ihrer Wohnung allein war, achtete sie darauf, keinen Lärm zu machen. Sie wohnte in einer Doppelhaushälfte, ihre Eltern lebten nebenan. Ihre Mutter war gegenüber den Geräuschen, die von ihrer Tochter herüberdrangen, geradezu telepathisch sensitiv; bestimmt lag sie gerade wach im Bett und horchte durch das Ständerwerk, die Schalldämmung und die Spanplatten hindurch auf die Lebenszeichen ihrer Tochter.
Sie betrachtete ihre Erscheinung noch einmal in einem kleinen Spiegel, der zusammen mit einem Kruzifix neben der Eingangstür hing. Dann vergewisserte sie sich, dass ihre Kennmarke von der Staatsanwaltschaft sowie eine kleine Automatik Kaliber fünfundzwanzig in der Handtasche waren, und trat in die stickige Nacht. Als sie den Motor des unauffälligen Kleinwagens anließ, warf sie einen letzten Blick nach oben und sah, wie in der Haushälfte ihrer Eltern das Licht anging. Sie legte den Gang ein und fuhr zügig auf die Straße.
Im Spätsommer kommt es einem in Miami so vor, als glimme die Glut des Tages auf kleiner Flamme weiter. In den riesigen Bürotürmen und Wolkenkratzern, die das Bild der City beherrschen, blieben über Nacht die Lichter an, so dass die weitere Umgebung wie in einem feinen schwarzen Sprühregen erschien. Doch trotz der weichen tropischen Konturen und gleitenden Übergänge, folgte der Rhythmus der Stadt einem unruhigen Pulsschlag, und beim Verlassen der hell erleuchteten Highways, die kreuz und quer das County durchzogen, beschlich einen das Gefühl, man stiege in einen Keller hinab. Oder auch in eine Krypta. Espy Martinez fürchtete die Nacht.
Sie fuhr schnell, so dass sie die ruhigen Vorstadtstraßen bald hinter sich gelassen hatte, auf die Bird Road einbog, von wo aus es auf dem Dixie Highway nach Miami Beach nicht mehr weit war. Es herrschte wenig Verkehr, doch als sie sich gerade auf die vierspurige Route 95 einfädelte, schoss ein roter Porsche, dessen Scheiben sehr dunkel getönt waren, mit weit über hundert Meilen an ihr vorbei. Die Fliehkraft des Sportwagens schien sie förmlich anzusaugen.
»Verdammt noch mal!«, fluchte sie laut, während sie für wenige

Sekunden Angst durchzuckte, doch gleich wieder verschwand, als sie den Wagen dabei beobachtete, wie er kurz im gelblichen Licht der Straßenbeleuchtung glitzerte und im nächsten Moment von der Nacht verschluckt zu werden schien. Ein Blick in den Rückspiegel warnte sie beizeiten, dass hinter ihr das Auto der State Trooper ebenso schnell aufschloss. Es fuhr ohne Blinklicht und Sirene, um das Zielfahrzeug zu erreichen, bevor der Raser merkte, dass es hinter ihm her war. Sie begriff, dass dies gegen die Vorschriften verstieß, und schätzte, dass der Polizist bei einer Gerichtsverhandlung lügen würde, falls man ihn danach fragte. Doch nur auf diese Weise konnte er hoffen, den Porsche zu schnappen, der schneller und wendiger war, und so sah sie den Ordnungshütern ihren kleinen Trick nach.
»Viel Glück«, wünschte sie. »Werdet ihr brauchen.« Sie hoffte, dass sich der Fahrer als ein Arzt, Anwalt oder Bauunternehmer in mittleren Jahren erwies, der versuchte, bei seiner halb so alten Freundin Eindruck zu schinden, und nicht als einundzwanzigjähriger, mit Koks und Testosteron zugedröhnter Drogenschmuggler – die Maschinenpistole geladen auf dem Beifahrersitz.
Die Nacht, dachte sie, ist gefährlich. Nach Einbruch der Dunkelheit konnte die Wut im Verborgenen lauern, um sich in der warmen, regensatten Luft zu entladen. Espy Martinez strich sich nervös das Haar aus der Stirn und fuhr weiter.
Einen Häuserblock weiter entdeckte sie die Blinklichter sowie die kreuz und quer geparkten Übertragungswagen der Fernsehsender. Zügig stellte sie den Wagen auf einem Parkplatz ab, eilte den Bürgersteig entlang und duckte sich unter dem gelben Absperrband hindurch, bevor sie von dem Dutzend Reportern und Kameraleuten gesichtet wurde, die in der Hoffnung umherschwärmten, dass endlich jemand kam und sie über den Stand der Dinge unterrichtete.
Ein Streifenpolizist wollte sie gerade zurechtweisen, doch Espy Martinez hielt ihm bereits ihren Dienstausweis entgegen.
»Ich suche Detective Robinson«, erklärte sie.
Der Polizist warf einen Blick auf den Ausweis. »Tut mir leid, Miss Martinez, aber ich habe Sie für eine dieser Fernsehreporterinnen gehalten. Robinson ist drinnen.«
Er zeigte in die entsprechende Richtung, und sie durchquerte den Hof,

ohne den Posaunenengel zu bemerken. Sie blieb so abrupt stehen, als bliebe ihr die Luft weg.
Das hier war erst der dritte Tatort in einem Mordfall, den sie besuchen musste. Bei den anderen beiden hatte es sich um anonyme Hinrichtungen im Drogenmilieu gehandelt; die Opfer waren jeweils junge Latinos ohne Papiere gewesen, höchst wahrscheinlich illegale Einwanderer aus Kolumbien oder Nicaragua. Jede Leiche hatte eine einzige Schusswunde im Hinterkopf gehabt, die aus einer kleinen Handfeuerwaffe stammte. Mord in seiner eindeutigsten, saubersten Form. Beinahe rücksichtsvoll. Ihre Leichen hatte man allerdings pietätlos auf leeren Grundstücken entsorgt – ohne ihnen den Goldschmuck, die prall gefüllten Brieftaschen oder exklusiven Kleider abzunehmen. In vielen Gerichtsbezirken hätte sich die Presse auf die Übereinstimmungen gestürzt und hartnäckig nachgefragt, ob es sich möglicherweise um die Taten eines Serienkillers handelte.
Nicht so in Miami. Im Büro der Staatsanwaltschaft nannte man solche Morde scherzhaft *Kapitalverbrecherentsorgung*. Es gab unter den Staatsanwälten und Polizisten eine makabre Theorie, die sich etwa so zusammenfassen ließ: Je näher am Stadtzentrum ein Toter gefunden wurde, desto unbedeutender war er. Die richtig großen *Narcotistas*, die es erwischte, verwesten im Morast der Everglades oder versanken an einen Betonblock gekettet tausend Faden tief in den Gewässern des Golfstroms. Demzufolge waren die beiden Männer, die Espy Martinez flüchtig zu Gesicht bekommen hatte, Fliegengewichte, die ihren Tod wahrscheinlich durch einen einzigen ehrgeizigen Höhenflug provoziert hatten, durch die Missachtung einer unsichtbaren, aber nicht weniger fatalen Grenze. Ihren Killern waren sie jedenfalls nicht einmal die lästige Drecksarbeit wert gewesen, ihre Leichen unauffindbar zu entsorgen. Es waren keine Festnahmen zu erwarten. Keine Prozesse. Nur ein paar Zahlen in der Statistik.
In keinem der beiden Fälle hatte sich Espy auch nur in die Nähe der Leichen begeben müssen. Sie war aus einem einzigen Grund dazu gerufen worden: Die Kriminalbeamten vom Morddezernat wollten der Staatsanwaltschaft vor Ort beweisen, dass praktisch keine Aussicht bestand, diese Fälle zu lösen.
Das hier war etwas ganz anderes.

Hier ging es um einen Menschen aus Fleisch und Blut, mit einem Namen, einer unverwechselbaren Geschichte, mit Angehörigen, Freunden, Bekannten, statt einer anonymen Person, die einfach nur ins Leben trat und wieder verschwand.
Sie verharrte auf der Schwelle und versuchte, ihre Angst im Zaum zu halten. Ein Forensiker drängte an ihr vorbei, um einen Arm voll abgeschabter Proben hinauszutragen. »Darf ich?«, murmelte er, und um ihm nicht im Weg zu stehen, trat Espy Martinez in die Wohnung. Ein anderer Polizist warf ihr einen Blick zu, und sie nutzte den Moment, um ihre Dienstmarke an ihrer Handtasche zu befestigen. Als sie aufsah, winkte sie der Beamte ins Schlafzimmer durch. Sie holte einmal tief Luft, dann durchquerte sie den Raum, indem sie gleichzeitig alles und nichts registrierte.
Eine Sekunde lang verharrte sie am Rande der Geschehnisse im Schlafzimmer des Opfers.
Mehrere Männer standen am Fuß des Betts, so dass sie die Tote nicht sehen konnte. Einer bewegte sich ein Stück zur Seite, und sie erhaschte einen Blick auf Sophie Millsteins Fuß. Die Zehennägel waren in einem frechen Rot lackiert. Sie biss sich auf die Lippe. Espy Martinez holte noch einmal tief Luft und machte sich bemerkbar, obwohl sie fürchtete, nur krächzende Laute herauszubringen.
»Detective Robinson?«
Der sportliche junge Schwarze drehte sich um und nickte. »Sie müssen Miss Martinez sein?«
»Stimmt. Können Sie mich auf den Stand der Dinge bringen?«
Sie hatte das Gefühl, dass ihre Stimme schwankte, und so straffte sie die Schultern und sah dem Detective in die Augen.
»Sicher«, erwiderte er und zeigte auf die Leiche. »Das ist Sophie Millstein, weiblich, weiß, achtundsechzig Jahre alt. Witwe. Alleinstehend. Offenbar stranguliert. Hier, sehen Sie sich diese Male …«
Detective Robinson wies auf den Hals der Toten, und Espy Martinez trat vor. In dem Versuch, die aufsteigende Panik einzudämmen, indem sie nur Teile des Opfers – die Kehle, die Hände, die Beine – und nicht die ganze Leiche auf einmal in den Blick nahm, kniff sie die Augen zusammen.
»Ich würde sagen, er hat sie niedergehalten, ihr vielleicht ein Knie auf

die Brust gesetzt, und ihr einfach die Kehle zugedrückt. Ein paar Blutergüsse auf der Stirn, hier und da, als hätte er sie ein paarmal geschlagen. Aber er muss die Finger ziemlich schnell um ihre Luftröhre gelegt haben, hier hatte er wahrscheinlich den Daumen, da ist der Hals völlig eingedrückt, und die Nachbarn haben nur einen einzigen kurzen Schrei gehört.«
Walter Robinson sah, wie aus Espy Martinez' Gesicht alle Farbe entwich. Augenblicklich trat er ihr ins Blickfeld. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wo der Täter gewaltsam eingedrungen ist …«
Er fasste die junge Staatsanwältin am Arm und steuerte sie aus dem Schlafzimmer.
»Wollen Sie ein Glas Wasser?«, fragte er.
»Ja«, antwortete sie. »Und ein bisschen frische Luft.«
Er wies auf die Terrassentür, die aus ihrer Verankerung gerissen war.
»Warten Sie da draußen, ich hol Ihnen was zu trinken.«
Als Walter Robinson mit einem frisch gespülten Glas Leitungswasser auf die Terrasse trat, atmete Espy Martinez gierig ein, als wollte sie die Nachtluft trinken. Sie nahm das Wasser und kippte es in wenigen Zügen hinunter. Dann stieß sie einen langen Seufzer aus und schüttelte den Kopf.
»Tut mir leid, Detective. Entspricht genau dem Klischee, nicht wahr? Die junge Frau, die den Anblick eines gewaltsamen Todes nicht verkraftet. Geben Sie mir einen Moment Zeit, dann gehen wir wieder rein, und Sie können weitermachen.«
»Schon in Ordnung, es ist wirklich nicht nötig. Ich kann Ihnen auch hier alles sagen.«
»Nein«, beharrte Espy Martinez. »Noch einen Blick auf das Opfer – das ist meine Pflicht.«
»Ist wirklich nicht nötig …«
»O doch.«
Ohne auf den Detective zu warten, kehrte sie durchs Wohnzimmer in den Raum mit der Toten zurück. Sie versuchte, alle Gedanken auszuschalten, doch das war unmöglich. Fragen, Ängste und Wut stürzten sie in einen Aufruhr der Gefühle. Sie sagte sich: *Aus diesem Grund bist du Staatsanwältin geworden – wegen dieser Frau, die da vor dir liegt.* Die beiden Mitarbeiter der Gerichtsmedizin schickten sich an, Sophie

Millstein von ihrem Bett zu heben.
»Einen Augenblick«, bat Espy Martinez. Sie trat an die Leiche heran und sah Sophie Millstein in die Augen. Was für eine schreckliche Art, jemandem zu begegnen, dachte sie. Wer warst du? Sie starrte weiter auf die Ermordete; wie vor ihr Simon Winter erkannte auch sie das Entsetzen im leeren Blick, und das machte sie wütend. *Feigling*, sagte sie stumm zu dem Mörder. *Dreckskerl von einem Feigling.* Stiehlst einer alten Frau das Leben wie eine Handtasche, die du ihr von der Schulter reißt. Ich werde dafür sorgen, dass du zur Hölle fährst. Eine Weile hielt sie dem Blick der Toten stand, dann nickte sie stumm.
Die beiden Männer von der Gerichtsmedizin warfen sich Blicke zu. Was für Espy Martinez etwas Besonderes darstellte, war für sie grauer Alltag. Dennoch hoben sie Sophie Millstein langsam und respektvoll hoch.
»Gott!«, brüllte einer der beiden. Beinahe hätte er den Leichnam wieder aufs Bett fallen lassen.
»Ach du Scheiße!«, sagte sein Kollege trocken.
Espy Martinez schnappte nach Luft und besaß die Geistesgegenwart, sich die Hand vor den Mund zu halten, um nicht aufzuschreien.
»Verdammt, sieh sich einer das an!«, wisperte der andere Mann vom Leichenschauhaus. »Hey, Detective, sicher wollen Sie auch davon einen Schnappschuss!«
Walter Robinson war mit einem Satz neben dem Bett und betrachtete, was zutage getreten war. Er sah eine Weile hin, dann winkte er den Fotografen heran, der noch einmal zur Kamera griff. Dann wandte er sich an Espy Martinez, die einen Schritt zurückgetreten war, aber die Stellung hielt.
Ihre Blicke trafen sich. Er zuckte mit den Achseln.
»Tut mir leid. Hab ich nicht gewusst«, sagte er.
Sie nickte und verspüre vorerst keinen Drang, ihre Stimme zu benutzen.
Walter Robinson wandte sich wieder dem Bett zu. Er starrte auf die kleinen weißen, vor Angst gebleckten Zähne.
»Ich hab noch nie eine strangulierte Katze gesehen«, erklärte er ruhig.
»Ich auch nicht«, erwiderte Espy Martinez grimmig.

Simon Winter stand draußen bei dem jungen Streifenpolizisten, doch durch die Tür entdeckte er Detective Robinson und Espy Martinez, die in

Sophie Millsteins Wohnzimmer die Köpfe zusammensteckten.
»Wer ist das?«, erkundigte er sich.
»Das ist die diensthabende Staatsanwältin. Martinez, glaube ich.«
»Was will sie hier?«
»Vorschrift, wissen Sie. Jedem gemeldeten Tötungsdelikt wird ein Staatsanwalt zugewiesen, in der Praxis werden sie allerdings nur in ungefähr zehn Prozent der Fälle dazugeholt, meist dann, wenn die Detectives glauben, dass sie in die Abendnachrichten oder die erste Seite im Lokalteil des *Herald* kommen.«
»Sophie Millstein?«
»Ja, höchst wahrscheinlich. Meldung des Tages oder so, bis etwas Neues passiert.«
»Wahrscheinlich, Sie haben wohl recht.«
»Also«, meinte der Mann von der Streife. »Ich wette, Sie würden liebend gern nach Hause und schlafen gehen. Stimmt's, Senior? Also, ich schieb noch vier Stunden Dienst. Erzählen Sie mir Ihre Geschichte.«
»Was meinen Sie?«
»Sie haben das Opfer heute Nacht gesehen, richtig?«
»Sie wollen meine Aussage?«
Der Polizist hatte einen kleinen Notizblock und einen Bleistift gezückt. Er sah ungeduldig aus. »Ja, genau.«
Winter ordnete seine Gedanken und sprach schnell. »Am frühen Abend, vielleicht um sieben, klopfte Mrs. Millstein an meine Wohnungstür. Nummer einhundertdrei, direkt da drüben. Sie kam vom Einkauf zurück und war über etwas sehr erschrocken, und sie wollte, dass ich sie durch ihre Wohnung begleite, um mich zu vergewissern, dass sie sicher war.«
»Und das haben Sie gemacht?«
»Ja. Die Wohnung war leer, und ich habe die Türen und Fenster überprüft, die alle ordentlich verschlossen waren. Aber was ihr Angst machte …«
»Dann haben Sie niemanden irgendwo herumlungern gesehen, jemanden, auf den die Täterbeschreibung passt?«
»Nein.«
»Zum Beispiel draußen hinterm Haus?«
»Wie gesagt, nein. Ich habe niemanden gesehen. Solange ich mich in der Wohnung aufhielt, war niemand da. Aber sie hat diesen Mann

beschrieben, den sie vorher gesehen hatte.«
»Okay, erzählen Sie.«
»Sie sagte, es wäre jemand, den sie aus der Kriegszeit kannte …«
»Was für einem Krieg?«
»Dem Zweiten Weltkrieg. In Berlin. 1943.«
»Berlin?«
»Deutschland.«
»Ach so, okay. Und dieser Jemand, den sie gesehen hat, das war kein junger Schwarzer, oder?«
Simon Winter starrte den Streifenpolizisten an, als hätte der Mann gerade die dümmste Frage gestellt, die ihm je zu Ohren gekommen war, was zweifellos der Wahrheit entsprach.
»Nein«, erwiderte Winter beherrscht. »Das war kein junger Schwarzer. Es war ein älterer Mann, doch sie beschrieb ihn als einen im höchsten Maße beängstigenden Menschen. Sie nannte ihn ›der Schattenmann‹ …«
»Wie? Der Schatten, Mann – was soll das heißen?«
»Nein. Der Schattenmann als Beiname. Eine Art Titel, könnte man sagen.«
»Ein Titel? Wie was? Hauptmann? Amtmann?«
»Wohl kaum.«
Er sah, wie der Stift des jungen Streifenpolizisten über dem Notizblock schwebte, bevor er etwas niederkritzelte.
»Dann kannte sie seinen richtigen Namen nicht?«
»Nein. Es war jemand, der mit ihrer Verhaftung und anschließenden Deportation zu tun hatte. Nach Auschwitz. Es war jemand …«
»Ach so, hier in Miami Beach gibt’s ’ne Menge alte Leute, die’s damals erwischt hat und die in den Knast gewandert sind.«
»Auschwitz war kein Knast. Es war ein Vernichtungslager.«
»Richtig, richtig, ich weiß. Also, dieser Kerl, den sie wiedererkannt hat …«
»Sie war sich nicht sicher.«
»Sie war sich nicht sicher, ob sie ihn wiedererkannt hat?«
»Richtig«, sagte Simon Winter. »Es lagen fünfzig Jahre dazwischen.«
»Okay, sie hatte also vor diesem Schattenmann-Typen Angst, falls er es überhaupt war. Da sind Sie sich nicht sicher, und die alte Dame war es auch nicht. Okay. Glauben Sie, es hatte irgendetwas mit ihrer Ermordung

heute Nacht zu tun?«
»Nein. Ich weiß es nicht. Es ist einfach nur ungewöhnlich. Vielleicht reiner Zufall.«
»Hatte Mrs.Millstein sonst schon mal Angst? Ich meine normalerweise?«
»Sicher. Sie war alt und lebte allein. Sie war oft nervös. Sie richtete ihren Tagesablauf danach ein, abends nicht mehr vor die Tür zu müssen.«
»Okay. Jedenfalls haben Sie heute Abend nichts Auffälliges oder Ungewöhnliches gesehen. Und ihr Benehmen war wiederum nicht so viel anders als sonst, richtig?«
Winter starrte den Mann mit eisigem Blick an. »Ja, das ist richtig.«
Der Jüngere klappte sein Notizbuch zu. »Okay, ich denke, ich hab dann alles. Falls Ihnen noch was einfällt, rufen Sie Detective Robinson an, okay?«
Winter verkniff sich mehrere sarkastische Erwiderungen und nickte. Der Streifenpolizist grinste.
»Okay, Sie können jetzt nach Hause, Mr.Winter. Das Team ist mit der Spurensicherung bald durch. Möglich, dass hier noch ein paar Tage was los ist, vielleicht werden die Typen von den Nachrichten etwas lästig, aber Sie können denen einfach sagen, sie sollen sich zum Teufel scheren. Meistens funktioniert das. Ich werde dafür sorgen, dass der Detective alles, was Sie gesagt haben, schriftlich bekommt.«
Damit drehte sich der junge Beamte zur Straße um und ließ Simon Winter im blinkenden Rot-Blau der Streifenwagen stehen.

In der Küche sah Espy Martinez zu, wie Walter Robinson zum Telefon griff und, indem er jede Ziffer einzeln überprüfte, eine Nummer wählte. Dann legte er die Hand über die Sprechmuschel und flüsterte: »Das Telefon klingelt mitten in der Nacht. ›Ihre Mutter wurde ermordet.‹ Was für ein Alptraum.« Er zuckte mit den Achseln, als wollte er sich dafür wappnen, jemandem einen großen Schmerz zuzufügen.
Espy Martinez fühlte sich in ihrer Zeugenrolle unbehaglich und schämte sich für diese eigentümliche Faszination, die sie empfand, diesen seltsamen Reiz des Schauderns, der Menschen zum Ort eines Autounfalls treibt, um die tausend glitzernden Splitter und frischen Blutflecken zu begaffen.

Robinson formte mit den Lippen das Wort »klingelt« und richtete sich ein wenig auf, als er hörte, dass jemand abnahm.
»Ja?«
»Ich würde gerne mit Mr.Murray Millstein sprechen.«
»Am Apparat. Was …«
»Mr.Millstein, hier spricht Detective Walter Robinson von der Kripo Miami Beach in Florida. Es tut mir leid, aber ich habe eine schlimme Nachricht für Sie.«
»Was? Was?«
»Mr. Millstein, Ihre Mutter, Mrs. Sophie Millstein, ist heute Nacht verstorben. Sie wurde Opfer eines Verbrechers, der kurz vor Mitternacht gewaltsam in ihre Wohnung eingedrungen und sie offenbar getötet hat, bevor er ihre Wertsachen raubte.«
»Oh, mein Gott! Was? Meine Mutter?«
»Es tut mir sehr leid, Mr. Millstein.«
»Was sagen Sie da? Was ist mit meiner Mutter? Ich verstehe nicht …«
»Es tut mir leid, Mr. Millstein. Ich muss Ihnen mitteilen, dass Ihre Mutter heute Nacht ermordet wurde.«
Robinson wartete, bis sich der Mann in der Leitung gefasst hatte.
Im Hintergrund hörte er eine andere Stimme, die schrill und in Panik durch die Nacht drang. Die Ehefrau des Anwalts, nahm Robinson an: Sie sitzt senkrecht im Bett, hat auf dem Nachttisch neben dem Wecker und einem Bild ihrer Kinder das Licht angemacht, und jetzt packt sie ihren Mann fest am Arm und will wissen, wieso er die Beine aus dem Bett geschwungen hat und mit blassem, verzerrtem Gesicht auf der Kante sitzt.
»Detective, ähm …«
»Robinson. Haben Sie Stift und Papier, Mr. Millstein? Ich würde Ihnen gerne eine Telefonnummer durchgeben.«
»Ja, ja, aber …«
»Das hier ist die Nummer, unter der Sie mich in meinem Büro im Präsidium erreichen.«
»Aber was ist passiert? Meine Mutter …«
»Wir haben noch keinen Tatverdächtigen festgenommen, Mr. Millstein. Aber wir haben eine Täterbeschreibung und eine beträchtliche Menge Beweismaterial in der Wohnung Ihrer Mutter gesammelt. Unsere

Ermittlungen laufen gerade erst an, aber wir genießen die volle Unterstützung der Staatsanwaltschaft und anderer Behörden in Dade County, und ich bin zuversichtlich, dass es bald zu einer Verhaftung kommt.«
»Aber meine Mutter, wie … sie hat doch immer alles verriegelt …«
»Offenbar hat der Täter die Gartentür gewaltsam geöffnet.«
»Aber ich verstehe trotzdem nicht …«
»Zum derzeitigen Ermittlungsstand gehen wir davon aus, dass sie stranguliert wurde. Doch endgültig stellt der Gerichtsmediziner die Todesursache fest.«
»Sie wurde …«
»Ja. Ihre sterblichen Überreste werden ins Leichenschauhaus des County überstellt. Nach Abschluss der Untersuchungen werden Sie sich mit einem hiesigen Bestattungsinstitut in Verbindung setzen müssen. Wenn Sie morgen Nachmittag im Leichenschauhaus anrufen, kann Ihnen eine Sekretärin einige Telefonnummern geben.«
»Oh, mein Gott.«
»Mr. Millstein, es tut mir sehr leid, Ihnen diese Nachricht zu übermitteln. Ich muss Sie außerdem vorwarnen, dass Sie möglicherweise von der hiesigen Presse und lokalen Sendern hören könnten. Zweifellos wollen Sie nähere Einzelheiten wissen, und ich werde Sie so gut ich kann auf dem Laufenden halten, aber im Moment wartet Arbeit auf mich. Sie können mich jederzeit unter der Nummer anrufen, die ich Ihnen gegeben habe. Ich werde dort schätzungsweise ab acht Uhr morgens erreichbar sein.«
Der Anwalt gab einen Laut von sich, in den sich Schluchzen und Stöhnen mischten, und Robinson legte auf.
Espy Martinez beobachtete ihn aufmerksam. Sie fühlte sich fast wie ein Voyeur, der – halb gebannt, halb abgestoßen – die Geschehnisse wie in Zeitlupe verfolgte. Für einen kurzen Moment erkannte sie in den Augen des Detective einen Ausdruck von Mutlosigkeit, der jedoch unter ihrem forschenden Blick gleich wieder verflog. Sie musste plötzlich denken: Wir sind beide sehr jung.
Doch sie sagte nur: »Das muss schwer sein.«
Robinson zuckte mit den Achseln und schüttelte mit einer trockenen Miene den Kopf.

»Man gewöhnt sich dran«, erwiderte er in einem Ton, der ihr verriet, dass er nicht einmal ansatzweise die Wahrheit sprach. Und dass er sich dessen bewusst war.

Der Detective und die Staatsanwältin begaben sich nach draußen. Espy Martinez hatte das Gefühl, als hätte sich die Dunkelheit ein wenig gelichtet, und ein Blick auf ihre Armbanduhr bestätigte, dass es bald Morgen war. Sie sah eine Gruppe älterer Menschen auf einer Seite des Hofs zusammenstehen, und Walter Robinson kam ihrer Frage zuvor.
»Das sind die Leute, die hier wohnen. Der alte Mann, der den Täter auf dem Weg hinterm Haus weglaufen sah, heißt Kadosh. Seine Frau hat den Notruf verständigt. Der große Mann ist Winter. Er hat Mrs.Millstein am Abend nach Hause begleitet und ihre Schlösser überprüft. Der Wohnungseigentümer heißt Gonzales, ist noch nicht da, aber schon unterwegs. Und wissen Sie, was das Tragischste ist? Eine der Nachbarinnen hat mir erzählt, dass er in der Hälfte aller Wohnungen bereits neue Schlösser angebracht hatte und an diesem Wochenende wiederkommen wollte, um sich die von Mrs.Millstein vorzunehmen. Ich glaube zwar nicht, dass es einen großen Unterschied gemacht hätte, aber man weiß nie. Das wird morgen in sämtlichen Zeitungen stehen.«
Walter Robinson deutete auf die Gruppe Reporter und Kameraleute. Zum Zeichen, dass er auf dem Weg zu ihnen war, winkte er ihnen knapp zu.
In verhaltenem Ton teilte er Espy Martinez mit: »Also, was wir vorerst für uns behalten, ist die Sache mit der Goldkette, auf der ihr Name eingraviert ist, und wir sagen auch nichts von dem Abdruck, den der Kriminaltechniker von ihrem Hals genommen hat, zumindest, bis wir überprüft haben, ob es beim Abgleich einen Treffer gibt.«
Als Robinson den Kopf hob, sah er zwei Kollegen und mehrere Streifenpolizisten um die Ecke des Sunshine Arms kommen.
Einer der Kriminalbeamten winkte ihnen beiden zu. Aus mehreren Metern Entfernung rief er: »Hey, Walter, du hast ins Schwarze getroffen.«
Robinson machte den Kollegen mit Espy Martinez bekannt und fragte dann: »In der Gasse hinterm Zaun?«
»Genau. In einem Müllcontainer. Wir haben Fotos gemacht, der Typ

vom Labor hat’s eingetütet. Gut möglich, dass wir einen Trumpf in der Hand haben; ich meine, ich hätte an einer Ecke ein bisschen Blut gesehen.«
»Was ist es denn?«, wollte Espy Martinez wissen.
»Ein Schmuckkästchen aus Messing«, antwortete Robinson. »Auch davon vorerst nichts an die Presse, einverstanden?«
»Kein Problem. Mir wär’s ohnehin lieber, Sie würden das übernehmen.« Robinson nickte. »In Ordnung. Gehen wir.« Er grinste wieder und riss einen Witz: »Hey, wird schon nicht schlimmer sein als beim Zahnarzt.« Nur für eine Sekunde berührte er ihren Ellbogen, dann traten sie zusammen in das grelle Licht der Fernsehkameras.

5

Jäger und Gejagte

Simon Winter saß, einen Finger zögernd über den Tasten seines Telefons, in seiner Wohnung. Obwohl die Mittagssonne durchs Fenster schien, hatte er das Gefühl, als träte er in ein dunkles Zimmer, ohne zu wissen, wo der Lichtschalter ist. In den wenigen Stunden unruhigen Schlafs, die ihm vergönnt gewesen waren, hatten ihn Alpträume gequält. Die Erschöpfung steckte ihm wie Blei in den Gliedern. Er sah noch einmal aus dem Fenster über den Hof, wo das gelbe Absperrband in einer leichten Brise flatterte. Neben dem Schild an Sophie Millsteins Tür, auf dem in roten Lettern TATORT: ZUTRITT VERBOTEN stand, war es das Einzige, was noch an die Geschehnisse der letzten Nacht erinnerte.
Er wusste nicht, ob es darum ging, etwas anzustoßen oder zu Ende zu bringen, jedenfalls fühlte er sich dazu verpflichtet, diesen Anruf zu machen. Ihm war schwindelig, fast übel, doch als es am anderen Ende in der Leitung klingelte, rief er sich zur Ordnung.
Er hörte ein fernes »Hallo?«
»Spreche ich mit Rabbi Chaim Rubinstein?«, fragte Winter.
»Ja, früher mal Rabbi, jetzt im Ruhestand. Und mit wem habe ich das Vergnügen?«
»Mein Name ist Simon Winter, ich bin …« Er überlegte, was genau er war, und fuhr schließlich fort: »… ein Freund von Sophie Millstein.«
»Sophie ist tot.« Die Stimme des Rabbi klang hart. »Sie wurde ermordet. Gestern Abend. Von einem Einbrecher. Ein Mann, der Geld für Drogen suchte. Steht in der Zeitung.«
»Ich weiß. Ich bin ihr Nachbar.«
»Dann wissen Sie mehr als ich. Sie wissen mehr, als in der Zeitung steht. Weshalb rufen Sie an?«
»Sie kam gestern zu mir. Nur wenige Stunden vor ihrem Tod. Sie hatte Angst, und sie wollte Ihnen etwas mitteilen. Ihnen und zwei Freunden. Einem Mr. Silver und einer Mrs. Kroner. Hat sie Sie gestern Abend nicht mehr angerufen?«

»Nein. Nein, ich habe nicht mit ihr gesprochen. Uns etwas mitteilen? Uns was mitteilen?« Plötzlich hatte der Rabbi die Stimme ein wenig erhoben.
»Sie hatte …« Er stockte, dann korrigierte er sich: »Sie glaubte, sie hätte einen Mann gesehen, sie nannte ihn den …«
Der Rabbi fiel ihm ins Wort: »Den Schattenmann.«
»Ja.«
In der Leitung herrschte Stille.
»Rabbi?,« fragte Winter.
Wieder trat eine Pause ein, dann sagte der Rabbi in eisigem Ton: »Er wird uns alle töten.«

Rabbi Chaim Rubinstein wohnte in einem bescheidenen älteren Gebäude auf der falschen Seite des Ocean Drive, wo die Aussicht aufs Meer größtenteils von zwei größeren, imposanteren Wohngebäuden verstellt war. Von den besten Wohnungen aus bekam man vermutlich höchstens einen schmalen blassblauen Streifen zu sehen. Ansonsten unterschied sich der Wohnkomplex in nichts von den Dutzenden ähnlicher Bauten in ganz Miami Beach, bis hin nach Fort Lauderdale, Delray und schließlich Palm Beach. Lediglich der Name – The Royal Palm – fiel aus dem Rahmen. Natürlich war nichts Königliches an dem Gebäude, und ebenso wenig konnte es, abgesehen von einer einzigen, unansehnlichen Topfpflanze mit hängenden Wedeln in der Lobby, mit irgendwelchen Palmen aufwarten. Winter fuhr mit dem Lift in den sechsten Stock und trat in den Flur. Aus blechernen Lautsprechern in der Decke spielte eine nervende Musikkonserve. Der Flur selbst war von deprimierender Eintönigkeit: ein beigefarbener Teppichboden, Tapeten mit Blumenmuster, eine scheinbar endlose Reihe weißer Türen, an denen bestenfalls die goldenen Nummern auffielen.
Vor Nummer sechshundertzwei blieb er stehen und klopfte an. Er hörte, wie Schlösser aufschnappten, dann öffnete sich die Tür so weit, wie es die vorgelegte Kette erlaubte.
»Mr.Winter?«
»Rabbi?«
»Könnten Sie mir irgendeinen Ausweis zeigen? Mit Foto?«
Simon Winter nickte, griff in seine Brieftasche und holte seinen

Führerschein hervor, den hielt er an den Türspalt, damit der Rabbi ihn sich ansehen konnte.
»Danke«, sagte der Mann nach einer Weile. Er schloss die Tür, um die Kette zu entriegeln, und öffnete ganz. »Bitte treten Sie ein. Und danke fürs Kommen.«
Die beiden Männer schüttelten einander die Hand. Rabbi Rubinstein war ein kleiner, dünner, wenn auch nicht asketisch hagerer Mann. Er trug eine etwas zerzauste, graue Lockenmähne, die ihm über die Ohren und die tiefsitzende, schwarzgerandete Brille fiel. Durch dicke Gläser musterte er Simon Winter einen Moment, dann winkte er ihn ins Wohnzimmer.
Winter sah das ältere Paar, das hinter einem gläsernen Couchtisch auf einem weißen Sofa saß und auf ihn wartete. Als er eintrat, erhoben sich die beiden.
»Darf ich bekannt machen: Mr.Irving Silver und Mrs.Frieda Kroner«, stellte der Rabbi vor. Winter ging auf sie zu und schüttelte ihnen die Hände. Mrs. Kroner, eine untersetzte Frau, die zu einer weißen Hose einen lose fallenden Pullover trug, in dem sie doppelt so breit wirkte wie der Rabbi, setzte sich augenblicklich wieder hin und goss Simon Winter eine Tasse Kaffee ein. Mr.Silver war ein kleiner, runder, fast kahlköpfiger Mann, der, kaum, dass er wieder Platz genommen hatte, nervös mit den Fingern auf den Knien trommelte. Winter sah sich einen Moment um. Er bemerkte ein Bücherregal und überflog die Titel. Es gab einiges an Judaica, eine große Anzahl Bücher über den Holocaust, dazwischen hier und da ein paar zeitgenössische Thriller und Schauerromane. Der Rabbi folgte seinem Blick und erklärte:
»Die meiste Zeit verbringe ich mit dem Studium, Mr.Winter. Ich versuche, die Ereignisse zu verstehen, an denen auch ich einen, wenngleich unbedeutenden Anteil hatte. Meine Pensionszeit habe ich dieser Arbeit gewidmet. Aber manchmal lese auch ich gerne etwas von Stephen King. Ich finde das gar nicht so schrecklich. All diese übernatürlichen Monster und bösen Dinge, über die er schreibt, die können ja nicht wirklich existieren, nicht wahr? Sie sind nicht real, aber er schafft den Eindruck, als ob sie es wären, und das ist wirklich faszinierend. Wer ließe sich denn nicht gerne ab und zu ein paar Schauer einjagen? Das ist unterhaltsam.«

»Ja, ich denke schon«, pflichtete Winter bei.
»An manchen Abenden ist es viel leichter, Mr.Winter, von entsetzlichen Ereignissen zu lesen, die der Phantasie eines Mannes entsprungen sind, als das Grauen zu studieren, das tatsächlich passiert ist.« Er wies auf eine Reihe Bücher, die sich mit der Schoah beschäftigten.
Der Detective nickte.
»… oder immer noch passiert«, fügte der Rabbi hinzu.
Mit einer stummen Geste lud er ihn ein, in einem Sessel Platz zu nehmen. Mrs.Kroner reichte ihm die Tasse schwarzen Kaffee. Sie fragte nicht, ob er ihn mit Zucker oder Sahne wollte. Er bemerkte, wie Irving Silver hin und her rutschte und sich nach vorne beugte. Seine Hände zitterten ein wenig, und so klirrte es leise, als er seine Tasse abstellte. Winter sah, wie der Mann den Rabbi mit einem eindringlichen, auffordernden Blick anstarrte und dabei im blassen Gesicht alle Muskeln anspannte. Der Rabbi nickte und bat: »Also, dann erzählen Sie es doch, Mr.Winter. Erzählen Sie uns, was Sophie Ihnen gesagt hat.«
Der Rabbi hatte eine seltsame Intonation: Er begann seine Sätze in einem rauhen, tiefen Ton und erhob die Stimme mit jedem weiteren Wort, bis seine Frage am Ende schrill und fordernd klang.
»Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen am Telefon gesagt habe, Rabbi. Sie kam in Panik zu mir. Sie glaubte, diesen Mann gesehen zu haben, an den sie sich aus der Zeit in Deutschland vor fünfzig Jahren erinnern konnte. Sie hatte das Gefühl, es sei ihre Pflicht, Sie alle drei zu warnen. Und dann wurde sie später in derselben Nacht ermordet …«
»Ja, ja. Der Junkie«, unterbrach ihn Mr.Silver. Seine Stimme klang gepresst. »Nennen sie nicht einige Süchtige immer noch so? Wir lesen darüber in der Zeitung. Es kam auch in den Neun-Uhr-Nachrichten. Er ist eingebrochen, dann hat er sie getötet und ein paar Sachen gestohlen! Jetzt sucht die Polizei nach ihm! Der Schattenmann wurde mit keiner Silbe erwähnt!«
Rabbi Rubinstein funkelte Irving Silver missbilligend an und fragte Winter: »Wie sicher war Ihrer Meinung nach Sophie, möge sie in Frieden ruhen, in Bezug auf den Mann, den sie gesehen hat?«
Als er in die drei äußerst gespannten Gesichter sah, zögerte Winter mit seiner Antwort. Er hatte das Gefühl, in einen Streit hineingeraten zu sein, der vielleicht schon seit Wochen andauerte.

»Als sie bei mir anklopfte, schien sie so verstört, dass sie sich ihrer Sache wohl ziemlich sicher war. Sowie sie sich etwas beruhigte, kamen ihr aber offenbar gewisse Zweifel.«
An dieser Stelle schwieg er.
»Seht ihr?«, verkündete Irving in schneidendem Ton. »Sie hatte gewisse Zweifel! Keiner von uns weiß es mit Bestimmtheit!«
Der Rabbi schüttelte langsam den Kopf. »Irving, bitte. Lassen Sie Mr. Winter ausreden. Üben Sie Nachsicht mit uns, Mr. Winter. Wir wollen einfach nicht glauben, dass dieser Mann unter uns ist. Hier und heute.«
»Er müsste tot sein!«, warf Mr.Silver hastig ein. »Das ist doch ganz klar. Und wieso gerade hier? Nein, er muss tot sein! Er kann unmöglich durchgekommen sein!«
Frieda Kroner wandte sich zu Mr.Silver um und runzelte die Stirn. Dann meldete sie sich das erste Mal zu Wort. Sie hatte einen ganz leichten deutschen Akzent.
»Er ist hier, du alter Dummkopf! Wo denn auch sonst?«
»Aber wir sind diejenigen, die er damals …«
»Das ist richtig«, fiel sie kalt ins Wort. »Er hat damals viele von uns umgebracht. Und jetzt tut er es wieder. Das ist nicht weiter verwunderlich. Wieso bist du so überrascht? Hört ein Mann, der so sehr hasst, jemals damit auf? Arme Sophie. Sobald sie sich begegnet waren, hatte sie keine Chance mehr. Keiner hatte je eine Chance.«
Eine große Träne rollte ihr über die Wange. Mit einem Ruck lehnte sie sich zurück, verschränkte die Arme über der großen Brust und machte sich nicht die Mühe, die Träne abzuwischen.
Simon Winter erhob die Hand. »Mrs.Kroner … es gibt keine Indizien dafür, dass jemand anders als der von der Polizei gesuchte Tatverdächtige etwas mit Sophies Tod zu tun hat …«
»Wenn er sie gesehen hat, dann gab es für ihn kein Zögern. Nur schnelles Handeln, und sie musste sterben. Genau das ist passiert.«
Der bittere Ton der Frau ließ keinen Raum für Zweifel, so dass Winter sich gezwungen sah, innezuhalten und in eine behutsamere Gangart zu wechseln, während ihn tausend Fragen bestürmten.
»Es gab einen Brief. Sophie hat mir von einem Herman Stein erzählt, der sich das Leben genommen hat. Angeblich hat er diesen Mann ebenfalls gesehen?«

Wieder herrschte kurzes Schweigen im Raum.
Rabbi Rubinstein nickte kaum merklich. »Wir haben darüber gesprochen, sind allerdings zu keinem übereinstimmenden Schluss gekommen. Es ist schwer zu glauben.«
»Haben Sie den Brief?«
»Ja.« Der Rabbi beugte sich vor und zog Raul Hilbergs Buch *Die Vernichtung der europäischen Juden*, das neben dem Kaffeeservice lag, zu sich heran. Der Brief befand sich im Buch. Der Rabbi reichte ihn Simon Winter, der ihn zügig las:
Rabbi,
Rabbi Samuelson vom Tempel Beth-El hat mich an Sie verwiesen und erklärt, Sie seien einmal, so wie ich, vor vielen, vielen Jahren Berliner gewesen.
Vielleicht erinnern Sie sich an einen Mann, den wir in jenen traurigen Zeiten nur als den Schattenmann kannten, der Mann, der 1942 in Berlin unsere Familie in ihrem Versteck aufspürte und für unsere Deportation nach Auschwitz sorgte.
Ich hatte gehofft, dieser Mann sei wie all die anderen tot. Aber dem ist nicht so! Vor zwei Tagen habe ich an einer großen Wohnungseigentümer-Versammlung in Surfside teilgenommen und ihn zufällig im Publikum entdeckt, nur zwei Reihen hinter mir! Er ist hier, da bin ich mir sicher.
Rabbi, wen soll ich anrufen?
Was soll ich machen?
Es darf nicht wahr sein, dass dieser Mann noch frei herumläuft, und ich habe das Gefühl, ich muss etwas unternehmen. Mir schwirrt der Kopf vor Fragen, und vor Angst kann ich nicht mehr klar denken. Helfen Sie mir?

Der Brief war mit Herman Stein gezeichnet und enthielt auch seine Adresse und Telefonnummer.
Simon Winter sah von dem handgeschriebenen Blatt auf.
»Wann haben Sie diesen Brief bekommen?«
»Drei Tage nach Mr. Steins Tod. Aus Surfside, ist ja schließlich nicht Alaska oder der Südpol, und trotzdem liefert die Post den Brief erst drei Tage, nachdem er geschrieben wurde, aus. Schon merkwürdig, finden

Sie nicht?«
Dem Rabbi zitterten ein wenig die Lippen.
»Ich hatte keine Chance mehr, diesem armen Mr.Stein zu helfen.«
»Und?«
»Ich habe die Sache der Polizei gemeldet. Selbstverständlich habe ich auch Mr.Silver, Mrs.Kroner und Ihre Nachbarin angerufen.«
»Was hat die Polizei gesagt?«
»Ich habe mit einem Detective gesprochen, der sich eine Kopie von dem Brief gemacht hat. Aber er sagte, dieser Mr.Stein, der mir persönlich unbekannt war, hätte seit vielen Jahren allein gelebt und seinen Nachbarn in letzter Zeit Sorgen gemacht, weil er so traurig wirkte, mit düsterer Mine herumschlich, Selbstgespräche führte …«
»Und sich absonderlich aufführte, als ob der Tod neben ihm stünde«, warf Frieda Kroner ein.
Der Rabbi nickte. »Von diesem Detective erfuhr ich auch, Mr. Stein habe einen Abschiedsbrief geschrieben, bevor er sich erschoss, und das sei's dann ja wohl, er könne mir nicht weiterhelfen. Das war ein netter Mann, dieser Detective, aber ich glaube, er hatte so viel um die Ohren, dass er sich für meine Probleme nicht allzu sehr interessierte. Er hat mir Mr.Steins letzte Zeilen gezeigt.«
»Erinnern Sie sich …«
»Selbstverständlich, wie könnte man so etwas vergessen? Ich sehe die Worte noch vor mir. Es war ein einziger Satz: ›Ich bin des Lebens müde und vermisse meine geliebte Hanna, und so mache ich mich jetzt zu ihr auf den Weg.‹ Das war alles. Er hat sich erschossen. Sagt der Detective. Nur ein Schuss, direkt in die Stirn.«
»Die Stirn?«
»Sagt der Polizist.« Der Rabbi tippte sich, während er sprach, an die Stelle über den Augenbrauen.
»Sind Sie sicher? Haben Sie die Tatortaufzeichnungen des Kriminalbeamten gelesen? Haben die Ihnen irgendwelche Fotos vom Leichenfundort gezeigt? Haben Sie den Autopsiebericht gesehen?«
Angesichts des Feuerwerks an Fragen zog der Rabbi eine Augenbraue hoch.
»Nein, er hat mir nur so viel mitgeteilt. Gezeigt hat er mir gar nichts. Einen Bericht?«

Simon Winter wollte gerade die nächste Frage hinterherschieben, hielt sich aber im Zaum. *Die Stirn*, dachte er. Nicht in die Schläfe. Nicht in den Mund, so wie ich es wollte – vor Jahren, wie ihm jetzt schien. Er versuchte sich vorzustellen, wie man eine Pistole in dieser Position hielt. Unbequem, aber immerhin möglich. Nicht einmal unwahrscheinlich. Aber unbequem. Wieso sollte sich jemand seinen Selbstmord unnötig erschweren? Die spontane Erklärung dafür, die ihm in den Sinn kam, war ein Missverständnis seitens des Detective.
Der Rabbi sah ihn mit einem durchdringenden Blick an. »Sie verstehen etwas von diesen Dingen, Mr.Winter?«
»Ja. Ich habe zwanzig Jahre lang als Polizist für die Stadt Miami gearbeitet und mich vor einigen Jahren nach Miami Beach zurückgezogen. Also ja, auch wenn es lange her ist, verstehe ich immer noch etwas von solchen Dingen, Rabbi.«
»Sie waren bei der Polizei?«, ging Mr.Silver hastig dazwischen. »Und jetzt?«
»Und jetzt bin ich einer von vielen alten Menschen in Miami Beach, Mr.Silver.«
Rabbi Rubinstein schnaubte leise. »Deshalb ist Sophie zu Ihnen gekommen.«
»Ja, vermutlich. Sie hatte Angst, und sie wusste, dass ich eine Waffe besitze.« Winter holte tief Luft. »Sie dachte, ich kann ihr helfen.«
»Ich werde mir auch eine Waffe zulegen«, erklärte Mr.Silver trotzig. »Und ich glaube, das sollten wir alle tun, damit wir uns verteidigen können!«
»Ich versteh nichts von Waffen«, warf Frieda Kroner ein. »Und was weißt du schon, du alter Narr? Höchst wahrscheinlich geht das Ding irgendwie los, und du erschießt dich selbst oder deinen Nachbarn oder den jungen Kerl, der dir deine Medizin von der Apotheke bringt.«
»Ja, aber vielleicht erschieße ich zuerst *ihn*, wenn er es auf mich abgesehen hat.«
Nach dieser Bemerkung herrschte mit einem Schlag Schweigen in der Runde.
Simon Winter betrachtete die drei Gesichter ihm gegenüber. Der Rabbi schien vor Furcht und Niedergeschlagenheit ermattet; aus Mrs.Kroners Blick sprach Verzweiflung gepaart mit Trotz; Mr.Silver kaschierte seine

Panik mit Wut. Der Rabbi ergriff als Erster das Wort.
»Sie müssen Nachsicht mit uns haben, Mr.Winter. Sophie war unsere Freundin, und wir sind in Trauer. Aber wir sind auch aufgebracht, und jetzt haben wir außerdem noch gehörig Angst.«
»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Rabbi. Aber woher nehmen Sie die Überzeugung, dass sie von diesem Mann ermordet wurde? Die Polizei hat einen Zeugen, einen anderen Nachbarn, der gesehen hat, wie der Verdächtige vom Tatort floh. Ein junger Schwarzer.«
»Und Sie glauben das?«, fragte Irving Silver gereizt.
»Ein Augenzeuge«, entgegnete Winter betont. »Er ist dem Mann bis zu der Gasse hinter dem Grundstück gefolgt.«
Der Rabbi schüttelte den Kopf. »Ich bin durcheinander, Mr.Winter, und das macht mir offenbar nur noch mehr Angst. Mr.Stein meint, er sieht den Schattenmann, und wenig später ist er tot. Ein Selbstmord. Sophie meint, sie sieht den Schattenmann, und wenig später ist sie tot, von einem unbekannten Schwarzen ermordet. Das ist für mich ein Rätsel, Mr.Winter. Sie sind der Detective. Sagen Sie’s uns: Kann ein solch merkwürdiges Zusammenspiel Zufall sein?«
Simon Winter ließ sich mit der Antwort Zeit. »Rabbi, ich war viele Jahre Ermittler beim Morddezernat …«
»Ja, ja, aber beantworten Sie die Frage!«, fuhr ihm Irving Silver dazwischen. Er machte schon den Mund auf, um noch etwas zu sagen, doch Frieda Kroner stieß ihm den Ellbogen in die Rippen.
»Fall dem Mann doch nicht ins Wort!«, flüsterte sie barsch.
Winter ließ erst einmal Stille einkehren, um sich seine Antwort gut zu überlegen.
»Ich will es einmal so sagen. Zufälle dieser Art kommen vor. Aberwitzige, unglaubliche Zufälle sogar. Alle Ermittler können von Fällen erzählen, die niemand auch nur ansatzweise hätte ahnen können. Bei der Arbeit im Morddezernat sind solche Dinge vielleicht nicht gerade an der Tagesordnung, aber doch durchaus vertraut. Andererseits gibt es für die überwältigende Mehrzahl der Tötungsdelikte vollkommen normale, eindeutige Erklärungen. Daher ist es wichtig, zunächst einmal nach den einfachen Antworten zu suchen, die sich im Allgemeinen als richtig erweisen.«
»Damit wollen Sie also sagen …«, schaltete sich Irving Silver ein.

»Lass ihn ausreden!«, wiederholte Frieda Kroner gereizt und knuffte ihn erneut in die Seite. »Du unhöflicher alter Stiesel!«, wies sie ihn zurecht.
»Danke, Mrs.Kroner, aber eigentlich war ich fertig.«
Der Rabbi nickte. »Sie meinen also, ja, es könnte genau so gewesen sein, wie es aussieht. Ein Selbstmord. Ein Mord durch einen Junkie.«
»Richtig.«
Wieder herrschte beredtes Schweigen.
»Haben Sie sich persönlich eine Meinung gebildet, Mr.Winter?«, fragte Frieda Kroner.
»Ich habe Fragen, Mrs.Kroner«, erwiderte Simon Winter. »Und ich glaube, es ist sinnvoll, die Zweifel ernst zu nehmen, wenn es so viele gibt. Egal, wie Sophie und Mr.Stein gestorben sind, es wird für Sie drei wohl schwierig sein, ein normales Leben zu führen, wenn Sie die ganze Zeit fürchten müssen, dass Ihnen dieser Kerl auf Schritt und Tritt folgt. Falls er tatsächlich noch lebt.«
Sie nickte, ebenso der Rabbi.
»Ich bin immer noch entschlossen, mir eine Waffe zu besorgen«, murmelte Irving Silver.
Sie schwiegen. Winter beobachtete, wie sich in Irving Silvers Augenwinkeln Tränen bildeten, während der Mann langsam, fast unmerklich den Kopf schüttelte, als wollte er all die bösen Gedanken, die sich hartnäckig bei ihm festgesetzt hatten, vertreiben.
Der Rabbi beugte sich vor und fuhr sich mit allen zehn Fingern durch seinen zerzausten, dichten Haarschopf. Er blies die Backen auf und ließ die Luft langsam durch die geschürzten Lippen entweichen. Dann sah er zu Simon Winter auf. »Sie werden uns helfen, Mr.Winter?«
Winter spürte plötzlich eine unbeugsame Härte. Er blickte in die drei Gesichter der älteren Menschen und erinnerte sich an die zitternde Hand seiner Nachbarin auf seinem Arm, als er seinen eigenen Tod unterbrochen hatte, um sie hereinzulassen. Ein verstohlener Blick offenbarte eine ähnliche Tätowierung am Unterarm des Rabbi, und es stand zu vermuten, dass sich unter Mrs.Kroners üppigem weißen Pullover wie unter Mr. Silvers losem karierten Hemd ein ebensolches Mal verbarg. Ich habe ihr meine Hilfe versprochen, musste er denken, aber ich kam zu spät. Ihm wurde bewusst, dass dieses Versprechen für ihn immer noch galt, und so antwortete er: »Ich will es versuchen, Rabbi.

Ich kann nicht sagen, was ich wirklich tun kann …«
»Sie wissen Dinge, von denen wir keine Ahnung haben. Eine Menge Dinge.«
»Es ist lange her.«
»Vergisst man solche Dinge jemals? Diese Techniken?«
»Nein.«
»Dann können Sie uns auch helfen.«
»Ich hoffe.«
Die drei Freunde tauschten kurze Blicke.
»Ich glaube, wir sind auf Hilfe angewiesen«, sagte Mrs.Kroner.
»Vielleicht mehr, als wir offen zugeben mögen, Mr.Winter.«
»Ich will trotzdem eine Waffe«, beharrte Irving Silver. »Hätten wir damals Waffen gehabt …«
»Dann hätten uns die Nazis auf der Stelle erschossen!«
»Vielleicht wäre das am besten gewesen.«
»Wie kannst du so was sagen, du alter Dummkopf! Wir haben überlebt! Und aus diesem Grund kann es nicht in Vergessenheit geraten!«
»Mag ja sein, dass die Welt es nicht vergessen hat, aber was hat sie daraus gelernt?«
Irving Silver und Frieda Kroner funkelten einander an. Der Rabbi seufzte.
»So sind sie oft«, erklärte er Winter. »So waren wir alle mal, in jungen Jahren, als wir in diese monströsen Ereignisse hineingerieten, und jetzt streiten wir uns. Sogar die Historiker. Aber wir waren da, und wir haben etwas am eigenen Leib erfahren, das vielleicht den Rahmen der Geschichte sprengt.«
»*Er* auch …«, warf Irving Silver ein.
Der Rabbi sah die anderen schweigend an.
»Stimmt. *Er* gehörte ebenso dazu wie alle anderen, die entweder starben oder überlebten.«
»Und *er* hat es auch nicht vergessen«, fügte Irving Silver hinzu.
»Richtig, das glaube ich auch.«
Frieda Kroner betupfte sich mit einer Serviette die Augenwinkel. »Falls *er* hier ist …«
»Und uns findet …«, stimmte Silver ein.
»Dann wird er uns wohl töten.«

Simon Winter erhob die Hand. »Aber wieso? Und wieso sollte er Sophie oder diesen Mr. Stein getötet haben? Das haben Sie mir noch nicht erklärt.«
Kaum war ihm die Frage herausgerutscht, merkte Winter, dass er an etwas rührte, das tief in der Vergangenheit wurzelte – ein düsterer Winkel im Gedächtnis der Betroffenen, mit dunklen Rändern um einen pechschwarzen Abgrund.
»Weil wir«, sagte der Rabbi nach einer Weile, »weil wir die Einzigen sind, die ihn erkennen und enttarnen können.«
»Ihn zur Rechenschaft ziehen können«, flüsterte Frieda Kroner.
»Falls er denn hier ist! Ich glaube das einfach nicht! Ich glaube nichts von alledem!« Irving Silver schlug sich mit der flachen Hand aufs Knie.
Die anderen sahen ihn streng an, doch Winter meldete sich zu Wort.
»Aber falls er doch hier wäre, dann würden Sie ihn erkennen?«
Irving Silver brauchte einige Sekunden für seine Antwort. Der alte Detective sah, wie sich seine Brust heftig hob und senkte und er um Atem rang, während er mit der Frage kämpfte.
»Ja«, brachte Silver schließlich heraus. »Auch ich habe sein Gesicht gesehen. Nur für wenige Sekunden. Er hat meinem Bruder und mir Geld abgenommen …«
»Bei mir war es mein Vater«, erklärte der Rabbi ruhig. »Er hat meinen Vater erkannt, als wir in der Straßenbahn saßen. Mein Vater hat mein Gesicht abgewendet, aber ich habe ihn trotzdem gesehen. Ich war noch so klein.«
Frieda Kroner schüttelte den Kopf. »Das war ich auch. So wie der Rabbi und Sophie, fast noch ein Kind. Er hat uns im Park gestellt. Es war Frühling, die Stadt lag schon in Trümmern, überall Tote, aber trotzdem war es Frühling, und ich entsinne mich, dass so viele Menschen hinausströmten und den strahlend schönen Tag genossen, also sind meine Mutter und ich ebenfalls rausgegangen, weil es auch wichtig war, sich so zu benehmen wie alle anderen. Vor dem Krieg nannten sie es Führerwetter, als ob Hitler über den Himmel herrschte!«
Wieder legte sich beklemmendes Schweigen über den Raum.
»Es fällt nicht leicht, über diese Dinge zu reden«, meinte der Rabbi.
Simon Winter nickte bedächtig. »Ja, aber wenn ich Ihnen helfen soll, muss ich wohl noch mehr erfahren.«

»Das leuchtet ein.«
»Und es gibt da etwas, das ich nicht verstehe.«
»Was denn, Mr.Winter?«
»Welchen Grund hätte er, Sie umzubringen? Wieso versteckt er sich nicht einfach? Das wäre doch nicht schwer. Er ginge kein Risiko ein. Wieso verschwindet er nicht einfach?«
»Das kann ich beantworten«, erwiderte Frieda Kroner prompt.
Winter wandte sich ihr zu.
»Weil er den Tod liebt, Mr.Winter.«
Die anderen beiden nickten.
»Wissen Sie, er unterschied sich von den anderen und machte uns solche Angst, weil er das, was er tat, nicht etwa machte, weil er den Nazis ihre Lüge abkaufte, sie würden ihn verschonen! Er hat es auch nicht getan, um seine Familie zu schützen – das war noch so eine Entschuldigung, die uns zu Ohren kam. Er hat es getan, weil er es genoss.«
Sie zitterte plötzlich heftig.
»Und weil er besser darin war als irgendjemand sonst.«
»Die Iranische Straße«, fügte Rabbi Rubinstein hinzu. Diesmal erhob er nicht die Stimme, sondern sprach leise und in hartem Ton. »Der jüdische Fahndungsdienst. Von da aus hat die Gestapo die Greifer überwacht, die ihrerseits nach uns Ausschau hielten.«
»Sie haben ihre Sterne abgemacht«, berichtete Irving Silver. »Und dann haben sie uns zur Strecke gebracht.«
»Wissen Sie, in Berlin, da hat Himmler höchst persönlich im Radio versprochen, die Stadt würde *judenfrei!*«, sagte der Rabbi und wurde nun doch etwas lauter. »Aber das war sie nicht! Zu keinem Zeitpunkt! Als die Russen kamen, lebten immer noch tausendfünfhundert von uns irgendwo in den Trümmern versteckt. Tausendfünfhundert von ursprünglich einmal hundertfünfzigtausend! Aber wir waren immer noch da, als die Panzer hereindonnerten und die Nazis mitsamt ihrer verbrannten Erde untergingen. Niemals war Berlin *judenfrei!* Niemals. Und wenn auch nur ein Einziger von uns übrig geblieben wäre, so wäre es nicht *judenfrei* gewesen!«
Simon Winter nickte. »Aber dieser Mann …«
»Der Schattenmann«, nahm Frieda Kroner hastig den Faden auf, »verwischte seine Spuren besser als jeder andere Greifer. Das Gerücht

machte die Runde, wer sein Gesicht zu sehen bekäme, sei so gut wie tot. Wer seine Stimme zu hören bekäme, sei praktisch tot. Wen er berührte, sei tot …«
Sie zögerte, dann fügte sie hinzu: »Im Keller der Haftanstalt Plötzensee – ein schrecklicher Ort, Mr.Winter. Ein Ort, an dem qualvolle Todesarten die Regel waren und die Nazis sogar noch schlimmere erfanden. Folterbänke und Fleischerhaken und Guillotinen und Garotten, Mr.Winter.«
»Es hieß, seine Augen seien die letzten, die man lebend zu sehen bekäme«, erklärte Irving Silver in ausdruckslosem Ton. »Sein Atem an der Wange wäre die letzte Erinnerung, die man mit hinübernähme.«
»Woher wussten Sie das?«
»Ein Wort hier, eine aufgeschnappte Unterhaltung dort«, sagte Frieda Kroner. »Es machte die Runde. Die Leute redeten. Ein Ladenbesitzer mit einem Kunden. Ein Polizist mit einem Vermieter. Ein Gesprächsfetzen, den man im Park oder in der Straßenbahn aufschnappte. Und dann haben es die Mütter ihren Töchtern erzählt, so wie meine mir. Väter ihren Söhnen. Auf diese Weise erfuhren wir alle vom Schattenmann.« Sie atmete langsam aus, als bereitete ihr jedes Wort zu diesem Thema Qualen.
»Aber Sie drei. Und Mr. Stein. Und Sophie. Sie haben alle überlebt …«
»Wir hatten Glück«, meinte der Rabbi. »Zufall? Unterlaufene Fehler? Die Nazis waren so effizient, Mr.Winter, dass sie uns aus heutiger Sicht manchmal wie ›Übermenschen‹ erscheinen. Dabei waren so viele von ihnen kleine, erbärmliche Bürohengste! Und so kamen eben manche von uns aus diesem Keller heraus, um im Güterzug in den Tod zu fahren.«
Bei diesem Stichwort schluchzte Irving Silver auf.
Sie drehten sich alle zu ihm um und sahen, dass seine Augen gerötet waren und er die Hand auf den Mund gepresst hielt, damit es nicht wie eine Sturzflut aus ihm hervorbrach. Er atmete wieder schwer und rang nach Luft.
»Mein Bruder«, würgte er hinter der geballten Faust hervor, »kam in den Keller.«
Die anderen schwiegen.
»Ach, der arme Martin«, stöhnte Irving Silver. »Mein armer Bruder Martin.«

Nach einer Weile wanderte sein Blick zu den Übrigen.
»Es tut mir leid«, entschuldigte er sich. »Die Erinnerung tut so weh, aber wir *müssen* uns erinnern.«
Irving Silver atmete tief durch.
»Wir erinnern uns und der Schattenmann auch. Er muss geglaubt haben, er hätte uns längst getötet, und nun wird er es erneut versuchen. Wir waren alle noch halbe Kinder, Mr.Winter, und das war wohl auch der Grund, weshalb wir ihm entkamen. Mein älterer Bruder war für ihn eine Bedrohung, also …«
»So wie mein Vater …«, murmelte der Rabbi.
»Und meine Mutter«, fügte Frieda Kroner hinzu.
»Das kann Sie alles eigentlich nicht überraschen, Mr.Winter«, meinte der Rabbi. »Wie Frieda schon sagte. Wenn wir keinen Frieden kennen, weil in uns die Erinnerung weiterlebt, wieso sollte es bei ihm anders sein?«
Irving Silver ergriff Frieda Kroners Hand und drückte sie fest. Sie nickte.
Simon Winter hatte das Gefühl, als erfasste ihn eine gewaltige Strömung und zöge ihn ins tiefe Meer, immer weiter von der Küste fort. Alle Ermittler, dachte er, greifen bei ihrer Arbeit auf ihr Gedächtnis zurück. Ein Verbrechen ähnelt dem anderen. Ein drittes nimmt das vierte vorweg. Selbst bei den außergewöhnlichsten Fällen gibt es Verbindungslinien: ein Motiv wie etwa Gier; eine Waffe, sei es ein Messer oder eine Pistole; Indizien: Fingerabdrücke, Blutspuren, Haar- oder Faserproben, was auch immer. Und alle diese Fäden bilden ein Grundmuster des Verbrechens. Aber das hier, die Dinge, von denen die drei alten Menschen sprachen, gehörten einer Kategorie von Verbrechen an, die jeder Beschreibung spottete.
Er hatte nicht gleich eine Antwort zur Hand. Das Schweigen zog sich hin.
»Ich denke, ich sollte noch mehr über diesen Mann erfahren. Wer war er? Irgendjemand muss doch gewusst haben, wie er hieß; woher er kam. Jemand muss seine Familie gekannt haben …«
Frieda Kroner überlegte nur kurz. »Niemand konnte sich für irgendetwas, das er über ihn wusste, verbürgen. Er war anders als die anderen.«
»Er war anders, in der Tat«, bestätigte der Rabbi leise. »Er war wie ein Messer im Dunkeln. Die anderen, sehen Sie, die kannte man. Wenn der

Greifer einen kannte, dann kannte man umgekehrt wahrscheinlich auch den Greifer. Vielleicht aus der Synagoge, dem Wohnhaus oder dem Wartezimmer beim Arzt, vom Schulhof, egal woher, aus der Zeit, bevor die Rassengesetze eingeführt wurden. Wenn man also die Augen offen hielt, dann war man ihnen vielleicht immer, nun ja, eine Nasenlänge voraus. Man musste sich aufs Untertauchen verstehen. Oder ein guter Läufer sein. Oder sie bestechen. Sie waren Verräter, aber einige von ihnen waren selbst gegen Ende nicht ganz und gar verroht …«
Der Rabbi atmete langsam aus.
»Aber keiner wusste, wer *er* war. Es kam einem so vor, als hätten die Nazis diesen Golem einfach erfunden. Ein Gespenst.«
»Und können Sie ihn beschreiben?«
»Er war groß, so wie Sie …«, fing Frieda Kroner an, doch Irving Silver schüttelte den Kopf und winkte ab.
»Nein, Frieda, nein. Er war klein, wie ein Frettchen. Und älter. Erwachsener …«
»Nein«, unterbrach ihn der Rabbi gereizt. »Er muss jung gewesen sein, sonst hätte er nicht überlebt. Jung und kräftig, ehrgeizig und gerissen.«
Sie sahen einander an und verfielen in Schweigen.
»Jung, wie wir damals waren«, sagte der Rabbi, »kann uns die Erinnerung heute Streiche spielen …«
»Ich war klein, wie Sophie«, erzählte Frieda Kroner. »In meinen Augen sahen alle Männer groß aus.«
»Mein armer Bruder Martin war trotz allem groß und stark, und so war für mich jeder, der nicht an ihn herankam, klein …«
»Wissen Sie, Mr.Winter«, erklärte der Rabbi, »der Schattenmann war besser als irgendjemand bei der Gestapo. Er war wie ein Gespenst. Wo er in Erscheinung trat, herrschte Dunkel, selbst am Tage. Wie ein … wie nennt man das noch gleich, Irving?«
»Ein Irrlicht.«
»Und wir alle wussten«, fuhr der Rabbi kalt fort, »dass man sich nicht mehr verstecken konnte, wenn er einen erst mal aufgespürt hatte.«
»Aber konnte man ihn denn nicht bestechen?«
»Ja und nein«, erwiderte Irving Silver. »Vielleicht hörte man plötzlich in einer dunklen Gasse eine Stimme, und man versprach ihm Geld und händigte ihm alles aus. Doch dann kam die Gestapo trotzdem; derjenige,

den der Schattenmann berührt hatte, kam in den Keller und seine ganze Familie auf den nächsten Zug ins KZ. Er verwischte seine Spuren. Fand er einen, dann war es, als würde man vom Erdboden verschluckt.«
Frieda Kroner schnappte nach Luft. Unter einer plötzlichen Erinnerung zitterte sie heftig, doch als die anderen sie ansahen, hob sie die Hand und brachte kein Wort heraus.
»Aber Sophie. Sie drei. Mr.Stein. Einerseits sagen Sie …«
»Fehler, Irrtümer«, nahm ihm der Rabbi das Wort aus dem Mund. »Niemand sollte überleben, aber manche sind eben doch davongekommen. Das war ein Fehler. Und jetzt, fünfzig Jahre danach – werden diese Fehler nicht gerade ausgemerzt?«
Irving Silver bebte, und Frieda Kroner tupfte sich die Augen.
Simon Winter nickte. Es fiel ihm schwer, die Angst dieser Menschen nachzuvollziehen, doch sie war mit Händen zu greifen. Einen Moment lang sah er sich all die einfachen, gewöhnlichen Dinge an, die sich über das Zimmer breiteten. Eine große Menora aus Messing. Fotos von Freunden und Familienmitgliedern. Ein fein gesticktes Tischtuch. Doch all dies schien in eine Dunstglocke der Erinnerungen gehüllt.
Rabbi Rubinstein sackte schwer in seinen Sessel zurück. »Es ist nicht einfach, sich all das als alter Mensch ins Gedächtnis zu rufen«, gestand er ein. »Es reißt die alten Wunden wieder auf.« Er seufzte. »Ich hatte vergessen, wie es ist, gejagt zu werden.«
Die anderen nickten.
Simon Winter hatte den Impuls, dem Mann die Hand auf den Arm zu legen, doch stattdessen sagte er wohlüberlegt: »Eines verstehe ich immer noch nicht: Wieso sollte dieser Mann ausgerechnet hier sein? In Miami Beach, wo es überdurchschnittlich viele Überlebende gibt? Muss er hier nicht mehr als irgendwo sonst damit rechnen, erkannt zu werden? Wieso ist er nicht in Argentinien oder Rumänien oder an irgendeinem anderen sichereren Ort?«
Irving Silver schüttelte den Kopf. »Hier ist er am sichersten.«
»Wie das?«
»Sie verstehen das nicht, Detective Winter«, erklärte Rabbi Rubinstein, der langsam begann und mit jedem Satz schneller wurde: »Der Schattenmann war kein Nazi! Er gehörte nicht der Gestapo an! Auch nicht der SS! Er war Jude wie wir! Für ihn gab es keine Organisation wie

Odessa, keine Gruppe wie das Eiserne Kreuz, die ihn nach dem Krieg in Sicherheit und in die Freiheit brachte! Er war ganz auf sich gestellt!«
»Aber es muss Organisationen gegeben haben. Das Rote Kreuz. Gruppen, die Vertriebenen halfen …«
»Selbstverständlich! So bin ich hergekommen.«
»Ich auch«, sagte Frieda Kroner.
»Ich nicht. Bei mir waren es entfernte Verwandte«, erzählte Irving Silver. »Aber wer hätte schon dem Schattenmann geholfen? Nicht die Russen. Die hätten ihn erschossen. Peng! Ohne Prozess. Wer also dann?«
»Sagen Sie es mir«, konterte Simon Winter.
»Sein eigenes Volk. Dieselben Leute, die er ans Messer geliefert hatte«, antwortete Silver.
»Allerdings natürlich nicht, wenn sie wussten, wer er war, richtig?«
»Richtig.«
»Wurden nicht die Kapos in den KZs an die Behörden ausgeliefert?«, fragte Silver.
Rabbi Rubinstein nickte. »Aber er muss um die Gefahr gewusst haben«, fügte er hinzu.
»Also: Was hat er wohl gemacht?«
Die drei alten Menschen sahen sich an. Einen Moment lang horchte Winter auf den Atem der drei. Es kam ihm so vor, als sprächen sie, stritten sie sich über die Frage, doch nicht mit Worten und Gesten, sondern indem sie ihre Vorstellungskraft vereinten und am Ende zu einer gemeinsamen Antwort fänden.
Der Rabbi wischte sich langsam mit der Hand übers Gesicht. »Er musste zu einem von uns werden. Einem Überlebenden.«
Frieda Kroner nickte. »Natürlich – wie sonst?«
»Aber wie konnte er so tun als ob?«
Irving Silver runzelte die Stirn. »Er war der Schattenmann! Er konnte tun und lassen, was er wollte!«
»Aber …« Winter zögerte. »… Es muss noch andere wie ihn gegeben haben. Und die wurden gefasst.«
»Meinen Sie? Keinen wie ihn. Ich glaube nicht.«
»Aber wieso hier?«
»Weil wir sein Volk sind!«

»Niemand kannte uns besser als er! Das war sein Erfolgsgeheimnis. Wieso also sollte er Angst vor uns haben?«
Rabbi Rubinstein erhob sich und nahm dabei den Band *Die Vernichtung der europäischen Juden* vom Tisch. Steins Brief flatterte zu Boden, doch niemand bückte sich danach. Der Wälzer lag schwankend auf seinen Händen. Er schlug ihn nicht auf, und Winter wurde klar, dass der alte Rabbi den Inhalt auswendig kannte.
»Vergegenwärtigen Sie sich die Zeit«, begann er, »eine Zeit der Auflösungserscheinungen und Verkommenheit. Die Schoah, Detective, war wie eine gewaltige Maschinerie mit dem alleinigen Zweck, die Juden zu vernichten. Aber um diese Aufgabe, wie sie es nannten – in sämtlichen Reden, ihrer Propaganda, ihren Schriften sprachen sie immer wieder von der ›monumentalen Aufgabe‹, vor die sie gestellt seien –, um diese Aufgabe zu bewältigen, benötigten sie Hilfe. Alle mögliche Hilfe, von allen Seiten …«
»Vom Papst, der sie nicht verurteilte …«, sagte Irving Silver.
»Von den Alliierten, die ihre KZs oder die Eisenbahnschienen nach Dachau und Auschwitz nicht bombardierten …«, fügte Frieda Kroner hinzu.
»Von den nicht-jüdischen Völkern, den Polen und Tschechen, Rumänen und Italienern, Franzosen und den Deutschen, die zusahen und sie gewähren ließen. Streng genommen, Detective, bekamen sie auf die eine oder andere Weise Hilfe aus aller Welt. Sogar von einigen aus eben dem Volk, das sie vernichten wollten.«
Simon Winter saß ruhig da und hörte zu.
»Jetzt vergegenwärtigen Sie sich Auschwitz, Detective. Wenn die Nazis ihre Selektion vorgenommen hatten, musste jemand die Türen zu den Gaskammern schließen, und hinterher musste jemand die Leichen entfernen. Jemand musste das Feuer in den Öfen schüren, und jemand musste dafür sorgen, dass das ganze Räderwerk reibungslos lief. Oft genug waren diese Jemands wir selbst.«
Der Rabbi sank wieder in seinen Sessel und hielt das Buch auf dem Schoß.
»Wir haben ihnen geholfen, sehen Sie? Indem wir einfach nur lebten, indem wir alles taten, um am Leben zu bleiben, halfen wir ihnen perverserweise, die Maschinerie in Gang zu halten …«

Er sah Mrs.Kroner und Mr.Silver an.
»Hätte es etwas Rechtschaffeneres, Moralischeres geben können, im Angesicht des abgrundtief Bösen einfach zu sterben, Detective? Das sind Fragen, die den Philosophen keine Ruhe lassen. Ich bin nur ein alter Rabbi.«
Er legte eine Pause ein, in der nur sein schwerer Atem zu hören war, dann sprach er weiter.
»Es ist der schiere Wahnsinn – alles daran, Detective. Und sehen Sie sich die Welt an, in der wir heute leben. An manchen Tagen erscheint es einem so fern und liegt so weit zurück, dass man sich fragt, ob es tatsächlich passiert ist, aber dann wieder, nun ja, dann wissen Sie auf einmal, dass es greifbar nahe ist, immer noch lebendig, genauso abgründig böse und entsetzlich, und es wartet nur darauf, wieder aufzuerstehen.«
»Der Schattenmann war der Schlimmste von uns allen«, fuhr der Rabbi nach einem kurzen Moment fort. »Er war schlimmer als die Nazis. Sogar schlimmer als diese seltsam bösen Dinge, über die Mr.King so gerne schreibt.«
»Und jetzt ist er hier mitten unter uns«, fügte Irving Silver hinzu. »Wie eine ansteckende Krankheit.«
»Haben wir nicht immer jemanden wie den Schattenmann unter uns?«, überlegte der Rabbiner laut. Der Satz verhallte unbeantwortet im Raum.
»Können Sie ihn finden, Detective?«, fragte Frieda Kroner leise.
»Ich weiß es nicht.«
»Werden Sie es versuchen?«
»Falls er hier ist. Falls das, was Sie sagen, stimmt …«
»Werden Sie nach ihm suchen, Mr.Winter?«
Simon Winter fühlte plötzlich, wie sich als Echo auf die Frage in seiner Brust eine tiefe Traurigkeit ausbreitete. Die Antwort stieg aus dieser Dunkelheit herauf.
»Ja. Ich werde ihn suchen.«
»Gut«, meinte Frieda Kroner. »Dann werde ich Ihnen helfen, Mr.Winter.«
»Ich auch«, stimmte Irving Silver ein.
»Selbstverständlich bin ich auch dabei«, schloss sich Rabbi Rubinstein an. »Wir werden tun, was wir können.«

Frieda Kroner nickte, dann beugte sie sich vor und goss sich noch eine Tasse Kaffee ein. Simon Winter sah zu, wie sie einen großen Schluck von der schwarzen Flüssigkeit nahm und die bittere Brühe ihren Körper durchfließen ließ. Sie lächelte, doch auf eine kalte Weise. »Gut. Und wenn Sie ihn mit unserer Hilfe finden, Detective, dann werden Sie ihn töten.«
»Frieda!«, rief Rabbi Rubinstein. »Überlegen Sie, was Sie da sagen! Unsere Religion spricht von Vergebung und Verständnis. Das waren von jeher unsere Prinzipien.«
»Das mag ja so sein, Rabbi. Aber mein Herz spricht für all jene, die er verraten hat und die gestorben sind. Denken Sie zuerst an die, Rabbi, und dann predigen Sie mir Vergebung.«
Sie wandte sich an Simon Winter.
»Ich würde lieber von Gerechtigkeit sprechen«, erklärte sie. »Finden Sie ihn und töten Sie ihn.«
Irving Silver beugte sich vor. »Ich werde helfen. Ich werde alles tun, was ich kann. Aber Frieda hat recht. Finden und töten Sie ihn, Mr.Winter.«
Er holte tief Luft und fügte hinzu: »Für meinen geliebten Bruder Martin. Und meine Eltern und alle meine Vettern und Cousinen …«
Frieda Kroner stimmte leise ein: »Und meine Schwester und ihren Mann und meine zwei kleinen Nichten und meine Großeltern und meine Mutter, die sich solche Mühe gegeben hat, mich und all die anderen zu retten …«
Simon Winter blieb stumm. Er spähte zum Rabbi, der die anderen beiden ansah. Er bemerkte, wie sich die Hand des Rabbi um das Buch auf seinem Schoß krallte.
Irving Silver nahm kein Blatt vor den Mund. »Töten Sie ihn, Detective. Dann gibt es einen Alptraum weniger in der Welt. Töten Sie ihn.«
Und da nickte auch der Rabbi.

6

Gebete für die Toten

Simon Winter wand sich unbehaglich auf seinem Klappstuhl aus Eisen, während ein junger Rabbi die Grabrede hielt. Auch wenn die Trauergemeinde sich unter einem dunkelgrünen Zeltdach des Bestattungsinstituts versammelt hatte, setzte die sengende Mittagshitze der Schar zu. Vorwiegend waren ältere Menschen gekommen, deren dunkle Wollanzüge zu dampfen schienen. Simon Winter wünschte sich nichts sehnlicher, als seine Krawatte zu lockern, die ihm unter dem gestärkten Kragen seines einzigen verbliebenen weißen Anzughemds den Hals zuschnürte. Als er einen Blick in die Runde warf, dachte er: Wir sehen alle so aus, als könnten wir Sophie Millstein bald in ihrem Sarg Gesellschaft leisten. Er schämte sich ein wenig für den pietätlosen Gedanken, rechtfertigte ihn jedoch mit der Gewissheit, dass in absehbarer Zeit seine eigenen sterblichen Überreste in einer Kiste aufgebahrt oder in eine Urne gestopft würden, über der jemand anders, den er nicht kannte und der ihm von Herzen gleichgültig war, seine Abschiedsworte herunterleierte.

Der Rabbi, ein kleiner, runder Mann, der unter dem Kragen mit demselben Problem kämpfte wie Simon Winter, erhob seine Stimme: »Diese Frau, Sophie Millstein, wurde ins Inferno gestürzt, um sich daraus wie ein Phönix zu erheben und mit Hingabe und Güte die geliebte Gefährtin von Leo und Mutter eines brillanten Sohns, Murray, zu werden …«

Die Stimme des jungen Geistlichen war schrill und nadelspitz. Winter richtete den Blick in den zartblauen Himmel und suchte den Horizont nach Wolken ab, die auf ein baldiges Gewitter und eine erfrischende Regenflut hoffen ließen. Doch er konnte weit und breit keine entdecken. Er sog die Luft ein, die ihm wie dichter, heißer Rauch in die Lungen drang.

Er saß allein in der hintersten Reihe und wies sich dafür zurecht, wegen der Hitze nicht bei der Sache zu sein.

Immerhin war es gut möglich, dass *er* da war.

Irgendwo da drüben, so gerade eben außer Sichtweite, im Schutz der Bäume. Oder mit gramgesenktem Haupt mitten unter den Trauergästen. Falls er auf der Jagd war, zog es ihn hierher – mitten in die Schar von Sophies alten Freunden.
Schließlich weiß er nicht, fügte Winter in Gedanken hinzu, dass jemand nach ihm sucht.
Im selben Moment beschlichen ihn Zweifel: falls *er* überhaupt existiert.
Neben ihm lauschten Mr. Finkel und die Kadoshs hingebungsvoll den Worten des Rabbi. Mrs.Kadosh hielt ein weißes Leinentaschentuch in der Hand, mit dem sie sich abwechselnd links und rechts die Augenwinkel trocken tupfte und den Schweiß von der Braue wischte. Ihr Mann war damit beschäftigt, ein gedrucktes Programm zusammenzurollen und wieder glatt zu streichen. Dann fächelte er sich mit dem Papier Luft zu, um sich – vergeblich – ein wenig Kühlung zu verschaffen.
Die anderen Bewohner des Sunshine Arms saßen quer verteilt in der Trauergemeinde. Winter sah, dass Mr.Gonzalez, der Vermieter, die gesamte Grabrede hindurch starr zu Boden blickte. Seine Tochter hatte ihren Vater zur Bestattung begleitet. Sie war so groß wie er und trug ein schmales, schwarzes Kleid, das bei einer Operngala ebenso angemessen gewesen wäre wie zu dem gegebenen Anlass.
Simon Winter seufzte. Ein halbes Jahr lang hatte Miss Gonzalez die leere Wohnung neben Sophie Millstein benutzt, um sie mit einer Reihe von Liebhabern zu teilen. Da sie es gewöhnlich versäumte, die Gardinen zu schließen, gab sie Winter Gelegenheit, sie zu beobachten. Er hegte sogar den Verdacht, dass sie sich seiner Blicke bewusst gewesen war und ihm die Einblicke in voller Absicht als Gefälligkeit gewährt hatte. Er schüttelte den Kopf. Als sie in exklusivere Apartments an der Brickell Avenue weiterzog, verlor das Sunshine Arms mit ihr einen beträchtlichen Teil seiner Anziehungskraft.
Bevor sie neben ihrem Vater Platz nahm, hatte sie über die Schulter geschaut, so dass sich für einen kurzen Moment ihre Blicke trafen. Mit einem zarten, traurigen Lächeln und einem kaum merklichen Nicken schien sie ihn daran erinnern zu wollen, was er an ihr verloren hatte, und darüber musste Simon Winter bei allem feierlichen Ernst und trotz der trüben Gedanken über seine ermordete Nachbarin innerlich herzlich

lachen.
»Und so empfinden wir heute alle schmerzlich den Verlust dieser Frau …«, nahm die Rede des Rabbi den vorhersehbaren Verlauf.
Er riss sich von Mr.Gonzalez' Tochter los und ließ den Blick noch einmal über die Reihen der Trauernden schweifen. Falls *er* hier ist, dachte Winter, dann entgeht ihm nichts. Er sucht die Gesichter ab und durchforstet dabei seine eigenen Erinnerungen.
Winter konzentrierte sich auf einen Mann zu seiner Rechten. Der Mann starrte den Rabbi an. Den alten Detective erfasste eine Woge der Erregung. Wieso bist du so neugierig?, fragte er innerlich.
Doch im nächsten Moment sah er, wie derselbe Mann sich zu der älteren Frau umdrehte, die neben ihm saß. Die Frau berührte ihn am Arm.
Nein, dachte Winter. Du bist allein. Bist du nicht immer allein?
Falls es dich gibt.
Um besser nachdenken zu können, neigte er ein wenig das Kinn zur Brust. Er hatte Irving Silver, Frieda Kroner und Rabbi Rubinstein geraten, nicht zur Beerdigung zu kommen. Er wollte dem Mann, den sie fürchteten, nicht den Vorteil verschaffen, sie zu sehen, bevor er sich über seine eigene Strategie im Klaren war. Sie hatten protestiert. Er hatte darauf bestanden.
Er sah sich die Menge noch einmal an und achtete besonders auf unbekannte Gesichter, doch es waren zu viele. Sophie Millstein hatte zu vielen Frauengruppen, Bridge-Clubs, Synagogenräten angehört. Fast hundert alte Leute rutschten auf ihren Stahlstühlen herum.
Die Worte des Rabbi schienen in der Hitze zu flirren.
»So viel durchzumachen und am Lebensabend eines gewaltsamen Todes zu sterben, ist eine Tragödie, die einem das Herz bricht …«
Winter sah sich nach Detective Robinson und der jungen Frau von der Staatsanwaltschaft um, konnte sie jedoch nirgends entdecken. Er vermutete allerdings, dass sich irgendein Vertreter der Kripo Miami Beach unter die Gäste gemischt hatte. Das gehörte in seinen aktiven Jahren zu den üblichen Verfahrensweisen bei Fällen ohne identifizierten Täter – selbst wenn der Hauptverdächtige einer anderen Altersgruppe und Ethnie angehörte. Man wusste nie, wen die Neugier hintrieb. Er schätzte, dass Robinson einen Untergebenen dazu verdonnert hatte; seine eigene Hautfarbe hätte es ihm nicht erlaubt, unerkannt die Menschen

unter dem Zeltdach zu mustern.
Natürlich konnte es sehr gut sein, dass der Stellvertreter des Detective nach dem gänzlich Falschen suchte.
Simon Winter atmete langsam aus und zerknüllte das Programm in der geballten Faust. Er kämpfte mit einer unbändigen Wut und Frustration, die ihm in den Adern pochte.
Ich glaube erst mal gar nichts, schärfte er sich ein.
Vorerst habe ich nichts weiter als ein paar seltsame Zufälle und ein Trio verängstigter alter Leute sowie einen Alptraum aus einer anderen Ära.
Wieder blickte er in den Himmel. Die Wut verwandelte sich in Schuldgefühle. Weißt du wirklich noch, wie es geht? Wie man einem Anfangsverdacht so unerbittlich auf den Grund geht, dass man am Ende harte, unabweisliche Fakten hat?
Er biss die Zähne zusammen.
Benimm dich endlich so, wie du mal warst. Du willst, dass sie dich wieder mit Detective anreden? Dann verhalte dich auch wie einer. Stelle Fragen. Finde die Antworten dazu.
In der ersten Reihe, nicht weit vom Grab, zappelte ein Kind von vier oder fünf Jahren und versuchte, die Stimme des Rabbi zu übertönen, wurde aber von der Mutter augenblicklich zum Schweigen gebracht. Der Geistliche legte eine kurze Pause ein, sah den Jungen mit einem Lächeln an und fuhr fort:
»Wer also war diese Sophie Millstein, die anderen so viel gegeben und so viel in ihrem Leben erreicht hat? Ich habe das Gefühl, ich sollte mehr über diese bemerkenswerte Frau wissen und herausbekommen, was ich – so wie ihr Sohn und ihre Schwiegertochter und ihre geliebten Enkelkinder – aus Lektionen ihres Lebens lernen kann …«
Simon Winter sah von seinem Platz aus nur Murray Millsteins Rücken. Doch während der Rabbi sprach, sah er, wie der Anwalt seiner Frau den Arm um die Schulter legte und mit der Hand noch seinen Sohn erreichte, auf dem er sie ruhen ließ. Der Rabbi setzte seine Grabrede fort, und indem er mühelos ins Hebräische wechselte, sprach er das Kaddisch über dem Sarg, doch Winter hörte die Worte nicht mehr und spürte nicht mehr die drückende Hitze. Er sah nur, wie die Hand des jungen Vaters auf der Schulter seines Sohnes lag und der Sohn ganz sacht den Kopf zur Hand neigte und seine Wange daranschmiegte, so dass ihm in diesem einen

Moment all die schrecklichen Kinderängste vor dem Sterben und dem Tod von der festen Berührung seines Vaters genommen wurden.

Winter bildete in der langen Kondolenzreihe, die sich nach der Feier bildete, fast das Schlusslicht. Er wartete einen Augenblick ab, in dem ihm mehr als nur eine Sekunde blieb, denn er wollte mehr tun als nur ein paar Worte des Trostes zu sprechen und zu gehen. Als die Menschentraube sich allmählich zerstreute und er sah, wie der junge Anwalt nach seiner Frau und den Kindern Ausschau hielt, trat er vor.
»Mr. Millstein, mein Name ist Simon Winter. Ich war ein Nachbar Ihrer Mutter …«
»Natürlich, Mr.Winter. Meine Mutter hat oft von Ihnen gesprochen.«
»Mein aufrichtiges Beileid für Ihren Verlust …«
»Danke.«
»Wissen Sie vielleicht, ob die Polizei …«
»Die Leute von der Kripo sagen, sie machen Fortschritte und sie würden mich auf dem Laufenden halten. Sie waren auch mal bei der Polizei, nicht wahr? Ich meine mich zu erinnern, dass meine Mutter …«
»Ja. Hier in Miami. Ich war Detective.«
»Meine Mutter hielt viel von Ihnen. Sie hat von allen ihren Nachbarn nur gut gesprochen. Womit waren Sie befasst?«
»Mord.«
Murray Millstein schwieg, als wöge er die einsilbige Antwort ab. Er war klein gewachsen, fast schmächtig, doch drahtig wie ein Langstreckenläufer, und er strahlte eine wache Aufmerksamkeit aus, die von einer Liebe zum Detail zu zeugen schien. Die Tränen, die Murray Millstein über den Mord an seiner Mutter weinte, dachte der alte Detective, würden im Verborgenen fließen. Der Anwalt musterte Winter eingehend, bevor er ruhig antwortete.
»Die Kripo Miami Beach scheint recht kompetent zu sein. Ist das auch Ihr Eindruck?«
»Ja, ganz bestimmt. Es ist nur – also, könnte ich Ihnen irgendwo ungestört ein paar Fragen stellen? Nicht gerade hier?«
Winter deutete mit der Hand auf die letzten Gäste, doch in dem Moment sah er, wie der Rabbi und der Bestattungsunternehmer zu ihnen herüberkamen.

»Wir werden heute auf Long Island Schiwa sitzen. Wir fliegen noch heute zurück. Gibt es etwas Bestimmtes, wonach Sie mich fragen wollten?«
»Nein, ich – es geht nur um etwas, das Ihre Mutter zu mir gesagt hat, kurz vor ihrem Tod.«
»Etwas, das sie gesagt hat?«
»Ja.«
»Was Ihrer Meinung nach etwas mit ihrem …«
»Ich bin mir nicht sicher. Es lässt mir keine Ruhe. Vielleicht bin ich einfach nur alt und sehe Gespenster. Wahrscheinlich war es nichts Wichtiges. Sie sollten der Kripo Miami Beach vertrauen. Ich bin sicher, dass man dem Tod Ihrer Mutter dort hohe Priorität einräumt.«
Murray Millstein zögerte nur einen Augenblick: »Für heute Nachmittag bin ich in der Wohnung meiner Mutter mit einer Spedition verabredet. Um vier. Wie wäre es, wenn wir dann reden würden?«
Winter nickte, und der jüngere Mann wandte sich zu den beiden Herren um.

Simon Winter wartete schon beim Posaunenengel im Hof des Sunshine Arms, als Murray Millstein in Begleitung eines Mannes in einem schlechtsitzenden, beigefarbenen Anzug eintraf. Der Sohn der Ermordeten sah sich kurz um, dann strebte er der Wohnungstür zu. Dort befand sich immer noch das große Schild, das in roten Druckbuchstaben verkündete: TATORT: ZUTRITT VERBOTEN. Winter sah, wie Murray Millstein, den Schlüssel in der Hand, plötzlich stehen blieb. Der Anwalt wandte sich an den Mann im Anzug und sagte: »Ich will da nicht rein. Gehen Sie einfach nur zügig durch alle Räume und denken Sie daran, nichts anzurühren. Danach können wir reden.«
Der Mann im Anzug nickte, und Murray Millstein schloss die Tür auf. Dann drehte er sich zu Winter um und ließ sich schwer auf die Eingangsstufen sinken.
»Ich wollte, dass sie in ein Seniorenheim zieht, Sie wissen schon, eins von denen in Fort Lauderdale, die sich auf alleinstehende ältere Menschen spezialisiert haben. Mit einem Gemeinschaftsprogramm. Betreuung rund um die Uhr. Bingo und anderen Freizeitaktivitäten.«
»Das hat sie mal erwähnt.«

»Sie wollte nicht. Sie hat sich hier wohl gefühlt.«
»Wenn man älter wird, kann Veränderung manchmal mehr Angst machen als irgendwelche Bedrohungen, die irgendwo da draußen lauern.«
»Das stimmt vermutlich. Aber das zählt nur so lange, wie all diese Dinge, die da draußen lauern, nicht bei Nacht in der Wohnung stehen und einen im Schlaf ermorden.« Aus Murray Millsteins Worten klangen bittere Selbstvorwürfe. »Geht es Ihnen auch so, Mr.Winter?«
»Ja. Nein. Wer weiß. Ich würde auch nicht gerne in eine dieser Anlagen ziehen. Obwohl ich es, wenn ich einmal da wäre, vermutlich gar nicht übel finden würde …«
»Das ist das Problem, nicht wahr?«
»Wahrscheinlich.« Winter setzte sich neben Millstein auf die Treppe.
»Ich kann nicht da rein«, gestand der jüngere Mann. »Ich dachte, ich würde das packen. Und es müsste sein, ich meine, ich müsste gesehen haben, wo es passiert ist. Aber ich will nicht.« Er holte tief Luft. »Ist Blut zu sehen?«
Simon Winter schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Es herrscht nur ein ziemliches Chaos. Das ist an allen Tatorten so. Fingerabdruckpuder auf den Möbeln. Spuren der vielen Menschen, die rein- und rausgetrampelt sind. Ihrer Mutter wäre das ziemlich peinlich gewesen. Sie hielt alles sehr sauber und ordentlich.«
Murray Millstein lächelte. »Der Gedanke, in einem solchen Durcheinander zu sterben, hätte sie zutiefst beschämt.« Trotz der hochgezogenen Mundwinkel sprach die Trauer aus jedem seiner Worte.
»Ganz bestimmt.«
Sophie Millsteins Sohn atmete langsam aus.
»Es ist unglaublich schwer«, sagte er leise. »Da hat man diese Beziehung, die von all den banalen, aber auch all den schwierigeren Dingen im Leben geprägt ist. Man versucht, seine Mutter zu etwas zu bewegen, was sie nicht will. Sie beklagt sich gegenüber meiner Frau, und dann entwaffnet sie einen, indem sie den Enkelkindern Geschenke schickt. Ich wusste, dass sie alt wurde. Wahrscheinlich wusste ich auch, dass ihr nicht allzu viel Zeit blieb. Dabei gab es noch so vieles zu sagen. Als mein Vater starb, wissen Sie, da habe ich es begriffen. Ich habe gesehen, wie schrecklich es ist, Dinge mitteilen zu wollen und dann

keine Chance mehr zu haben. Also war ich fest entschlossen, meiner Mutter noch alles zu sagen, was mir auf der Seele brennt. Aber irgendwie kam immer was dazwischen, ich war so eingespannt, und die Zeit zerrinnt einem zwischen den Fingern, Mr.Winter. Sie galoppiert davon, egal was man tut. Und dann wird sie von einer Sekunde zur anderen gekappt, einfach so, nur weil so ein Tier zehn oder zwanzig Dollar braucht, um sich die nächste Pfeife zu kaufen oder scheiß Crack zu besorgen oder was sonst ihm das Leben meiner Mutter wert ist …«
Murray Millstein hatte die Stimme erhoben, die Worte brachen wie ein Sturzbach aus ihm heraus und hallten quer über den Innenhof.
»So ein scheiß Junkie. Das vermuten sie. Schießt sich das Leben meiner Mutter in den Arm oder raucht ihre Zukunft in einer verdammten Pfeife. Wenn sie diese Bestie schnappen, hoffe ich, sie erlauben mir, ihm das Herz herauszureißen.«
Er schwieg, um nach Luft zu schnappen.
»Scheiß Bestie«, bekräftigte er in ätzendem Ton.
Dann verfiel er in Schweigen, als sei es ihm unangenehm, seinen Emotionen so lautstark freien Lauf gelassen zu haben. Einen Moment starrte er geradeaus, dann wandte er sich an Winter und fragte: »Meinen Sie, die kriegen den Bastard?«
»Ich weiß nicht. Sie verfügen heute über bessere technische Mittel und Methoden. Vielleicht.«
»Aber vielleicht auch nicht, richtig?«
»Vielleicht auch nicht. Bei den meisten Tötungsdelikten, die aufgeklärt werden, weiß man von Anfang an, wer es war. Ein Ehemann. Eine Ehefrau. Ein Geschäftspartner. Ein konkurrierender Drogendealer. Wer auch immer. Wenn sich dagegen zwei Lebensläufe zufällig berühren …«
»Ist es schwerer.«
»Ja.«
»Haben Sie mit dem Detective gesprochen? Dem jungen Schwarzen?«
»Ja, er machte auf mich einen kompetenten Eindruck.«
»Hoffentlich. Wir werden ja sehen.«
»Machen Sie weiter Druck«, riet Winter.
»Was?«
»Rufen Sie immer wieder an. Schreiben Sie an den Staatsanwalt. Wenden Sie sich an die Zeitung, die Fernsehsender. Erinnern Sie die

Leute immer wieder daran. Das hilft. Auf diese Weise sorgen Sie dafür, dass der Fall auf dem Aktenstapel immer wieder ganz oben liegt, statt unter all dem anderen Mist begraben zu werden, der sich darauf türmt.«
»Sie kennen solche Fälle? Die einfach aus dem Blick geraten?«
»So etwas kennt jeder Detective. Sorgen Sie dafür, dass sie weiter über den Fall nachdenken. Vielleicht bekommen Sie dann Ergebnisse.«
»Das ist ein guter Rat.«
Einen Moment lang schwiegen sie beide, dann holte Murray Millstein zu einer Geste aus, die mehr als den Innenhof zu erfassen schien.
»Ich bin neununddreißig Jahre alt, und ich möchte hier so schnell wie möglich weg, um nie wieder herzukommen. Ich will, dass dieser gottverdammte Umzugsmensch seinen Kostenvoranschlag macht, damit ich in meinen Flieger und nach Hause komme.«
Er drehte sich halb zu Winter um.
»Und nun stellen Sie mir Ihre Fragen.«
»An dem Tag, an dem sie ermordet wurde, kam Ihre Mutter zu mir. Jemand hatte ihr Angst eingejagt. Sie hatte jemanden aus ihrer Vergangenheit wiedergesehen. Berlin 1943.«
»Tatsächlich?«
»Sagt Ihnen der Ausdruck ›der Schattenmann‹ etwas?«
Murray Millstein überlegte einen Moment. »Nein«, erwiderte er, »nicht, dass ich wüsste.« Er sprach den Namen nach, als könne er ihm durch die bloße Wiederholung entlocken, was es damit auf sich hatte. »Der Schattenmann? Nein, sagt mir nichts.«
»Hat Ihre Mutter viel über ihre Erlebnisse in der Kriegszeit erzählt?«
Murray Millstein schüttelte den Kopf. »Sind Sie mit den Besonderheiten der Beziehung zwischen Holocaust-Überlebenden und ihren Kindern vertraut, Mr.Winter?«
»Nein.«
»Sie sind, äh, problematisch.« Als wollte er einen schwierigen Gedanken wegwischen, legte er, bevor er fortfuhr, die Hand an die Stirn.
»Sie wollte partout nicht über das KZ reden. Eigentlich über die ganze Zeit, bevor sie meinen Vater kennengelernt hatte. Sie sagte immer, ihr Leben hätte erst angefangen, als er sie mit in die Staaten nahm. Wussten Sie, dass sie, als sie hier ankam, kein Wort Englisch konnte? Sie hat nicht nur die Sprache gelernt, sie war genauso wildentschlossen, jede

Spur ihres deutschen Akzents für immer auszumerzen. Mein Vater hat erzählt, sie wäre abends spät aufgeblieben und hätte vor einem Spiegel geübt.«
»Verstehe«, meinte Simon Winter.
»Nein, das glaube ich nicht«, erwiderte Murray Millstein offenbar gereizt. »Keine deutschen Autos. Keine deutschen Produkte. Wenn im gottverdammten Fernsehen irgendeine Sendung oder Meldung über Deutschland kam, hat sie umgeschaltet. Was ich damit sagen will: Auch wenn nie darüber gesprochen wurde, war ihr Überleben allgegenwärtig. Alles, was ich als Kind, in meiner Jugend und später bis zu dem Moment, als sie ermordet wurde, gedacht und getan habe, stand unausgesprochen in irgendeiner Beziehung zu dem, was ihr widerfahren ist. Es war immer da. Immer.«
Murray Millstein schüttelte den Kopf.
»Ich bin mit Geistern groß geworden«, erklärte er ausdruckslos. »Sechs Millionen Geistern.«
»Aber sie hat über ihre Erlebnisse nicht gesprochen …«
»Jedenfalls nicht mit mir. Allerdings hat sie ein Video aufgenommen. Für die Bibliothek des Holocaust Center hier in Miami Beach. Ich hab es nicht gesehen, aber sie hat es gemacht.«
»Woher …«
»Ich hab’s erfahren, weil die mir ein Spendengesuch geschickt haben. Für den guten Zweck. Sie wollten einen Beitrag. Ich habe ihnen Geld geschickt. Ich hab meine Mutter angerufen und ihr gesagt, ich wollte es sehen, und wir haben uns gestritten. Wahrscheinlich das erste Mal seit Jahren. Sie hat mir verboten, es zu ihren Lebzeiten zu sehen.«
»Werden Sie es sich jetzt anschauen?«
»Nein. Ja. Keine Ahnung.«
Murray Millstein stand auf. Der Mann im beigefarbenen Anzug kam aus der Wohnung. »Wie viel?«, fragte der Anwalt.
»Nach Long Island? Alles in allem? Zweitausendzweihundert, verpackt und gekennzeichnet. Das ist unser Sonderumzugsservice«, erwiderte der Mann.
»Na schön«, meinte Murray Millstein. »Muss zweifellos was Besonderes sein.« Er reichte dem Mann den Schlüssel. »Es kann ein paar Wochen dauern, bis die Polizei die Wohnung freigibt …«

»Keine Sorge, Mr.Millstein. Ein Anruf genügt, und wir sind zur Stelle. Ich schicke Ihnen den Vertrag.«
Der junge Mann nickte und sah auf die Uhr. »Ich muss los«, sagte er zu Winter. »Gehen *Sie*.«
»Was?«
»Gehen Sie und sehen Sie sich das Video an, Mr.Winter. Und erzählen Sie mir, was drauf ist.«
Murray Millstein wandte sich um und machte ein paar Schritte über den Hof, dann drehte er sich noch einmal halb zurück und sah Simon Winter über die Schulter an. »Ich hab Deutsch gewählt, wissen Sie.«
»Wie bitte?«
»An der Highschool. Ich hab Deutsch gelernt. Wir mussten eine Fremdsprache wählen, und ich hab Deutsch genommen. Sie hat das gehasst. Hat fast ein ganzes Schuljahr kaum mit mir gesprochen. Sie hat nicht mal ein deutsches Lexikon im Haus geduldet. Ich musste immer in der Schule lernen. Ich bekam eine Eins.«
Winter wusste nicht, was er sagen sollte. Er dachte nur, dass sich in der Welt manchmal ein schreckliches Ausmaß an Schmerz und Verletzungen zusammenballte und in einer ungerechten Verteilung auf einzelne Schicksale häufte.
Murray Millstein schien einen Moment angestrengt nachzudenken, bevor er hinzufügte: »Wissen Sie, was es bedeutet?«
»Was?« Simon Winter sah beinahe erschrocken auf, als hätte ein starker Wirbelwind alle seine Gedanken durcheinandergefegt, und die Stimme des jüngeren Mannes brächte ihn auf den Boden der Tatsachen zurück.
»Der Schattenmann«, sagte Murray Millstein und zuckte mit den Achseln. »Wissen Sie, was das heißt?«
Simon Winter schüttelte den Kopf. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, nach der Wortbedeutung zu fragen.
»Es setzt sich zusammen aus Schatten und Mann.« Er schwieg und fügte hinzu: »Ich frage mich, was sie damit meinte?«
Doch Murray Millstein wartete keine Antwort ab. Simon Winter sah dem jungen Anwalt hinterher, der zügig durch den Innenhof und am Posaunenengel vorbeilief. Der Engel musste wohl an diesem Tag, so dachte der alte Detective, ein Klagelied anstimmen.

7

Dringlichkeit

Als Espy Martinez am Morgen nach Sophie Millsteins Beerdigung im Büro der Staatsanwaltschaft von Dade County eintraf, warteten dort zwei Nachrichten auf sie: eine stammte von Walter Robinson, und die andere war eine Aufforderung, sich beim stellvertretenden Oberstaatsanwalt für Tötungsdelikte zu melden.
Sie wusste sofort, dass er von ihr wissen wollte, wie die Aufklärung des Falls vorankam, und so missachtete sie den mit roter Tinte angefügten Hinweis UNVERZÜGLICH, um durch das Labyrinth der Bürokabinen erst einmal zu ihrer eigenen zu hasten und das Morddezernat von Miami Beach anzurufen.
Es dauerte nur kurz, bis sich Walter Robinson meldete.
»Miss Martinez«, sagte er, »gut, dass Sie anrufen.«
»Detective, ich muss zum stellvertretenden Oberstaatsanwalt, um ihm einen Lagebericht zum Mordfall Millstein zu geben. Was haben Sie für mich?«
»Nun, zunächst mal den guten Rat, sich keine Sorgen um Abe Lasser zu machen. Er mag wie Dracula aussehen, aber er ist nicht so schlimm, wie er tut. Besonders bei Tage.«
Espy Martinez hätte gerne über die Beschreibung ihres Chefs gegrinst, doch stattdessen versuchte sie, ihre Nervosität zu kaschieren, indem sie einen gestrengen Ton wählte. »Er wird von mir wissen wollen, wo wir stehen. Also: Wo stehen wir, Detective?«
Robinson wollte etwas sagen, überlegte es sich jedoch und fragte: »Machen die Ihnen Dampf mit diesem Fall?«
»Nein«, erwiderte sie. »Noch nicht. Aber ich glaube, ziemlich bald.«
Robinson nickte, auch wenn sie es nicht sehen konnte. »Hatte ich mir schon gedacht. Nun, ich habe heute Morgen den vorläufigen Autopsiebericht und den von der Spurensicherung hereinbekommen. Danach wissen wir so viel: Todesursache: manuelle Strangulation. Die Quetschung am Kehlkopf und im Bereich der Halsschlagader lässt darauf schließen, dass der Abstand zwischen dem Daumen und dem

Zeigefinger des Mörders vierzehn einhalb Zentimeter beträgt. Es gibt keinerlei Hinweise auf sexuelle Übergriffe. Der toxikologische Befund weist Spuren von Dolmane auf. Das ist ein häufig verschriebenes Schlafmittel. Ein paar Zeichen deuten darauf hin, dass sie ein wenig geschlagen wurde, aber ich glaube, das ist nur in den ersten Sekunden passiert. Die Schlaftabletten müssen ziemlich stark gewirkt haben, so dass sie wahrscheinlich erst zu sich kam, als der Kerl sie bereits erwürgte. Nicht viel Zeit zur Gegenwehr. Es gab keine nennenswerten Abwehrverletzungen an ihren Händen und Armen …«
Robinson ging die Einzelheiten der letzten Sekunden in Sophie Millsteins Leben in geübtem, routiniertem Ton durch. Espy Martinez hörte zu und versuchte, die knappen, offiziellen Berichte mit der entsetzlichen realen Erfahrung in Verbindung zu bringen, gab jedoch sehr schnell auf.
»Ehrlich gesagt, macht mir das zu schaffen«, gestand Robinson ruhig.
»Wie bitte?«
»Na ja, der Kerl bricht ein, ermordet eine Frau im Schlaf, räumt in null Komma nichts die Wohnung aus und flüchtet. Sehen Sie den Haken?«
»Nein.«
»Wieso bringt er eine schlafende Frau um? Wieso greift er sich nicht, was er will so leise wie möglich, und sucht das Weite?«
»Sie ist aufgewacht.«
»Ja, wahrscheinlich. Aber hätte sie dann nicht richtig laut geschrien? Oder sich deutlich gewehrt?«
»Die Nachbarn haben gesagt, sie hätten was gehört.«
»Schon, aber nicht wirklich laut. Eher so was wie einen kurzen Aufschrei. Und was ist mit der Katze? Mr.Boots? Wieso bringt er die verfluchte Katze um?«
»Vielleicht hat die Katze Lärm gemacht?«
»Eine Katze? Vielleicht Hasso oder Benno oder so ein alberner Zwergpudel, so was in der Art, aber eine Katze? Ich bitte Sie. Das blöde Tier würde mit erhobenem Schwanz durch die Gartentür stolzieren und sich nie wieder blicken lassen.«
»Also, worauf wollen Sie hinaus?«, fragte Espy Martinez ungeduldig.
»Nichts. Lässt mir nur keine Ruhe.«
Sie erinnerte sich an den erstarrten Kadaver der Katze mit den

hervortretenden Augen und den gefletschten Zähnen. Sie schauderte bei dem bloßen Gedanken. Das fand ich auch merkwürdig, räumte sie innerlich ein, aber was besagt das schon? Sie ignorierte ihre Gefühle und entgegnete in angestrengt kaltschnäuzigem Ton: »Meinetwegen. Und?«
»Und nichts«, erwiderte der Detective.
»Dann machen Sie weiter.«
Robinson seufzte, als er sich wieder dem Stapel Berichte auf seinem Schreibtisch zuwandte. Manchmal hatte er das Gefühl, dass er den größten Teil der letzten Jahre mit dem Lesen oder Schreiben von Berichten vergeudet hatte. »Na schön, schauen wir mal. Ach so, es gab eine postmortale Schnittwunde am Hals des Opfers.«
»Ja und?«
»Also, in Sophies Viertel hat es in den letzten paar Wochen eine Reihe von Einbrüchen gegeben. Die Kollegen vom Raubdezernat schicken ein paar Fallakten rüber. Vielleicht kann ich den Täter damit in Verbindung bringen.«
»Klingt einleuchtend. Was noch?«
»Was noch?«
Espy Martinez sah auf die Uhr und wusste, dass ihr Boss bereits nach ihr suchen würde. »Detective …«
»Nennen Sie mich Walter. Wie die meisten Ihrer Kollegen.«
»Ich muss mit Lasser reden.«
»Falls Sie von mir hören wollen, ob ich optimistisch bin – dann lautet die Antwort nein. Bei dieser Art von Fällen bin ich das nie, Miss Martinez. Statistisch gesehen, na ja, auf Bundesebene lösen wir einen von drei. Auf lokaler Ebene läuft es eher noch ein bisschen bescheidener. Aber ich versuch’s. Ihr Boss kennt die Trefferquote. Lassen Sie sich von ihm nicht kirre machen.«
»In Ordnung, Walter, ich werd’s versuchen …« Sie lachte, wenn auch sehr verhalten. »… aber es ist das Blut, das ihm von den Fängen tropft, das mich beunruhigt. Also sagen Sie mir bitte irgendetwas, das mir hilft, den Kerl, der Sophie Millstein auf dem Gewissen hat, in die Todeszelle zu bringen.«
»Sie wollen wissen, wie wir ihren Mörder überführen können, ja?«
»Genau.« Espy Martinez konnte die Nervosität nicht ganz aus ihrer Stimme verbannen.

»Da habe ich leider noch mehr schlechte Nachrichten für Sie: kein Schusswaffengebrauch, das macht die Dinge immer komplizierter. Schusswaffen sind toll. Sie machen Krach, hinterlassen eine Sauerei, Kinderspiel, sie im Labor abzugleichen, und meistens sind die Täter nicht mal clever genug, sie so zu verstecken, dass wir sie nicht finden. Auch kein Messer. Wussten Sie, dass Strangulation eine bemerkenswert effiziente Art ist, jemanden umzubringen? Im Allgemeinen hinterlässt sie keine nennenswerten Partikel vom Täter am Opfer. Doch auf der Habenseite liefert die Forensik immerhin zwei Abdrücke von ihrer Kommode und einen dritten von dem Schmuckkästchen, das wir nicht weit vom Haus in der Gasse gefunden haben. Sie haben es auch geschafft, einen Teilabdruck des Daumens – nur ein kleines Stück, kann nicht sagen, ob es uns tatsächlich nützt – vom Hals des Opfers zu nehmen. Das hat Seltenheitswert, Miss Martinez. Aber falls wir dazu einen Treffer bekommen, also dann hat ihn selbst der inkompetenteste Staatsanwalt am Haken.«
»Ich bin nicht inkompetent, Detective.«
»So war das nicht gemeint …«
Es herrschte eine Weile Schweigen in der Leitung. Walter Robinson gestand sich ein, dass er kaum etwas Dümmeres zu Espy Martinez hätte sagen können.
»Na schön, Detective. Nun weiß ich also, wie wir zu einer Verurteilung kommen können. Toll. Wäre nur noch eine Kleinigkeit zu klären: Wie schnappen Sie den Mörder?«
»Zuerst werden wir die besten Abdrücke, die wir haben, mit denen von anderen Einbrüchen und Raubüberfällen vergleichen, die es in den letzten Monaten in und um Miami Beach gegeben hat, und schauen, ob nicht die von dem Bastard dabei sind. Danach werde ich ein paar von den Pfandleihern und Hehlern abklappern und gucken, ob wir einen Teil des Schmucks wiederfinden. Sophies Sohn hat mir eine ziemlich gute Beschreibung von einigen der gestohlenen Stücke gegeben. Ich hab schon an einige Läden Handzettel verteilt. Besonders nach dieser Halskette mit Sophies Namen drauf werde ich suchen.«
Espy Martinez hatte schon eine Bemerkung auf den Lippen, wie nonchalant der Detective das Opfer beim Vornamen nannte, hielt jedoch an sich.

»Und dann?«
»Und dann hoffen wir auf etwas Glück. Wir jagen den Abdruck durch den Gotcha-Computer des County, aber ich weiß nicht …«
»Den was?«
»Den Gotcha-Computer. Dieses ultramoderne Ding, das letztes Jahr mit all den Bundesgeldern an Land gezogen wurde. Soll Abdrücke vom Tatort mit denen abgleichen, die der Computer gespeichert hat.«
»Und? Wird das funktionieren?«
»Hat es zumindest in der Vergangenheit. Allerdings nur, wenn unser Mistkerl im Lauf des letzten Jahres oder so schon mal verhaftet wurde und wir Abdrücke von ihm haben. Wir werden sehen.«
Espy Martinez stand von ihrem Stuhl neben dem Schreibtisch auf.
»Noch irgendetwas, das ich Lasser mitteilen kann?«
»Wie wär's damit: Ich hab sechs weitere offene Fälle?«
»Wir wär's damit: Der hier bleibt ganz oben auf der Liste?«, erwiderte sie und legte auf.
Walter Robinson hielt sich das Telefon dicht ans Ohr und horchte auf das Tuten. Er fragte sich, wie Espy Martinez wohl war, wenn sie mal keine Angst hatte, doch dann fragte er sich, ob das überhaupt vorkam.

Abraham Lasser war ein untersetzter Mann mit einem Seehundschnauzer und einer graumelierten Borstenmähne, die unbändig wild aus seinem Kopf zu sprießen schien. Im Kontrast zu seiner Haartracht pflegte er eine Vorliebe für elegante Zweireiher und stets auf Hochglanz polierte Schuhe. Wenn er durch das Labyrinth der Büros auf dem fünften Stock des städtischen Justizgebäudes pirschte, wirkte er wie der Alptraum eines Modedesigners. Erschien er in einem der Gerichtssäle im dritten Stock, verlegte er sich oft auf einen barschen Sarkasmus, den die Strafverteidiger ebenso bespöttelten wie fürchteten. Er war ein Mann, der großen Wert auf Einschüchterung legte, die neben seinen Gegnern auch seine Mitarbeiter zu spüren bekamen.
Espy Martinez war seiner Abteilung für Kapitalverbrechen seit acht Wochen zugeteilt. In der ganzen Zeit war sie ihm erst ungefähr ein halbes Dutzend Mal begegnet, und ausnahmslos nur wenn es darum ging, sich seine Autorisierung zu einer Verständigung im Strafverfahren einzuholen. Dies gehörte in der Abteilung zu den Standardverfahren, seit

ein unglücklicher Stellvertreter einmal bei einer wackeligen Anklage wegen häuslicher Gewalt einer unautorisierten Absprache zugestimmt hatte und der Angeklagte daraufhin aus dem Saal schnurstracks zu seinem Auto marschiert war, um sein Schnellfeuergewehr zu holen und vor dem Gerichtsgebäude als Erstes seine Ex-Frau nebst ihren beiden Schwestern und dann sich selbst zu erschießen. Im Büro ging seitdem der Witz um, der unselige Kollege, der die Übereinkunft ohne den höheren Segen vorgeschlagen hatte, wäre mit einer Kugel des Amokläufers glimpflicher davongekommen als unter dem Tobsuchtsanfall von Abe Lasser.
Vor der Tür zum Allerheiligsten holte sie tief Luft, klopfte an und trat ein. Lassers Sekretärin sah zu ihr auf und lächelte. »Gehen Sie schon rein. Er wartet auf Sie.« Damit warf sie einen vielsagenden Blick auf die Armbanduhr.
»Ich musste noch mit einem Detective vom Morddezernat sprechen«, erklärte Espy Martinez.
»Gehen Sie durch«, ermunterte sie die Sekretärin.
Espy Martinez marschierte ins Büro. Lasser saß hinter seinem Schreibtisch am Telefon. Mit einer stummen Geste forderte er sie auf, Platz zu nehmen, und redete weiter. Sie ließ den Blick durch das Zimmer schweifen. Die Wände zierten mehrere gerahmte Diplome und Nachweise der Mitgliedschaften in Anwaltskammern. Außerdem prangten dort die obligatorischen Fotos, auf denen Lasser mit verschiedenen Politikern sowohl der County- als auch der Bundesstaatsebene posierte, einschließlich einer Großaufnahme seiner Wenigkeit mit dem Gouverneur. Sonnengebräunt, grinsend, in T-Shirts und Shorts, standen sie am Rand eines Hafenbeckens und hielten jeder einen großen, toten Fisch in die Höhe.
Ein Stück von diesen Fotos entfernt befanden sich sieben weitere Bilder, jedes sorgfältig mit Passepartout versehen und in schimmerndem, schwarzem Stahl gerahmt. Hier prangten keine Politiker, sondern Charakterköpfe aus der Verbrecherkartei im Rechts- und Linksprofil sowie direkt von vorn, alle entstanden im Bezirksgefängnis. Espy Martinez starrte auf die Gesichter, die ihren Blick trotzig erwiderten. Vier der sieben Männer waren schwarz, zwei offenbar Latinos, der eine mit einer tätowierten Träne unter einem Auge, der andere mit einer

Narbe in der Braue. Es war ein Weißer darunter, der böswillig dreist aus seinem Rahmen starrte. Sie betrachtete sein Gesicht, dann das eines der Schwarzen. Er wirkte schläfrig, beinahe lässig und hatte die Augen halb geschlossen, als gehörte es für ihn zur Routine, im Gefängnis fotografiert zu werden.

Abe Lasser wurde plötzlich laut:

»Hören Sie! Gottverdammt! Wenn Sie das drucken, bevor ich ins Gericht gehe, spazieren die Wichser mit Freispruch da raus. Freispruch, kapiert? Können Sie das mit Ihrem Gewissen vereinbaren?«

Er legte eine Hand über den Hörer, lächelte Espy Martinez an und flüsterte: »Der verdammte *Herald* hat eine Aussage der Grand Jury zur Abella-Schlägerei in die Hände bekommen.«

Espy Martinez nickte. Ein halbes Dutzend Polizisten hatte Enrique Abella wegen Trunkenheit am Steuer in einer wilden Verfolgungsjagd gestellt, und er hatte sich unter lauten Flüchen ergeben. Als er eine Dreiviertelstunde später im Bezirksgefängnis abgeliefert worden war, hatte er drei gebrochene Rippen, zahlreiche Prellungen, eine Unterkieferfraktur, sechs ausgeschlagene Zähne, eine Gehirnerschütterung zweiten Grades und ein Auge, das seine Sehkraft möglicherweise nicht wiedererlangen würde.

Abe Lasser drehte sich energisch auf seinem Sessel hin und her. »Nein, verdammt, Sie hören mir zu. Sie halten still, bis die Strafanträge gestellt sind – sie bleiben unter Verschluss, das verspreche ich Ihnen. Ich werde dafür sorgen, dass nur Sie und niemand sonst erfährt, wann die Wichser zur erkennungsdienstlichen Behandlung einbestellt werden. Sie haben dann die einzige Kamera vor Ort, okay? Das ist der Deal.«

Er schwieg und hörte zu, bevor er seine Antwort brüllte: »Nein, verdammt, Sie müssen mit keinem scheiß Herausgeber reden! Wir kennen uns jetzt seit zehn Jahren! Und wenn Sie nach so langer Zeit nicht in der Lage sind, einen Deal auszuhandeln, bei dem Sie zwei verfluchte Exklusivrechte rausschlagen, indem Sie im Gegenzug nur ein bisschen warten …«

Abe Lasser nickte plötzlich. Er lächelte. Sein Ton war augenblicklich sanft.

»Natürlich vertraue ich Ihnen. Und Sie mir. Jeder vertraut jedem. Sie bekommen was, ich bekomme was, und alle sind zufrieden, richtig?«

Plötzlich beugte er sich vor und sprach ruhig, ohne Bombast, vielmehr kühl und bedrohlich.
»Aber falls Sie mich bei der Sache verarschen, dann flattert Ihnen aus diesem Büro für die nächsten hundert Jahre kein Bericht mehr auf den Tisch. Dasselbe gilt für den Wichser, den der *Herald* dann an Ihre Stelle setzt, und für den, der danach kommt. Dann enden Sie alle in Opa-Locka und schreiben über spätabendliche Sitzungen des Bauausschusses.«
Es herrschte kurzes Schweigen, dann lehnte Abe Lasser sich plötzlich zurück und brach in Gelächter aus.
»Tja, verflucht, da haben Sie wahrscheinlich recht. Der Punkt geht an Sie.«
Er legte wieder die Hand über die Sprechmuschel und verkündete: »Der Mistkerl sagt, im umgekehrten Fall könnte ich froh sein, wenn ich noch Delikte wie verkehrswidriges Überqueren der Straße und Umweltverschmutzung vertreten dürfte.«
Er wandte sich wieder seinem Gesprächspartner in der Leitung zu.
»Dann sind wir uns handelseinig? Gut. Sollen wir uns mal zum Mittagessen treffen? Ich lad Sie ein? Verflucht, eigentlich eher Sie mich. Melden Sie sich bei meiner Sekretärin.«
Er legte auf.
»Können Sie das?«, fragte Espy Martinez. »Ich meine, ihm versprechen, dass er als einziger Reporter da ist, wenn diese Cops sich stellen …«
»Natürlich nicht«, erwiderte Abe Lasser.
Der stellvertretende Oberstaatsanwalt lächelte und verschob einige Papiere auf seinem Schreibtisch. Für einen Moment drehte er sich auf seinem Sessel zur Seite und sah aus seinem Fenster mit Blick über Miamis Innenstadt, die sich hinter dem wuchtigen, plumpen Bau des Bezirksgefängnisses in die Tiefe dehnte.
»Espy, wissen Sie eigentlich, wo ich wohne?«
Auf die Frage war sie nicht gefasst. »Nein, Sir, ich glaube nicht …«
»Wir haben ein wirklich schönes Haus direkt am Golfplatz des La Gorce Country Club, dabei zentral gelegen. Alt, in den Zwanzigern gebaut. Sie wissen schon: hohe Decken, Böden mit kubanischen Fliesen, Art-déco-Fensterrahmen. Meine Frau verbringt die meiste Zeit damit, es in Schuss zu halten, weil jede Woche irgendwas kaputt geht. Rohrleitungen. Undichtes Dach. Dann die Klimaanlage. Hat gestern

Morgen den Geist aufgegeben. Sie wissen, wie heiß es letzte Nacht war?«
»Ja, aber …«
»Also sitze ich da, Espy, und zerbrech mir den Kopf darüber, wie ich diese vier Polizisten überführen kann, und ich bin froh, dass dieser Enrique Abella nicht schwarz ist und wir keinen Aufstand erleben, aber andererseits denke ich auch, diese Mistkerle könnten versuchen, aus diesem Fall politisches Kapital zu schlagen, und währenddessen haben wir in dem Haus zehntausend Grad, und es kostet mich drei Riesen, diese verdammte Klimaanlage zu reparieren, und mir läuft der Schweiß von der Stirn auf den Sportteil, den ich gerade zu lesen versuche, und raten Sie mal, wer anruft?«
Espy Martinez sagte nichts, sondern folgte ihrem Instinkt, den Monolog ihres Chefs besser nicht mit etwas so Banalem wie einer Antwort auf eine rhetorische Frage zu unterbrechen.
Abe Lasser beugte sich vor und lächelte freudlos. »Mein verdammter Rabbi ruft mich an.«
»Wie bitte?«
»Mein Rabbi. Rabbi Lev Samuelson, Tempel Beth-El. Dieser Mann, mit dem ich nur einmal im Jahr rede, wenn er Geld für Israel-Bonds eintreibt. Aber gestern Abend ging es nicht um Bonds. Wissen Sie, was der Grund seines Anrufs war?«
»Er wollte wissen, wann wir Sophie Millsteins Mörder verhaften.«
»Genau. Offenbar hat sein Kollege, ein Rabbi von einer anderen Synagoge unten in South Beach, ihn angerufen, weil er irgendwie erfahren hat, dass Rabbi Samuelson mich kennt, und jetzt raten Sie mal!«
Abe Lasser schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.
»Ich konnte es ihm nicht sagen. Also sagen Sie es mir: Wann gibt es eine Verhaftung? Welcher Detective bearbeitet den Fall?«
»Walter Robinson.«
Abe Lasser lächelte. »Gut. Der hat jedenfalls eine Ahnung von dem, was er tut, und vergeigt es nicht von vorn bis hinten. Und der sagt was?«
»Er arbeitet dran.«
Lasser schüttelte den Kopf. »Das reicht mir nicht.«
»Der Forensik- und der Autopsiebericht lassen darauf schließen, dass …«

»Das interessiert mich nicht. Finden Sie den Mörder. Dann kann ich zu meinem Rabbi gehen und ihm sagen, dass die Staatsanwaltschaft von Dade County demselben Prinzip folgt, wie es im zweiten Buch Moses einundzwanzig, Vers zwölf verankert ist. Kennen Sie dieses Prinzip, Espy?«
»Nein, Sir.«
»Schlagen Sie's nach.« Lasser stand auf und deutete auf die Tür. »Der erste richtige Fall, wie?«
»Na ja, ich habe die Staatsanwaltschaft im Fall Williams vertreten, Sir, der Hausfriedensbruch. Das stand in der Presse …«
»Ich weiß. Deshalb sind Sie in meine Abteilung gekommen.« Lasser erhob sich von seinem Schreibtisch und trat an die Wand mit den Fotos der sieben Gefängnisinsassen. »Sie haben sich die hier angeschaut. Wissen Sie, was das für Kerle sind?«
»Nein, Sir.«
»Das sind die sieben Männer, die ich persönlich in die Todeszelle befördert habe. Den hier sollte ich jetzt runternehmen, der wurde nämlich letztes Jahr hingerichtet. Ein Gentleman namens Blair Sullivan, der so viele Leute ermordet hat, dass ich irgendwann den Überblick verloren habe. Zweiundzwanzigtausend Volt mit den besten Grüßen vom Bundesstaat Florida und meiner Wenigkeit. Ist fluchend vor seinen Schöpfer getreten, unflätig und ohne Reue – keine Einstellung, die ich empfehlen würde. Jedenfalls lasse ich ihn zusammen mit seinen Artgenossen da oben an der Wand hängen – aus sentimentalen Gründen.«
Espy Martinez sah sich außerstande, seine Motive zu begreifen. Nur eines schien sicher: Mit Anhänglichkeit hatten sie nichts zu tun.
»Finden Sie Sophie Millsteins Mörder, damit Sie sich in Ihrem Büro so ein Verbrecherfoto aufhängen können. Ich rufe meinen Rabbi an, und alle sind zufrieden. Außer dem Mörder natürlich. Und Sophie Millstein.« Er sah Espy Martinez an.
»Zweites Buch Moses einundzwanzig, Vers zwölf. Ich erwarte den nächsten Bericht bis Ende der Woche. Und sorgen Sie dafür, dass es Fortschritte gibt, klar? Rücken Sie Walter Robinson auf die Pelle, gleich heute. Und hören Sie um Gottes willen nicht darauf, wenn er sich über all die anderen scheiß Fälle beklagt, die er am Hals hat. Sagen Sie ihm,

er hat nur einen Fall. Den von meinem Rabbi.«
An dieser Stelle schnitt der stellvertretende Oberstaatsanwalt mit der flachen Hand durch die Luft und gab ihr zu verstehen, dass das Gespräch hiermit beendet sei. Er senkte den Kopf und wandte sich wieder den Papieren auf seinem Schreibtisch zu.
Espy Martinez verließ augenblicklich das Büro, blieb jedoch, nachdem sie die Tür zugezogen hatte, bei Abe Lassers Sekretärin stehen.
»Haben Sie zufällig eine Bibel zur Hand?«, fragte sie.
Die Frau nickte, griff in eine Schublade und zog eine in Leder gebundene Ausgabe hervor, die sie Espy Martinez reichte.
»Seite siebzehn«, sagte die Sekretärin und widmete sich wieder ihrer Arbeit.
Espy Martinez blätterte die dünnen, knitternden Seiten rasch durch. Es war nicht schwer, die Passage zu finden. Sie war bereits mit gelbem Marker angestrichen:
»Wer einen Menschen schlägt, dass er stirbt, der soll des Todes sterben.«

Walter Robinson ignorierte die drückende Luftfeuchtigkeit der Abendstunden, als er hinter dem Sunshine Arms auf der an die Gärten grenzenden Gasse stand, wo die Kollegen in einem der Müllcontainer Sophie Millsteins Schmuckkästchen gefunden hatten.
Er führte Selbstgespräche: Leise, doch zügig sezierte er das Verbrechen. Ab und zu legte er eine Pause ein, um sich auf einem Block etwas zu notieren. Dann ging er zu der Stelle zurück, von der aus Kadosh, der Nachbar, den Täter gesehen hatte. Dieser Kadosh, dachte er, muss ihn in dem Moment beobachtet haben, als er sich umdrehte und das Kästchen entsorgte. Für eine kurze Sekunde hatten sich ihre Blicke gekreuzt. Das Gesicht muss im Licht der Straßenlaterne dort drüben deutlich zu erkennen gewesen sein. Dann ist er weggelaufen. Wusste er, dass ihn jemand gesehen hatte? Ja. Folglich: in Panik. Nur noch ein Gedanke: nichts wie weg.
Walter Robinson bog vom Ende der Gasse in eine Nebenstraße ein. Also, Mann, du hattest einen Blutdruck zum Platzen, das Adrenalin hat dir in den Ohren gepocht. Vor Freude über die Beute und vor Angst, erwischt zu werden, hast du nach Luft geschnappt und konntest nicht einmal einen Gedanken an das Tütchen Crack verschwenden, das du dir

kaufen wolltest. Du wolltest nur noch verschwinden, stimmt’s? Du warst in Panik und hast einzig und allein das Weite gesucht.
Was also hast du gemacht?
Er blickte den Häuserblock entlang bis hinunter zur Jefferson Avenue.
Hattest du einen Wagen? Schon möglich. Etwas Altes, Unauffälliges. Andererseits hast du den vielleicht vor ein paar Wochen verkauft, weil du das Geld brauchtest? Möglicherweise hast du dir also einen geborgt? Aber wer würde einem Junkie ein Auto leihen? Hast du einen Freund dazu gebracht, dich zu fahren? Noch so ein Cracksüchtiger auf der Suche nach leichter Beute? Nicht auszuschließen. Aber nicht wahrscheinlich. Junkies geben keine verlässlichen Partner ab.
Irgendwo am anderen Ende der Straße brummte der Dieselmotor eines Busses. Mitten in seinen angestrengten Grübeleien horchte Walter Robinson auf.
Oder hast du gar eines unserer zuverlässigen öffentlichen Verkehrsmittel benutzt, um nach Hause zu kommen? Zum Beispiel den J-50? Damit wärst du zur zweiundvierzigsten Straße gekommen. Dort bist du vielleicht in den G-75 umgestiegen. Der fährt bis zum Julia Tuttle Causeway, bis ins Zentrum von Liberty City, und schon wärst du sicher daheim.
Walter Robinson wurde sich bewusst, dass die hereinbrechende Nacht das letzte Tageslicht verzehrte.
Ist es so gewesen? Bist du nach dem Mord mit dem verfluchten Bus gefahren?
Für den Fall, dass du erst nach dem Raub auf die Idee gekommen bist, Sophie Millstein zu ermorden, dann wird es so gewesen sein, sagte sich Robinson.
Langsam ging er zu seinem Wagen. Er hatte das Gefühl, dass es in einer Welt, in der Mörder im Bus entkommen, gewaltig stinkt. Doch dann machte er sich klar, wie abwegig dieser Gedanke war. Mord steht schließlich wie so vieles andere auf der Tagesordnung, räumte er ein. Wie der Fahrplan eines Busses. Er setzte sich hinters Lenkrad, legte den Gang ein und steuerte mit seinem nicht gekennzeichneten Polizeifahrzeug den Busbahnhof an.

Die Abgase und die letzte Hitze des Tages mischten sich zu einem

stickigen, unerträglichen Gebräu. Walter Robinson hatte das Gefühl, als müsse er sich mit den ausgestreckten Händen durch die Spinnweben in einem alten Speicher tasten. Er fragte sich, wie man im Innern dieses Baus atmen sollte, auch wenn er wie ein überdachter Parkplatz große Lücken in den Wänden hatte, um ein wenig Luftzirkulation zu gewährleisten.
In einem kleinen Büro blätterte die nächtliche Fahrdienstleiterin in einem Fahrtenbuch. Die unfreundliche Frau in mittlerem Alter, die ihr karottenrotes Haar zu einem Helm toupiert hatte, sprach abwechselnd mit Walter Robinson und mit sich selbst. Während sie nach der entsprechenden Seite im Fahrtenbuch suchte, erspähte Robinson einen Pin-up-Kalender an der Wand. Der August war mit einem mittelmäßig hübschen, wasserstoffblonden, etwas zu üppigen Mädchen illustriert, das mit einem ziemlich dämlichen Gesichtsausdruck ihre Hängebrüste in die Kamera hielt. Der Detective wunderte sich, dass sie bei August stehen geblieben waren.
»Da haben wir's. Gott im Himmel, wieso können diese blöden Fahrer ihre Bücher nicht ausfüllen, wie es sich gehört? Ich hab hier, was Sie brauchen, Detective.«
Während er sich über das Fahrtenbuch beugte, redete der Rotschopf weiter.
»Das hier sind die Routen in der näheren Umgebung Ihres Tatorts. Jesus, wie weit haben wir es gebracht, ich hab es in der Zeitung gelesen. Die arme alte Frau, und wir haben in der Nacht nur eine Schicht gefahren, allerdings hatten wir einen Auszubildenden dabei, der in der Nummer sechs mitgefahren ist. Aha, niemand hat irgendwelche besonderen Vorkommnisse gemeldet, außer einem, hier, der sagt, er hätte Nähe Jefferson zwei Teenager rausgeworfen, weil sie einen Ghettoblaster zu laut aufgedreht hatten. Ich hasse diese Art von Musik, was gibt ihnen das? Country und Western, das ist mein Ding. Nicht dieser scheiß Rap. Das wundert mich eigentlich …«
»Wieso?«, fragte Walter Robinson.
Die Angestellte sah zu ihm auf, als sei er nicht ganz dicht. »Zwei Teenager. Ghettoblaster. Wissen Sie, was für Waffen solche Kids möglicherweise bei sich haben? Wenn ich meinen Bus anhalte, um sie rauszuwerfen, jagt mir so ein wütender Punk vielleicht eine Kugel in die

Brust. Nein danke, Detective. Da höre ich mir lieber diesen Scheiß an und komme ihnen nicht in die Quere …«
»Sonst nichts?«
»Nee. Nicht in der Nacht. Allerdings müssen Sie wissen, dass diese idiotischen Formulare für besondere Vorkommnisse so lang sind, dass Sie eine Ewigkeit brauchen, um sie auszufüllen. In dreifacher Ausfertigung nebenbei. Kann also gut sein, dass sich jemand an etwas erinnert und Ihnen weiterhelfen kann. Busfahrer sehen eine Menge, wissen Sie. Wir sehen eine Menge.«
Er nickte, und die Frau deutete auf einen schmuddeligen Aufenthaltsraum für die Fahrer, der sich immerhin eines Getränke-, eines Süßigkeiten- und eines Zigarettenautomaten rühmen konnte, wenn auch auf allen dreien ein handgeschriebener Zettel prangte: DEFEKT. Eine Handvoll Fahrer saß auf einer abgewetzten Kunstlederbank und wartete auf den Beginn der Schicht. Als Robinson eintrat und sich vorstellte, sahen sie auf.
Ein älterer Mann mit einem schütteren grauen Haarkranz rund um die Glatze nickte, als er ihnen erklärte, wonach er suchte.
»Die Route, das war ich mit dem Jungen«, sagte der Fahrer.
»D-d-d-as stimmt«, stotterte ein wesentlich jüngerer Mann in einer wesentlich frischeren, saubereren Uniform.
»Können Sie sich an diese Nacht erinnern?«
»Eigentlich sind alle Nächte mehr oder weniger gleich. Rauf und runter. Rauf und runter. Spät in der Nacht meistens müde Leute. Und die Betrunkenen, natürlich. Weiß nicht, ob ich mich an irgendwas Besonderes erinnere …«
»Ein junger Schwarzer. Nervös. Gehetzt …«
»Nein …«
»K-k-k-k-lar, d-d-d-a war einer, weißt du nicht mehr? Du m-m-m-m-usstest den K-k-k-erl anbrüllen, d-d-d-ass er sich s-s-s-s-etzen soll …«, fiel dem jüngeren Fahrer ein.
Aufgeregt sah er den älteren Mann an, der nur genervt die Augen verdrehte.
»Ich mach nicht gerne Ärger«, gab der Fahrer halbherzig zu seiner Entschuldigung an. »Geht mich nichts an. Ich bin nur der Fahrer.«
»Raus damit«, forderte ihn Robinson auf.

»Da gibt’s nicht viel zu sagen. Kerl steigt ein. Knallt ein paar Münzen in die Box. Der Bus ist fast leer, aber er bleibt stehen, sieht raus und wirkt ziemlich nervös, so wie Sie sagen. Labert mich immer wieder an, fahr los, Mann, fahr schon, wird’s bald. Als hätte er’s wahnsinnig eilig. Also habe ich ihn angebrüllt, er soll sich hinsetzen und die Schnauze halten, sonst könnte er was erleben … Aber er sagt, ich könne ihn mal, und ich sag ihm, ich schmier ihm gleich eine, und das geht so eine Weile weiter, bis ich ihm nach ein paar Haltestellen sage, er soll sich entweder setzen oder sich vom Acker machen. Da hat er sich hingesetzt. War keine große Sache, Detective. Kommt alle Tage vor.«
»Wo ist er ausgestiegen?«
»Godfrey Road. Ist in ’nen Stadtbus umgestiegen. Ich kann nicht sagen, wo er hinwollte, aber ich kann’s mir denken.«
Walter Robinsons nickte. »Würden Sie den Kerl wiedererkennen?«
»Kann sein. Ja, wahrscheinlich schon.«
»B-b-b-estimmt«, beteuerte der jüngere Fahrer.
»Falls Sie ihn sehen, rufen Sie mich an. Ich melde mich wieder bei Ihnen. Ich zeige Ihnen ein paar Fotos aus der Verbrecherkartei.«
»Geht klar.«
Robinson verließ den Busbahnhof. Er fuhr ein paar Häuserblocks weiter zur Collins Avenue, stellte den Wagen ab und lief zu Fuß zur Holzpromenade, die einst das Ingenieurscorps der Army errichtet hatte, um den alten Leuten den Weg zum Strand zu erleichtern. Er lehnte sich an das Holzgeländer und starrte auf die Wellen. Es herrschte eine leichte Brandung, als wollte der Ozean dem Sand und dem groben Korallengestein am Ufer seine Kraft sanft, aber bestimmt in Erinnerung rufen. Während er die heiße Salzluft seine Lungen reinigen ließ, sagte er sich einigermaßen erstaunt: Du hattest recht, verdammt. Er ist wahrhaftig mit dem Bus gefahren. Und jetzt hast du vielleicht tatsächlich eine Chance.
Er atmete einmal tief ein und kam zu dem Schluss: zum Teufel mit der Statistik.
Dann sagte er dem nächtlichen Himmel und der endlosen dunklen See und dem Mann, der vermutlich Sophie Millstein ermordet hatte: Du hast wohl geglaubt, du könntest einfach hier rüberkommen und eine kleine alte Frau ermorden, um sie auszurauben. Nun, da hast du dich getäuscht.

Ich finde dich.

8

Die Frau, die gelogen hatte

Die junge Frau schloss eine Jalousie, so dass der Raum in grauem Zwielicht lag. Eine Weile fingerte sie an dem Videogerät herum, dann durchzog ein grauer Streifen das Fernsehbild. Eine Sekunde später sah Simon Winter Sophie Millstein auf dem Bildschirm.
Er lehnte sich vor und horchte gespannt. Die junge Frau setzte sich neben ihn.
Sophie Millstein stand eine Mischung aus Aufregung und Unbehagen ins Gesicht geschrieben. Winter registrierte, dass sie eines ihrer besseren Sonntagskleider trug und frisch frisiert war. Ihre Hände steckten in weißen Handschuhen und hielten sich an einer farblich darauf abgestimmten kleinen Tasche fest. Einen Augenblick lang fragte er sich, wie ihm entgangen sein konnte, dass sie eines Tages wie aus dem Ei gepellt ihre Wohnung im Sunshine Arms verlassen hatte.
»Sehe ich ordentlich aus?«, fragte sie nervös.
Eine Stimme außerhalb des Kamerawinkels antwortete: »Sie sehen gut aus.«
»Ich habe mir Gedanken gemacht«, sagte Sophie Millstein. »Ich war noch nie im Fernsehen, und ich wollte nett aussehen. Dieses Kleid …«
»Sie sehen wirklich gut aus«, wiederholte die unsichtbare Stimme.
Simon Winter erkannte darin die der jungen Frau neben ihm wieder.
»Mir ist nicht ganz klar, was Sie von mir erwarten«, gestand Sophie Millstein.
»Entspannen Sie sich einfach und kümmern Sie sich nicht um die Kamera«, redete ihr die Stimme der jungen Frau gut zu.
Sophie Millstein setzte sich auf ihrem Stuhl zurecht. »Ich bin mir nicht sicher, ob das eine so gute Idee ist«, meinte sie zögerlich.
»Vergessen Sie einfach die Kamera, Sophie. Sie werden sich ganz schnell daran gewöhnen. Am Anfang ist praktisch jeder nervös.«
»Tatsächlich? Jeder?«
»Jeder.«
»Gut, das beruhigt mich. Aber ich weiß immer noch nicht, was Sie von

mir hören wollen.«
»Was wollen Sie denn erzählen?«
»Eigentlich habe ich nicht viel zu berichten. Wirklich nicht.«
»Aber Sie sind hergekommen«, erwiderte die junge Frau. Ihr Ton war sanft. »Irgendetwas hat Sie bewogen, hierherzukommen, um uns etwas mitzuteilen. Was war das?«
Wieder zögerte Sophie Millstein, und Simon Winter sah, wie sie die Augen zusammenkniff, um sich zu konzentrieren.
»Sie sollten es alle erfahren«, antwortete sie.
»Wer sollte es erfahren?«
»Alle, die zu jung sind, um sich zu erinnern.«
»Was sollten sie erfahren?«, hakte die junge Frau hinter der Kamera nach.
»Was geschehen ist. Die Wahrheit. Denn es ist alles wirklich passiert.«
Sophie Millstein biss die Zähne zusammen und verschränkte die Arme über der Brust.
Nach kurzem Schweigen fragte die junge Frau in freundlich abwartendem Ton: »Wie wär's, wenn Sie mir einfach erzählen würden, was Ihnen passiert ist? Das wäre ein guter Anfang.«
Sophie Millstein machte den Mund auf, presste jedoch augenblicklich wieder die Lippen zusammen. Winter sah, wie ihre Unterlippe kaum merklich bebte. So verharrte sie fast eine Minute lang, und das Videogerät hielt ihr Schweigen fest.
Schließlich schnappte Sophie Millstein nach Luft, als hätte sie die ganze Zeit den Atem angehalten. Ein paar Worte rutschten ihr heraus: »Das sind alles Dinge, die ich vergessen wollte, also habe ich nicht darüber geredet, nicht einmal mit Leo. Ich wünschte, er wäre jetzt hier, denn er würde mir helfen …«
»Aber er ist nicht da, und Sie müssen das alleine durchstehen.«
Sophie Millstein nickte. Ihr stiegen die Tränen in die Augen, und sie rang um Fassung. Wieder kehrte auf dem Video Stille ein, in der nur das rasselnde Geräusch zu hören war, als sie durchzuatmen versuchte.
»Allein«, sagte sie schließlich. Sie blickte in die Kamera, und Simon Winter wurde Zeuge, wie sie sich wieder in den Griff bekam. Sie biss sich auf die zitternde Lippe, straffte die Schultern und blickte geradeaus direkt in die Linse. Im selben Moment, als sie ihr Unbehagen

überwunden und die panische Angst vor der Erinnerung abgeschüttelt hatte, fing sie an zu reden – die Worte und Bilder brachen wie ein Mahlstrom aus ihr hervor. Wie eine hohe Welle gingen sie auf Simon Winter nieder, und so suchte er mit beiden Händen am Sitz seines Stuhls Halt.

»Wir waren drei Tage in dem Zug. Wie Tiere eng zusammengepfercht, in unserem eigenen Kot und Dreck. Rings um uns starben Menschen, eine Frau, deren Namen ich nie erfahren habe, sie starb, und acht Stunden lang drückte sie mir mit ihrem ganzen Gewicht in den Rücken, und ich konnte nichts dagegen tun, bis der alte Mann, neben dem sie stand, ebenfalls starb und ich sie nach hinten schieben konnte, so dass die Toten gegen die Toten fielen, und ich weiß noch, wie reglos sie war, und so bleich, als hätte sie jemand aus Stein gemeißelt. Später musste ich immer wieder denken, dass ich sie vorher nach ihrem Namen hätte fragen sollen, um jemandem Bescheid zu geben. Aber das hatte ich nicht. Die Luft, ich hab immer noch den Geruch in dem Waggon in der Nase. Bis heute, jeden Morgen. Vielleicht bin ich deshalb hierher nach Florida gekommen, weil die Luft hier so sauber ist und mich nicht daran erinnert, wie es in diesen drei Tagen war. Es war wie das zusammengeballte Böse, eine dichte, dräuende Wolke, die uns wie eine Krankheit erfasste. Hansi hielt mich fest – das war mein Bruder Hans, er war vierzehn, zwei Jahre jünger als ich, aber stark. Er war immer so stark. Ich war klein, er dagegen groß, und er hielt mich fest, damit ich nicht versuchte, Mama und Papa zu helfen. Papa hustete die ganze Zeit, und er wurde so schwach, dass ich glaubte, er würde sterben, aber er winkte mir immer wieder zu und sagte: ›Mir fehlt nichts, mir geht es gut, mach dir wegen mir keine Sorgen. Es wird alles gut.‹ Aber das stimmte natürlich nicht, und ich wusste, dass er sterben würde, wenn wir erst in Auschwitz wären, aber trotzdem dachte ich, als sie die Tür aufmachten und die frische Luft hereinließen, da dachte ich, es wäre schon in Ordnung zu sterben, weil ich noch einmal frische Luft bekam, aber es kam anders, denn selbst in der Kälte war der Gestank von den Sterbenden so schlimm, dass ich kaum atmen konnte, und sie brüllten *Raus! Raus!*, und alle mussten schnellstens aus dem Zug. Wir hielten uns aneinander fest, um zusammenzubleiben, doch ich konnte mich nicht mehr an Hansi festhalten, weil wir uns in zwei Reihen aufstellen

mussten, die Frauen auf der einen Seite, die Männer auf der anderen, und ich sah, wie er meinen Vater hielt; wo meine Mutter war, wusste ich nicht. Und sie brüllten unentwegt, wir sollten in der Reihe bleiben, dazu bellten und knurrten die Hunde, und ich sah keinen Einzigen, der versuchte, wegzurennen, wir waren alle viel zu schwach und taumelten nur zu diesem Tisch. Der SS-Mann sah einen nur an und stellte ein, zwei Fragen, aber das wissen Sie natürlich alles. Das findet man in allen Berichten, aber es ist wirklich passiert. Es ist mir passiert. Er saß da in seinem grauen Wintermantel und seiner Uniformmütze, die mit dem Totenkopfabzeichen, daran erinnere ich mich noch. Und er trug Handschuhe, so dass man nur diese schwarze Lederhand sah, die in die eine oder die andere Richtung zeigte, es ging alles so schnell. Und nur eine Sekunde lang, als meine Reihe sich vorwärtsbewegte, sah ich Hansi und meinen Vater. Mein Vater hustete, und Hansi stützte ihn, und der SS-Mann zeigte für meinen Vater nach links und für Hansi nach rechts, doch Hansi schüttelte den Kopf und half meinem Vater auf dem Weg nach links, und das war's, mein Gott, er blieb bei ihm und ging mit ihm in den Tod. Hansi war so kräftig, dass er hätte überleben können. Es wäre möglich gewesen, das habe ich immer gedacht. Er war stark und drahtig, seine Muskeln wuchsen selbst dann, wenn wir tagelang nichts zu essen hatten. Und er hat immer gelächelt, wissen Sie? Er war so voller Leben, gerade mal vierzehn, und immer mit einem glücklichen Lächeln, selbst wenn all das Entsetzliche passierte und die Gedanken nur ums Sterben kreisten und den Tod. Und in dem kurzen Moment hat er zu mir herübergeschaut, und mir wurde schlagartig klar, er wusste, dass er Papa gehen lassen musste, aber er wollte nicht, er hielt ihn am Arm und half ihm, ebenfalls stark zu sein. Er lächelte mich an. Oh, mein Gott, er lächelte mir zu, als wollte er sagen, es ist in Ordnung zu sterben, auch wenn ich noch kein Leben gehabt habe. Vierzehn, aber er war der Stärkste. Also ging er mit, um meinen Vater zu stützen, und so starb er, und ich war für immer allein. Ach, Hansi, wieso bist du nicht nach rechts gegangen?«

Sophie Millstein liefen die Tränen über die Wangen, und Simon Winter dachte: Wie viele Tränen kann man wohl fünfzig Jahre lang stauen?

Auf dem Band fragte die Stimme der jungen Frau: »Brauchen Sie eine Pause?«

»Ja«, sagte Sophie Millstein. Dann widersprach sie: »Nein.«
Sie starrte in die Kamera.
»Ich habe gelogen«, erklärte sie plötzlich in vehementem Ton.
»Inwiefern haben Sie gelogen?«, fragte die junge Frau.
»Als ich den Tisch mit dem SS-Mann erreichte – er war Arzt! Arzt! Wie kann ein Arzt so etwas tun? Also, er fragte mich, wie alt ich sei, und ich sagte sechzehn, und er überlegte, und als er gerade die Hand heben wollte, dachte ich, er zeigt vielleicht nach links, und ich sagte hastig, aber ich bin Elektrikerin. Er sah mich an, und ich sagte, mein Vater sei Elektriker und ich seine Gehilfin, er hätte mir alles beigebracht, und so hoffte ich, dass der SS-Mann mich für nützlich hielt, und tatsächlich zeigte er nach rechts.«
»Kannten Sie sich denn …«
»Nein, ich hatte keine Ahnung. Ich habe gelogen und überlebt.«
Sophie Millstein verstummte. Nach einer Weile fuhr sie fort: »Das hat mich immer gequält, wussten Sie das? Ich meine, natürlich habe ich nichts Unrechtes getan, aber meine Mama und mein Papa – in Wirklichkeit war er Universitätsprofessor für Linguistik –, meine Eltern haben uns immer beigebracht, dass es eine Sünde sei zu lügen, und es sei wie ein kleiner dunkler Fleck auf der Seele, den man nie ganz wieder weg bekäme und es sei immer, immer, immer besser, die Wahrheit zu sagen, als diesen kleinen Schandfleck mit sich herumzutragen. Und ich hasste es, dass der SS-Mann mich dazu zwang, mein Leben durch eine Lüge zu retten. Alles, was danach geschah, hatte mit dieser Lüge zu tun. Ich hasste sie dafür und wohl auch mich selbst.«
»Aber wenn Sie die Wahrheit gesagt hätten …«
»Wäre ich gestorben.«
»Dann wurden Sie also Elektrikerin?«
Einen Moment lang zögerte Sophie Millstein, und Simon Winter sah, wie sie erneut die Augen zusammenkniff. Unter dem Ansturm der Gefühle rang sie um Worte, doch nach ein paar Sekunden sprach sie weiter.
»Nein …«, erwiderte sie langsam. »Nein. Das habe ich Leo erzählt. Und auch allen anderen, die danach fragten. Aber auch das war gelogen. Sie rasierten mir den Kopf. Sie rasierten mich am ganzen Körper. Und ich wurde eine Hure.«

Sie holte tief Luft. Ihre Stimme bebte, als sei ihr plötzlich kalt. »Und so habe ich überlebt. Als Hure.« Sophie Millstein bückte sich nach etwas, und Winter sah, wie sie ein Spitzentaschentuch aus ihrer Handtasche neben ihren Füßen zog. Sie wischte sich damit die Augen, dann blickte sie zu der jungen Frau hinter der Kamera hinüber.
»Ich glaube, ich habe mich geirrt«, meinte sie bitter. »Ich habe eine Menge zu erzählen.«
Mit tränennassen Augen blickte Sophie Millstein in die Kameralinse. Erneut holte sie tief Luft.
»Es ist mir äußerst schwer gefallen, mir selbst zu vergeben«, gestand sie leise. »Bis heute habe ich das Gefühl, als hätte ich einen fürchterlichen Fehler begangen. Ich kann dieses Gefühl nicht einfach ignorieren, als wäre es Luft.«
An dieser Stelle trat in der Videoaufnahme Schweigen ein, bis die junge Frau einwarf: »Sophie, Sie haben überlebt. Nur das zählt. Nicht *wie* oder *wieso* oder was Sie dafür machen mussten. Sie haben überlebt, und Sie sollten sich nicht schuldig fühlen.«
»Ja. Das ist wahr. Das habe ich mir all die Jahre immer wieder gesagt.« Erneut hielt Sophie Millstein inne. Inzwischen liefen ihr die Tränen ungehindert die Wangen hinunter und verschmierten ihr das sorgfältige Make-up.
»Wahrscheinlich habe ich mich die ganze Zeit schuldig gefühlt, weil ich lebe, während so viele andere starben.«
Wieder verstummte sie.
»Kann ich etwas zu trinken haben?«, fragte sie mit einem schwachen Lächeln wie ein Kind, das zum ersten Mal ohne Hilfe ein Wort gelesen hat. »Vielleicht ein bisschen Eistee?«
Sophie Millstein verschwand mit einem Schlag vom Bildschirm, auf dem an ihrer Stelle graue Streifen erschienen, gefolgt von einer blauen Titelei mit ihrem Namen, dem Aufnahmedatum und einer Dokumentennummer.
Esther Weiss stand auf und schaltete den Fernseher aus. Dann trat sie ans Fenster. Sie zog die flache Jalousie mit einem Rascheln hoch. Das Tageslicht strömte ins Zimmer, und Simon Winter kniff die Augen zusammen. Er sah, wie die junge Frau am Fenster stehen blieb, als müsse sie sich fassen.
Sie drehte sich zu ihm um. Sie war in Jeans und einem weiten

Baumwollhemd salopp gekleidet. Ihre üppige Lockenmähne, die ihr bis auf die Schulter fiel, verlieh ihrem Gesicht einen dynamischen Ausdruck.
»Wussten Sie, was für eine außergewöhnliche Frau Sophie war, Mr.Winter?«
Simon Winter hatte es selbst die Sprache verschlagen, und so schüttelte er nur stumm den Kopf.
»Eine überaus bemerkenswerte Frau. Tapferkeit, Zähigkeit, Zielstrebigkeit, Überlebenswille – das lässt sich nicht messen, das sind bloße Worte, Mr.Winter. Worte, die für etwas stehen, das in unserer heutigen Gesellschaft verlorengegangen ist und unerreichbar fern erscheint. Sämtliche Überlebenden besaßen bis zu einem gewissen Grad diese Eigenschaften, aber Sophie, Sophie war selbst unter ihnen etwas Besonderes. Wussten Sie das über ihre Nachbarin, Mr.Winter?«
Er schüttelte wieder den Kopf.
Weiss fuhr fort: »Es ist schon merkwürdig, wie sehr der Schein trügen kann. Sie sah wie eine ganz gewöhnliche kleine alte Dame aus. Vielleicht ein wenig wirr. Ein wenig exzentrisch.«
Sie blickte Simon Winter ins Gesicht.
»Die typische jüdische Großmama. Hühnersuppe und die übliche Nörgelei über dies und jenes, stimmt’s?«
Winter antwortete nicht.
»Das haben Sie doch gedacht, nicht wahr?«
Er nickte bedächtig.
»Nun ja«, sagte sie zögernd, »Sie lagen vollkommen falsch.« Jetzt sah die Frau ihn mit einem strengen Ausdruck an. »Ganz und gar falsch, verflucht noch mal.«
An dieser Stelle wischte sich die junge Frau selbst die Tränen aus den Augen. Winter sah, wie sie tief Luft holen musste.
»Das war nur die erste Aufnahme, wissen Sie. Der Anfang. Um das Eis zu brechen sozusagen. Wir hatten uns große Hoffnungen gemacht. Doch Ihrer Nachbarin war es nur noch vergönnt, ein einziges weiteres Band mit uns zu machen, bevor sie …«
Sie verstummte abrupt.
»Verdammt«, fluchte sie. »Ermordet wurde, Gottverdammt.«
Simon Winter schwieg.

»Welche Ungerechtigkeit! In was für einer Welt leben wir eigentlich, Mr.Winter? Gibt es keine Gerechtigkeit mehr?«
Winter antwortete nicht. Was soll man darauf sagen?, dachte er. Sie hat vollkommen recht.
»Hat sie viel über die Jahre in Berlin vor der Deportation gesprochen?«
Die junge Frau blickte auf ein Blatt mit irgendwelchen Notizen. Als sie den Kopf wieder hob, registrierte Simon Winter, wie ihr Blick auf seinen Unterarm fiel. Ihm war klar, dass sie nach einer Tätowierung suchte.
»Was genau führt Sie eigentlich her? Sie sind kein Überlebender, nicht wahr, Mr.Winter?«
»Nein«, erwiderte er übereilt und wurde sich im selben Moment bewusst, dass die Antwort nicht ganz der Wahrheit entsprach. »Ich war einmal bei der Polizei.«
»Weshalb interessieren Sie sich jetzt für Sophies Geschichte?«
»Weil sie etwas gesagt hat. Kurz vor ihrer Ermordung. Über den Mann, der sie ausgeliefert hatte.«
»U-Boote«, sagte Weiss.
»Wie bitte?«
»U-Boote. Das war eine der Bezeichnungen für die Menschen, die versuchten, sich in den Großstädten zu verstecken. Weil sie untertauchten. Es war ein äußerst schwieriges Leben. Ich kann Ihnen ein paar Bücher darüber geben, was diese Leute auf sich genommen haben. Wirklich bemerkenswert. Sich mitten in einem Polizeistaat zu verstecken, der sich ihrer Vernichtung verschrieben hat. Ich glaube, dass es in der Geschichte wenig Menschen gibt, die so viel Findigkeit, Einfallsreichtum, Tapferkeit und wer weiß was sonst noch an den Tag gelegt haben. Das waren außergewöhnliche Menschen, und nur so wenige von ihnen haben den Krieg überlebt und können ihre Geschichte erzählen. Deshalb waren wir alle so fasziniert, als Sophie zu uns kam und mit den Aufnahmen begann. Ich glaube, dass wir heute den Mut, den diese Menschen aufbrachten, ohne diese unmittelbaren Zeugnisse überhaupt nicht nachvollziehen können. Wie haben sie gelebt? Sie haben gehungert. Sie waren ständig in Angst. Tag und Nacht. Sie konnten sich niemals länger als ein paar Tage am selben Ort aufhalten. Sie mussten immer weiter flüchten. Und sich an Orten aufhalten, an denen sie nicht auffallen würden. Womöglich bestachen sie die Leute. Meistens mit

Schmuck. Falls sie Goldmünzen besaßen, umso besser. Manchmal konnten sie sogar die Greifer bestechen und ihr Leiden damit vielleicht um ein paar Tage verlängern, bevor sie dann doch geschnappt und in den Tod geschickt wurden.«
»Das habe ich mir kürzlich erklären lassen.«
»Mit wem haben Sie gesprochen?«
»Rabbi Chaim Rubinstein. Einer Mrs.Kroner und einem Mr.Silver.«
»Die kenne ich. Sie waren U-Boote wie Sophie.«
Die junge Frau zögerte, dann schüttelte sie den Kopf. »Und dann diese Juden, die von der Gestapo eingesetzt wurden, um andere Juden zu jagen. In einer Gesellschaft, die Ironie und Verrat in gleichem Ausmaß hervorbrachte, waren sie vielleicht … ich weiß nicht – was? Moralisch abnorm.«
Sie schwieg, und Winter holte scharf Luft. Er sah, wie sie zum Fenster blickte und dem Lichtstrahl folgte, der in den Raum stach.
»Was meinen Sie? Kommt ein solcher Mensch in einen speziellen Höllenkreis, Mr.Winter?«
Er beantwortete die Frage nicht, obwohl er sie berechtigt fand. Stattdessen setzte er selbst zu einer Frage an: »Hat sie je beschrieben …«
»Das ist ein unglaublich wichtiges Thema, Mr.Winter. Eine Art moralischer Kannibalismus. Sein eigenes Volk an diese Ungeheuer zu verraten, um die eigene Haut zu retten. Über die Jahre hatten wir hier im Center übrigens schon eine Reihe bedeutender Forscher, die wegen unserer Videos kamen.«
Esther Weiss sah Simon Winter an.
»Sie hat noch eins mit uns gedreht. Ich hole es.«
Die junge Frau trat an einen Bücherschrank und suchte die Fächer mit Bändern ab. Sie fand eines und glich es mit einer Liste ab, dann wandte sie sich wieder ihrem Gast zu.
»Da ist es. Soll ich die Jalousie wieder schließen?«
Er schüttelte den Kopf. Bei hellem Tageslicht fühlte er sich vor all diesen Alpträumen, die auf den Bändern festgehalten waren, sicherer. Sie nickte und legte das Video ein.
Wieder erschien Sophie Millstein auf dem Bildschirm. Diesmal trug sie ein weniger vornehmes Kleid. Eins von ihren vielen geblümten, registrierte Winter. Während die junge Frau den Film vorspulte, um bei

dem eigentlichen Gespräch zu beginnen, legten sich zunächst zwei Störstreifen über das Bild, dann lief jede kleinste Bewegung der alten Frau im Zeitraffer ab.
»Hier müsste es sein …«, meinte Weiss. Sie drückte auf einen Knopf, doch bevor Sophie Millsteins Stimme den Raum erfüllte, meldete sich unsichtbar Esther Weiss zu Wort:
»Sophie, wie kam es zu Ihrer Verhaftung?«
Sophie legte die Hand auf den Mund, als wollte sie die Worte, die ihr schon auf der Zunge lagen, mit aller Macht zurückhalten. Doch dann richtete sie sich kerzengerade auf und sprach mit der Autorität eines Augenzeugen vor Gericht:
»Ich erinnere mich noch, dass ich damals zum ersten Mal sah, wie Hansi die Angst ins Gesicht geschrieben stand, denn er kam an jenem Tag nach Hause und sagte, möglicherweise hätte ihn jemand gesehen. Er war sich nicht sicher, denn natürlich veränderten sich die Leute in jenen Jahren so rapide. Es konnte passieren, dass man jemandem in die Augen starrte, mit dem man seit Jahren vertraut war, und ihn nicht wiedererkannte. Der Krieg brachte das mit sich. Und der Hunger. Und der Bombenhagel der Alliierten. Doch Hansi war höchst beunruhigt. Dennoch ging er am nächsten Tag hinaus, um sich eine Arbeit zu suchen. Wir mussten schließlich essen, also hatten wir keine Wahl, und er hoffte, dass Herr Gutmann von der Druckerei ihm als Tageslohn ein Stück Brot geben würde, das war einfach zu wichtig. Also ging er. Aber an diesem Abend kam er erst lange nach Einbruch der Dunkelheit zurück, so dass er sich während der nächtlichen Ausgangssperre an den Wachen vorbeischleichen musste, was er noch nie getan hatte, denn würde er ohne Ausweis erwischt, wäre alles aus. Doch selbst in dem Fall, dass sie seine Papiere akzeptiert hätten, konnte so etwas das Ende bedeuten. Er kam also nach Hause, und ich sah, wie er aufgeregt und ängstlich mit Papa tuschelte, während er der Mama und mir nicht mitteilen wollte, worum es ging. Doch ich beobachtete Papa dabei, wie er zu dem Mantel ging, in den unser sämtliches Geld eingenäht war, und wie er anschließend Hansi einen Ring überreichte. Einen Goldring. Papas Ehering. Hansi nahm ihn und ging durch die Kellerfalltür wieder hinaus. Wenige Minuten später kehrte er zurück, und ich weiß noch, wie er zu Papa sagte, jetzt wäre alles gut, wenn auch nur für ein paar Tage, und so

sprachen sie darüber, einen anderen Unterschlupf für uns zu finden. Ich wollte nicht weg. Der Keller war warm und bot uns während der Bombenangriffe Schutz. Vielleicht sind wir deshalb nicht so schnell weitergezogen, wie es ratsam gewesen wäre. Jedenfalls kamen sie zwei Tage später. Die Gestapo klopfte an die Tür. Sie holten uns nach draußen. Ich erinnere mich, wie zwei Soldaten links und rechts die arme Frau Wattner festhielten. Sie sah so verängstigt aus. Sie beteuerte: ›Aber das wusste ich doch nicht, ich hatte keine Ahnung, ich dachte, sie wären ausgebombt!‹ Sie drehte sich zu Papa um und spuckte ihm ins Gesicht. ›Schweinejude!‹, schimpfte sie. Wir wussten natürlich alle, dass sie das sagen musste. Trotzdem tat es weh. Der Mann von der Gestapo verfrachtete uns in einen Wagen, und als ich mich noch einmal umblickte, sah ich, wie Soldaten die arme Frau Wattner an die Hauswand stießen. Papa befahl mir, mich wieder umzudrehen, doch ich hörte die Maschinenpistole, und als ich noch einmal zurückblickte, war niemand mehr da …«

Auf dem Video kämpfte Sophie Millstein einmal mehr mit den Tränen. Sie hielt die Hand in die Höhe. »Tut mir leid, Esther«, entschuldigte sich Sophie Millstein. »Die arme Frau Wattner. Sie brachte uns Suppe, wenn wir keine hatten. Ich glaube, im Moment bin ich nicht in der Lage, von diesem Tag zu sprechen.«

»Sophie«, redete ihr die Frauenstimme hinter der Kamera gut zu, »diese Dinge sind wichtig.«

Sophie Millstein nickte in die Kamera.

»Hansi sagte nicht viel. Nicht in jener Nacht. Nachdem Mama und Papa endlich schliefen, kroch ich zu ihm unter seinen Wintermantel, denn Decken hatten wir nicht. Ich fragte ihn: ›Hansi, was ist los? Um wen geht es?‹, und zuerst wollte er nichts sagen, doch ich knuffte ihn fest mit dem Ellbogen, und schließlich hielt er die Hand so hoch, dass sie in dem schummrigen Lichtstrahl, der durch das einzige kleine Fenster drang, einen Schatten auf die Wand warf, und da wusste ich Bescheid …«

»Was wussten Sie?«, hakte die junge Frauenstimme nach.

»Ich wusste, dass er irgendwo da draußen war. Und ich wusste, dass er uns bald an die Gestapo verschachern würde. Das wusste ich einfach. Ich muss wohl zusammengezuckt sein oder nach Luft geschnappt haben oder so, denn Hansi versicherte: ›Nein, keine Sorge. Ich habe ihn bezahlt, und

er wird uns in Ruhe lassen …‹ Aber das habe ich nicht geglaubt, und Hansi wohl genauso wenig.«
»Dieser Mann. Derjenige, dem er begegnet war …«
»Der uns verraten hat.«
»Ja. Woher kannte er …«
»Ich nehme an, vom Gymnasium. Kein Klassenkamerad von Hansi, sondern jemand, der vielleicht ein paar Jahre älter war als er. So musste es wohl gewesen sein, denn ganz gegen seine Gewohnheit fluchte mein Bruder, und ich weiß noch, wie er sagte, es wäre besser gewesen, er hätte niemals Schreiben und Lesen gelernt.«
Sophie Millstein schwieg einen Moment, dann fügte sie in hartem Ton hinzu: »Er wusste es. In jener Nacht im Dunkeln. Ich entsinne mich, wie einmal wieder in Tempelhof die Bomben herunterkamen. Wir hörten es zuerst aus einiger Entfernung, dann näher. Normalerweise machte mir das Angst, aber nicht in dieser Nacht. Ich weiß noch, wie ich in dieser Nacht gebetet habe, dass sie möglichst eins der britischen Kampfflugzeuge abschießen sollten, so dass es seine Ladung einfach fallen ließ und kurzen Prozess mit uns machte. Ich hatte nur noch den Wunsch, dass es endlich vorbei ist.«
Leise fuhr sie mit ihrer Erzählung fort: »Hansi wusste es, ich wusste es, und ich nehme an, auch Mama und Papa war klar, dass unser Tod praktisch besiegelt war. Wir waren in dem Moment so gut wie tot, als *er* Hansi wiedererkannte. In jenem Augenblick, da er meinem Bruder durch die Stadt gefolgt war, an jeder Haltestelle der Straßenbahn, mit jedem Schritt auf dem Bürgersteig – da waren wir schon tot. Jede Sekunde, die er uns ausgespäht, die er auf den richtigen Moment gewartet hatte – tot. Wir waren praktisch tot, als er meinen Bruder in einem dunklen Winkel einer Seitenstraße stellte und ihm wie eine Schlange ins Ohr zischte: ›Jud, ich kenne dich!‹ Als Hansi ihn um Nachsicht anflehte, waren wir schon tot. Als er Hansi zwang, ihn zu Frau Wattners Keller mitzunehmen und als er sein Bestechungsgeld forderte, waren wir längst tot. Wir waren schon tot, als Hansi ihm den Ring und das Geld überreichte, das wir noch hatten. Und als er ihm die große Lüge auftischte, uns zu verschonen. Nein, nein, wir waren alle schon tot, auch wenn er vorgab, unser Leben zu schonen.«
Sophie Millstein verstummte. Vor Zorn hatte sich ihr Gesicht gerötet,

und sie atmete schnell.
»Aber Sie haben überlebt, Sophie«, warf Esther leise ein.
Sophie Millstein kniff die Augen zusammen, und ihre Stimme klang heiser, als sie erwiderte: »Ich hätte überlebt? Glauben Sie, wer das durchgemacht hat, der überlebt? Ach, Sie haben keine Ahnung! Innerlich sind wir alle gestorben! Mag sein, dass der Körper es überstanden hat. Mag sein, dass wir noch atmen konnten. Mag sein, dass wir weiter jeden Morgen aufwachten und das Tageslicht sahen, aber innerlich waren wir tot! Tot!«
»Sophie, das ist nicht wahr«, wandte die junge Frau behutsam ein. »Sie haben überlebt. Andere haben überlebt. Das hatte einen Sinn. Es war wichtig, dass Sie leben.«
Sophie Millstein setzte zu einer Antwort an, überlegte es sich jedoch anders. Wieder standen ihr die Tränen in den Augen. »Es tut mir so leid, Hansi«, entschuldigte sie sich langsam. »Es tut mir so leid, Mama und Papa. Für alle, die gestorben sind, tut es mir so leid.«
Sie holte tief Luft und nickte.
»Esther, Sie haben recht, ich habe das Leben geliebt. Vielleicht ist es kein perfektes Leben gewesen, vielleicht hätte ich einiges, was ich getan habe, besser nicht getan oder auch einige Dinge besser nicht ausgesprochen, aber was geschehen ist, das kann ich nicht ungeschehen machen, nicht wahr?«
»Nein, das können Sie nicht.«
Sophie Millstein wollte etwas sagen, dachte jedoch plötzlich angestrengt nach, bevor sie schließlich flüsterte: »Und wenn man bedenkt … dass *er* einer von uns war.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich brauche eine Pause.«
»Sophie, das ist wichtig. Was ist mit dem Mann, der Sie verraten hat? Wir müssen mehr über ihn erfahren.«
»Ich weiß, tut mir leid. Vielleicht morgen. Oder nächste Woche. Aber ich muss erst einmal an angenehmere Dinge denken, Esther. Denn manchmal habe ich das Gefühl, dass mir bei diesen Erinnerungen das Herz stehen bleibt.«
Einen Moment lang herrschte Schweigen, dann erwiderte die Stimme der jungen Frau. »Selbstverständlich, Sophie. Es hat ja keine Eile. Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen.«
Dann, bevor der Bildschirm schwarz wurde, erschien erneut eine blaue

Tafel mit einem Datum und einer Dokumentennummer.
Esther Weiss schaltete den Fernseher aus und schüttelte den Kopf. »Ich habe mich geirrt«, gab sie zu. »Sie hatte keine Zeit. Verdammt.« Sie seufzte und blickte Simon Winter von der Seite an. »Das ist also alles, was wir haben. Ihr Bruder hat den Greifer bestochen – vielleicht ein früherer Schulkamerad, ein Lehrer, wer weiß? Es war nicht so, als ob die Mehrzahl der guten Deutschen Juden versteckt hat – gegen Geld. Aber es hat nicht funktioniert. Sie wurden trotzdem denunziert. Denunziert und in den Tod geschickt. Hilft Ihnen das?«
»Vielleicht.« Er dachte angestrengt nach und versuchte das, was er gehört hatte, einzuordnen. Er rief sich ins Gedächtnis zurück, was Sophie Millstein gesagt hatte, als sie am Tag ihres Todes in seine Wohnung geklopft hatte: *Ich habe ihn nur diesen einen Moment gesehen. Könnte ich mich vielleicht irren* … Kann man ein solches Gesicht je vergessen?, fragte er sich plötzlich. Würdest du dieses Gesicht wiedererkennen, egal, wie kurz du es an jenem Tag vor fünfzig Jahren gesehen hast, egal wie sehr es gealtert ist? Könntest du es jemals vergessen?
Die Antwort fiel nicht schwer: nein.
Dann drehte er die Gleichung in Gedanken um. Würde der Mann mit diesem Gesicht je vergessen, was er damals getan hat?
Nein.
Die junge Frau zögerte. Winter bemerkte ihren nachdenklichen Blick, als sie sagte: »Wissen Sie, was seltsam ist? Darüber wollte sie in der Nacht sprechen, in der sie ermordet wurde.«
»Was?«
»Sie hat auf dem Anrufbeantworter des Holocaust Center eine Nachricht hinterlassen. Nach Büroschluss, als niemand mehr hier war. Sie erklärte nur, sie würde vorbeikommen, um über ihre Verhaftung zu reden.«
»Was genau hat sie gesagt?«
»Nur das. Ganz kurz.«
»Haben Sie es weiter …«
»Ich habe die Polizei angerufen. Die schienen nicht sonderlich interessiert.«
Winter nickte. »Sie glauben, ein Drogensüchtiger oder so hätte sie getötet. Jemand, den sie mit einer Reihe anderer Einbrüche in der Umgebung von Sophies Wohnung in Verbindung bringen.«

»Das haben sie mir auch erzählt.«, bestätigte sie. »Aber Ihnen macht doch etwas zu schaffen, Mr.Winter – Sie glauben das nicht?«
Er schwieg. Er musste daran denken, wie Sophie Millstein plötzlich ein paar Brocken Deutsch herausgerutscht waren. Ich hatte keinen blassen Schimmer, dachte er. All die Jahre, in denen ich sie kommen und gehen sah, in denen ich ihr im Sunshine Arms direkt gegenüber wohnte, hatte ich keine Ahnung. Toller Ermittler, dachte er.
»Natürlich glaube ich ihnen«, meinte Winter gedehnt.
»Weshalb sind Sie dann hergekommen, Mr.Winter?«, wollte die junge Frau wissen.
Ihm ging es immer noch nicht aus dem Kopf, wie dumm er gewesen war. All die Jahre bei der Polizei. Tagein, tagaus jede Form von Mord und Totschlag. Und dann schleicht er sich sozusagen durch die Hintertür ins Sunshine Arms, nachdem er selbst zur Pistole gegriffen hatte, um seinem eigenen Leben ein Ende zu machen: Aus schierer Boshaftigkeit hatte der Tod sich den Falschen geholt. Nicht ihn, sondern seine Nachbarin.
»Ich bin hergekommen«, entgegnete er in schneidendem Ton, »weil jemand einen mir nahe stehenden Menschen ermordet hat.«
Er wandte den Blick hastig zum Fenster, als könnte der strahlende Sonnenschein, der durch die Scheiben drang, die Nebelschwaden in seinem Innern verdunsten. »In der Nacht, in der sie starb«, sagte er und wählte jedes Wort mit Bedacht, »als sie hier anrief … hat sie da den Begriff ›der Schattenmann‹ benutzt?«
Weiss schüttelte den Kopf. »Nein, nicht dass ich wüsste. Der Schattenmann? Nein, daran würde ich mich erinnern.«
Simon Winter biss die Zähne zusammen. »Sagt Ihnen das irgendetwas?«
»Auf Anhieb nicht. Aber …«
»… das könnte der Greifer gewesen sein.«
»Das wäre durchaus plausibel. Die hatten alle irgendwelche Pseudonyme und Decknamen. Und sie beschreibt, wie ihr Bruder die Hand hebt …«
»Hat irgendjemand von diesen Leuten den Krieg überlebt?«
»Vielleicht ein oder zwei. Eine Frau haben die Russen vor Gericht gestellt, sie kam für einige Zeit hinter Gitter, und seitdem lebt sie unbehelligt in Deutschland.«
»Und die anderen?«
»Die verschwanden in den KZs. Oder in den Trümmern. Wer weiß.«

Richtig, dachte Simon Winter. Das ist die Frage.

9

Die hilfreiche Hand

Walter Robinson gab Gas und folgte dem G-75 über den Julia Tuttle Causeway, der von Miami Beach zum Zentrum von Miami fuhr. Es war Mittag. Er beobachtete, wie der Bus die dreispurige Autobahn hinauf ächzte, während die sengende Hitze gleich einem Schwamm eine Wolke Auspuffgase aufsaugte.

Miami ist eine langgestreckte Stadt. Endlos dehnt sie sich von Süden nach Norden die Küste entlang und schmiegt sich in ihrem ungebremsten Ausdehnungsdrang an die Umrisse der Biscayne Bay. Nicht nur das Bild, das die Metropole der Welt bietet, scheint vom glitzernden azurblauen Wasser inspiriert; vielmehr hat es den Anschein, als hinge ihr inneres Gleichgewicht vom Rhythmus des Ozeans ab. Seit einigen Jahren dringt die Stadt zudem Richtung Westen in die endlosen Sumpfgebiete der Everglades vor: Bauprojekte und Einkaufszentren wachsen wie ein Geschwür nach dem anderen aus der Ebene. Doch diese Entwicklung gehört zu den oft turbulenten Verwerfungen im Leben einer Metropole. Bei alledem bleibt Miami in seinem Wesenskern eine Küstenstadt, deren Herz im Takt der Wogen schlägt.

Walter Robinson allerdings hasste das Wasser.

Zwar genoss er das Panorama und kam – besonders wenn er über einem Fall brütete – immer wieder her. Er hatte schon lange herausgefunden, dass der Rhythmus der See, das monotone Geräusch der Wellen am Strand, auf subtile Weise dabei half, das Wesentliche vom Beiwerk zu scheiden und seine Überlegungen zu ordnen. So hatte er die Weite des Ozeans und der Küste als Katalysator zu schätzen gelernt. Sein Hass hingegen war eher politischer Natur.

In seinen Augen hatte das Wasser immer den Reichen gehört. Miami kann sich Dutzender Docks, Yachthäfen und Slip-Anlagen rühmen, während man in Strandnähe vergeblich Viertel sucht, in denen eine nennenswerte Anzahl Schwarzer lebt. Dies war ihm bereits in jungen Jahren bewusst geworden, wann immer er von der Armut des sogenannten Black Grove durch Viertel mit zunehmendem Wohlstand

bis ans Wasser lief, wo er von ferne zusah, wie betuchte, einflussreiche Weiße mit ihren Segelyachten, Motorbooten oder großen Kabinenkreuzern ablegten, um auf dem Weg aufs offene Meer den Küstenstreifen entlangzugleiten. Als einsamer Beobachter war er sich schon immer bewusst gewesen, dass er sich durch seine Hautfarbe von praktisch allen unterschied, die dem Wasser zustrebten. Einmal hatte er sich bei seiner Mutter, die als Grundschullehrerin arbeitete, darüber beschwert und zur Antwort bekommen, wenn es ihn weiter regelmäßig nach Dade County zöge, müsse er schwimmen lernen. Erst als Erwachsener war ihm klargeworden, dass viele seiner Schulkameraden die Mühe nicht für wert befunden hatten, so eingefleischt war das Vorurteil, das Wasser gehöre anderen und nicht ihnen.

Folglich hatte sich Walter Robinson gezwungen, ein ausgezeichneter Schwimmer zu werden – schnell, kräftig und außerdem unerschrocken, wenn die Meeresströmungen gefährlich wurden und bedenklich an ihm zerrten.

Während er mit hohem Tempo die Dammstraße entlangfuhr, um den Bus nicht aus den Augen zu verlieren, spähte er immer wieder über die Bucht, die zu beiden Seiten der Straße schimmerte. Die Fahrt zwischen Miami Beach und Liberty City hatte stets etwas Irritierendes für ihn. Die Bucht schien der Verwahrlosung, die nur eine halbe Meile landeinwärts wartete, zu spotten. Nur sechs, vielleicht auch neun Häuserblocks weiter, und die Erinnerung an das kühle, blaue Wasser verdunstete in der erbarmungslosen, staubigen Hitze. Als der G-75-Bus in einer weiteren schmutzig grauen Auspuffwolke das Tempo drosselte, bevor er in eine Ausfahrt abbog und ins Zentrum der City eintauchte, folgte er ihm dichtauf.

Auch wenn es niemand laut aussprach, diente der G-75 nur einem einzigen Zweck: Er drehte seine Runde zwischen einem halben Dutzend Haltestellen in Liberty City und ähnlich vielen Stationen in Miami Beach, um die Putzfrauen und Tellerwäscher, die Gartengehilfen sowie die eine oder andere private Krankenpflegerin in aller Herrgottsfrühe aus der City durch Hitze und Staub zu ihren anspruchsvollen, schlecht bezahlten Jobs zu fahren und sie am Abend schwankend und geräuschvoll über den Damm wieder nach Hause zu karren.

Auf dem Beifahrersitz hatte er eine Straßenkarte ausgebreitet, und

während der Bus sich die Twenty-second Avenue entlangwand, markierte er die Position jedes Pfandleihers und jedes Ladens, der Schecks einlöste. Beide Branchen waren in dieser Gegend deprimierend zahlreich vertreten – mindestens mit einem Geschäft pro Häuserblock. Besonders interessierte er sich für die Pfandleiher.
Wenn er nur wüsste, welcher … Wer von ihnen hatte mitten in der Nacht geöffnet? Zu wem schlich man sich unauffällig und schüttelte die letzten Anzeichen der Panik ab? Mit wem wurde man sich schnell handelseinig und blieb von lästigen Fragen verschont?
Er konnte nur aufgrund seiner polizeilichen Erfahrung spekulieren. Ein gewiefter Einbrecher, so viel wusste er, griff regelmäßig auf einen erprobten Hehler zurück. Irgendeine zwielichtige Geschäftsperson, der er vertraute. Ein Hehler wäre außerdem in der Lage, auch teurere Schmuckstücke an den Mann zu bringen und einen höheren Preis dafür zu bezahlen.
Andererseits wäre ein professioneller Hehler nicht so dumm, sich mit einem überdrehten, labilen Crack-Süchtigen einzulassen. Folglich, nahm er an, verfügte seine Zielperson über keine feste Anlaufstelle, zu der er sein Diebesgut bringen konnte, um einigermaßen regelmäßige Einkünfte zu erzielen. Robinson fuhr weiter und führte Selbstgespräche:
»Nein, mein Freund. Deine Nerven haben geflattert, nicht wahr? Und du hattest nichts Eiligeres im Sinn, als so viel wie möglich von deiner Beute so schnell wie möglich loszuwerden, also war ein Pfandleihhaus genau das Richtige. Eins, von dem du wusstest, dass es zwei Sorten von Büchern führte. Eines, das dir ohne irgendwelche Fragen ein paar Zehner und Zwanziger auszahlte. Nicht genug, um dich reich zu machen, aber genug, um dich high zu machen. Hab ich recht, mein Freund?
An der Route G-75 lagen sieben solcher Geschäfte.
Mit einem Grinsen auf den Lippen parkte Walter Robinson den Wagen.
»Du hattest auch bestimmt keine Lust, allzu weit zu laufen, oder? Du wolltest das Zeug nur möglichst schnell über die Ladentheke schieben, Bares kassieren und möglichst schnell vergessen, welche Grenze du überschritten hattest. Du weißt schon, welche Grenze ich meine. Die zwischen einem einfachen Gauner, einem Dieb und einem Schwerverbrecher. Und damit die Schwelle zum Todestrakt im Raiford Prison, wo du dich dann an den Kopf fasst und fragst, was am Leben

eigentlich so toll ist, weil du es bald verlieren wirst.«
Robinson stieg aus und war im selben Augenblick von einer Hitzewolke eingehüllt, die aus dem Asphalt dampfte. Er schloss sein Fahrzeug ab und summte die Melodie eines Songs.
Er holte tief Luft und dachte: Nein, mein Freund, du hast keine Ahnung, wie dicht ich dir auf den Fersen bin, aber das bin ich. Ganz dicht an dir dran. Und ich komme dir immer näher, und bald habe ich dich an den Eiern, ohne dass du es vorher merkst. Er blieb einen Moment stehen und musterte ein niedriges Wohngebäude direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite. Auf einem dreckigen braunen Stück Erde zwischen den asphaltierten Bürgersteigen spielten drei kleine Kinder mit einem grellrosafarbenen Plastikdreirad. Dahinter schlossen sich zweistöckige, rechteckige Wohnblocks an. Der verblassende weiße Anstrich an den Wänden war von Graffiti übersät. Die meisten Türen und Fenster standen offen, so dass die drückende Schwüle ungehindert eindringen konnte; falls es Klimaanlagen gab, waren sie entweder defekt oder schluckten zu teuren Strom. Gelegentlich erhob sich eine laute wütende Stimme und schickte ein paar Kraftausdrücke in die heiße Luft über den Kindern, die unbeeindruckt weiterspielten. Robinson wusste, dass sich im Laufe des Abends in die lauten Stimmen das unvermeidliche Klirren von Schnapsflaschen und gelegentlich auch Schüsse mischen würden. Während er unschlüssig dastand, hielten zwei der Kinder beim Spielen inne und sahen zu ihm hinüber. Sie zeigten mit dem Finger auf ihn, und erst jetzt wurde ihm bewusst, wie er in seinem beigefarbenen Anzug, mit Hemd und Krawatte sowie glänzend geputzten Schuhen aus dem Rahmen fiel. Für eine Weile starrten die Kinder ihn an, dann steckten sie kurz die Köpfe zusammen und spielten schließlich weiter.
Er schüttelte den Kopf und dachte: Ganze sieben Jahre alt und schon wittern sie den Cop. Wird in zehn Jahren ein Polizist herkommen und mit gezogener Pistole nach ihnen suchen? Er ersparte sich die Antwort. Er sah sich nach jemandem um, der die Kinder beaufsichtigte, konnte aber niemanden entdecken. Als ich in dem Alter war, hat wenigstens meine Mutter auf mich aufgepasst, dachte er. Bei der Erinnerung fühlte er sich einsam und deprimiert, und so besann er sich schnell auf den Zweck seines Ausflugs.
Ein kurzer Windstoß wirbelte nur den Staub zu seinen Füßen auf. Er

setzte sich in Bewegung und steuerte den ersten Pfandleiher im Block an. Vor der Tür blieb er einen Moment stehen. Als er gerade nach der Klinke griff, hörte er, wie hinter ihm ein Wagen am Rinnstein hielt, und er drehte sich blitzschnell um.
Es war ein weißer Streifenwagen der städtischen Polizei von Miami. Die Kühlerhaube reflektierte das Sonnenlicht und blendete ihn. Eine Scheibe wurde heruntergekurbelt, und er hörte eine vertraute Stimme:
»Sollte uns tatsächlich der berühmte Detective von Miami Beach die Ehre geben und in unserem Revier herumschnüffeln?«
Walter Robinson legte schützend die Hand über die Augen und konterte prompt: »Das kommt davon, wenn ihr Schlafmützen und Nichtsnutze eure schlimmen Finger zu uns entwischen lasst, so dass sie in meiner Stadt Ärger machen.«
Vom Beifahrersitz ertönte Gelächter, und als er an den Streifenwagen herantrat, frotzelte eine andere Stimme:
»Na ja, besser bei euch als bei uns, so viel ist sicher.«
Die Tür ging auf, und ein Hüne von einem schwarzen Mann in der marineblauen Uniform der Stadtpolizei mit den Streifen eines Sergeant auf der Schulter wand sich heraus.
»Hey, Walter, Mann, was geht ab?«
»Kann nicht klagen, Lionel, kann nicht klagen.«
Zu dem Sergeant gesellte sich ein deutlich kleinerer, dünnerer Latino, der ihm ebenfalls die Hand schüttelte. »Hey, Walt, Amigo, *como está?*«
»Was redest du für ein Kauderwelsch, John?«, fragte Robinson grinsend und betonte den Vornamen des Mannes.
»Juan, wenn’s recht ist, und nicht John. Ich hoffe, das geht endlich mal in deinen Schädel, du großer alter schwarzer Gringo. Du bist kein bisschen besser als mein Partner hier. Eines Tages, du wirst schon sehen, ist es die Nationalsprache, Mann, und wir werden euch zwingen, sie zu sprechen.«
Die drei Männer lachten miteinander.
»Und, Mann, arbeitest du an einem Fall?«, fragte ihn der Sergeant. Er hieß Lionel Anderson, und Walter Robinson wusste, dass er sich auf der Straße den Titel Lion-Man erworben hatte, was er neben seiner imposanten Statur seiner kompromisslosen Haltung zu verdanken hatte. Er hatte gemeinsam mit Robinson die Akademie besucht, und dasselbe

galt für Juan Rodriguez, seinen Partner.
»Kannst *du* mir irgendeinen vernünftigen Grund nennen, sich die Gegend hier anzutun?«, entgegnete Robinson.
»Vielleicht vermisst du ja das Flair, den Gemeinschaftsgeist und die Gesinnung?«
»Ich denk, es ist die Küche, Partner. Der Detective bekommt da draußen in Miami Beach kein anständiges Soul Food. Er kann die Hühnersuppe und die Matzenknödel nicht mehr riechen. Er braucht ’ne ordentliche Schweinshaxe mit Kohl.«
»Mag ja sein«, antwortete Lionel Anderson. »Schmeckt jedenfalls zehnmal besser als diese gebratenen Bananen-Dinger, die du ständig runterschlingst und mir auch noch aufs Auge drücken willst. Widerliches Zeug.«
»Kochbananen sind gut für dich. Helfen dir, ’ne Fremdsprache zu lernen und ’ne ganze Kultur zu verstehen.«
Robinson schüttelte den Kopf und wandte ein: »Was redest du da, Juan. Der Lion-Man versteht doch nicht mal seine eigene, und du verlangst von ihm, dass er noch eine lernt? Eine neue?«
»Na ja, Walt, Amigo. Das ist ein Argument …«
Die drei Männer mussten wieder lachen.
»Also«, meinte Anderson einen zweiten Anlauf. »Was treibt dich hier ins idyllische Liberty City?«
»Habt ihr was von diesem Mord mitbekommen, den wir vorgestern Nacht hatten?«
»Die kleine alte Frau?«
»Genau.«
»Haben einen Handzettel bekommen. Gestohlener Schmuck. Kam aus deinem Büro.«
»Das ist der Fall. Ich vermute, dass der Täter mit dem G-75 hin- und wieder zurückgefahren ist.«
»Du meinst, er hat den Bus genommen, um jemanden umzubringen?«
»Bin nicht sicher, ob er mit der Absicht kam, jemanden umzubringen. In den letzten Wochen ist er mit einfachen Brüchen davongekommen.«
»Das vorgestern Nacht war ein bisschen mehr als ein gewöhnlicher Einbruch, was?«
»Kannst du laut sagen. Aber ich nehme mal an, er musste hinterher

trotzdem zurück, nur dass die heiße Ware, die er normalerweise mit sich rumträgt, diesmal um einiges heißer ist. Könnte ihm fast ein Loch in die Hosentasche gebrannt haben …«
»… und deshalb«, führte Rodriguez den Gedanken zu Ende, »meinst du, ist er aus dem Bus gesprungen, um das Zeug so schnell wie möglich loszuwerden, egal, wie viel er dafür kriegt?«
»Du hast es erfasst, Juan.«
»Klingt logisch. Ich meine, nicht für jemanden, der bei klarem Verstand ist. Aber in dieser Welt, sicher, warum nicht.«
»Deswegen«, fuhr Robinson fort, »suche ich nach einem Laden, der es mit den Öffnungszeiten großzügig hält, versteht ihr? Der vielleicht noch mitten in der Nacht aufhat …«
Lionel Anderson and Juan Rodriguez tauschten einen kurzen Blick, dann sagten sie fast wie aus einem Munde: »*The Helping Hand.*«
»Wie?«
»Das Pfandleihhaus *The Helping Hand.* Drei Häuserblocks von hier …«
»Toller Name, was?«, bemerkte Rodriguez.
Anderson schüttelte den Kopf. »Kollegen in meiner Schicht haben sich vielleicht drei-, viermal über diesen Typen beschwert, der den Laden führt. Sie sagen, er hat zu den seltsamsten Zeiten geöffnet, praktisch rund um die Uhr, und die sind ja nicht blöd, die wissen, was Sache ist. Na, jedenfalls heißt der Eigentümer Reginald Johnson. Hat ein Mädel, das für ihn arbeitet, Yolanda, behauptet, sie sei seine Nichte aus Georgia, aber das kauf ich ihm nicht ab, und auch sonst keiner hier in der Gegend. Kein Mensch hat eine Nichte, die wie Yolanda aussieht. Sie ist dieser Typ Kindfrau, lässt keine Wünsche offen. Titten, die nach Norden zeigen, Hintern nach Süden. Lange Beine und zwischen denen was ganz Besonderes, möchte ich wetten. Na, jedenfalls wird gemunkelt, er versucht, sein Warenangebot ein bisschen auszuweiten. Ist ein paarmal wegen Hehlerei aufgeflogen, man hat ihn aber nie festnageln können, verstehst du? Marschiert rein, zahlt irgendeinem Anwalt eine gewisse Summe und schafft es jedes Mal, das Verfahren bis ins nächste Jahrhundert zu verschleppen. Verlegt sie von einem Gericht zum anderen und redet sich am Ende jedes Mal auf Verwahrung von Diebesgut raus. Dann zahlt er sein Bußgeld, ist wieder im Geschäft und hält sich für bedeutend schlauer als die Cops, den Staatsanwalt und den Rest der

Welt. Hab mir sagen lassen, er ist in ein neues Haus mit ’ner Menge Möbel gezogen, weil Yolanda sich ein richtiges Zuhause wünscht. Außerdem soll er für die Kleine ein Auge auf einen neuen Buick geworfen haben. So’n roten Schlitten, echter Knaller. Also, Walter, ich wünschte, *ich* hätte eine Nichte, die dasselbe tut, wie die Kleine …«
Der Polizist lachte, und sein Partner fiel grinsend ein, während er nickte und sich auf die Schenkel klopfte.
»Also, sonnenklar, dass er versuchen wird, sie bei Laune zu halten, und genauso klar, dass die kleine Yolanda, na ja, sie mag keine große Leuchte sein, aber sicher kann sie zwei und zwei zusammenzählen, und sie ist nicht blind. Bestimmt bekommt sie ziemlich schnell Geschmack an den schöneren Dingen.«
»Ach, kann das Leben angenehm sein«, fügte Juan Rodriguez hinzu.
»Und natürlich kosten diese Dinge Geld …« Lionel Anderson verdrehte die Augen zum Himmel und reckte die Hände in die Höhe, als betete er um einen warmen Regen.
»Ich denke, ich bin im Bilde.«
Rodriguez grinste.
»Würde mich freuen, wenn du ihm diesen netten kleinen Nebenverdienst vermasseln könntest. Und falls dein Täter hierhergekommen ist, dann hat ihn mit Sicherheit sein Weg als Erstes zur *Helping Hand* geführt. Da wär allerdings *ein* Problem …«
»Nämlich?«
»Ich glaube, der alte Reginald hat kapiert, dass er diesen gestohlenen Scheiß nicht allzu lange in seinem Laden rumliegen lassen darf, weil selbst wir Vollidioten von der Polizei bei ihm danach herumschnüffeln werden. Ich habe keinen Schimmer, was für Kontakte er hat, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass er den Kram schnellstens wieder loswerden will.«
Lionel Anderson nickte. »Kann sein, dass du zu spät kommst, um das Zeug im Laden zu finden. Und für ein Bauchgefühl gibt’s keinen Durchsuchungsbefehl.«
Der große Mann lächelte seinem Partner zu.
»Kann trotzdem nicht schaden, diesem Bruder hier ein bisschen unter die Arme zu greifen und dem alten Reginald Dampf unterm Hintern zu machen. Vielleicht versteht der sogar den Unterschied zwischen

Verwahrung von Diebesgut und Beihilfe zum Mord. Vielleicht können wir bei ihm ein bisschen Aufklärungsarbeit leisten.«
Walter Robinson ließ sich von den amüsanten Spielchen seiner beiden Kollegen in Uniform zu einem Lächeln hinreißen, auch wenn er sich innerlich plötzlich hart und unerbittlich fühlte und hoffte, auf der richtigen Spur zu sein.
»Geht vor«, sagte er ruhig.

The Helping Hand besaß nur eine schmale Ladenfront, deren Fenster sich hinter dicken, schwarzen Gitterstäben versteckten. Die Eingangstür war stahlverstärkt und mit mehreren Riegelschlössern gesichert, so dass der Zugang zu dem Pfandleihhaus die einladende Atmosphäre einer besonders düsteren mittelalterlichen Festung verströmte. Walter Robinson registrierte eine Reihe Spiegel, die verhinderten, dass ein Neuankömmling sich in irgendeinem dunklen Winkel des Ladens verstecken konnte. Kaum ging die Tür auf, schaltete sich eine Videokamera ein, die neben dem Eingang plaziert war, worauf Juan Rodriguez augenblicklich hinwies.
»Hey, Reginald, mein Freund«, rief der drahtige Polizist in übertrieben freundlichem Ton. »Echt raffiniertes Teil da oben. Hightech vom Feinsten. Gefällt mir, echt. *Muy bueno.*«
»Ich muss mein Zeug beschützen«, bemerkte eine mürrische Stimme hinter der Theke.
Reginald Johnson war ein kleiner, untersetzter Mann, der ihnen aus seinen engstehenden Augen finster entgegenblickte und dessen Bodybuilderarme fast den Stoff seines Sporthemds sprengten. An der rechten Hüfte trug er eine Neun-Millimeter-Pistole in einem Holster, um potenziellen Kunden sofort jedwede Flausen auszutreiben, und Robinson vermutete, dass außerdem in seiner Reichweite in einem Fach unter der Theke noch eine Schrotflinte bereit lag.
»Was wollt ihr hier?«, fragte Johnson. »Wenn ihr den Laden durchsuchen wollt, braucht ihr einen Wisch vom Richter.«
»Aber nicht doch, Reggie. Wir gucken uns nur deine Ware an. Wir sehen einfach gerne, was man in der Gegend so kaufen kann. Unsere Art, für eine gute Beziehung zwischen Polizei und Bevölkerung zu sorgen«, erklärte Juan Rodriguez mit beißendem Spott. »Zum Beispiel diese

Vitrine da mit all den Knarren, Reggie. Du kannst zweifellos zu jeder davon die entsprechenden Papiere vorzeigen, nicht wahr, alter Junge?« Rodriguez trommelte mit den Fingern auf einer Glasfläche der Theke.
»Scheeeeeiiiiße«, brummte der Ladenbesitzer.
»Reggie, soll ich für dich die Unterlagen aus dem Safe holen?« Die Frage wurde aus dem abgedunkelten Hinterzimmer des Pfandleihhauses geflötet.
»Diese liebliche Stimme kann nur Yolanda gehören«, flüsterte Lionel Anderson Robinson zu. »Hey, Süße. Komm doch mal raus und sag meinem Partner und mir guten Tag!«
»Yolanda!«, warnte Reginald Johnson hastig, aber nicht schnell genug.
»Ist das Sergeant Lion-Man?«, wollte sie wissen und trat im selben Moment ins Neonlicht des Ladens. Walter Robinson sah auf den ersten Blick, dass sein alter Freund bei Yolandas offensichtlichen Vorzügen nicht übertrieben hatte. Ihre nachtschwarze Mähne fiel ihr in Kaskaden über die kakaofarbenen Schultern. Sie trug ein enges, weißes T-Shirt mit V-Ausschnitt, das den Blick magisch auf ihr Dekolleté lenkte, und sie lächelte Lionel Anderson entgegen, der wie gebannt auf ihre üppigen Rundungen starrte. »Sergeant, wie kommt es, dass wir Sie kaum noch mal zu sehen bekommen?«, fragte sie. »Ich habe Sie vermisst.«
Anderson blickte zur Decke, als erhoffte er sich von dort die Antwort.
»Na ja, Herzblatt, wenn ich wüsste, dass du dich nach der Gesellschaft dieses alten Polizisten sehnst, dann bekämst du den besten Polizeischutz, den diese Stadt zu bieten hat, ist dir das klar? Ich meine, rund um die Uhr. Vierundzwanzig Stunden Polizeischutz …«
Yolanda lachte und schüttelte den Kopf. Walter Robinson fragte sich, ob sie vierzehn oder vierundzwanzig war. Beides lag im Bereich des Möglichen.
»Yolanda! Geh und hol diese Papiere aus dem Safe!«, herrschte Reginald Johnson sie beinahe an.
Die junge Frau drehte sich missmutig zu ihm um. »Ich hab dich doch schon gefragt, ob ich sie holen soll«, konterte sie.
»Bring sie her, damit die Cops verschwinden.«
»Geh ja schon.«
»Los, beweg deinen Arsch, Mädchen.«
»Ich sag doch, bin schon unterwegs.« Yolanda wandte sich an Lionel

Anderson. »Sekündchen, Sergeant Lion-Man.« Dann warf sie einen Blick auf Walter Robinson. »Wusste gar nicht, dass Sie und Ihr kleiner Partner einen gutaussehenden Freund zu Besuch mitbringen würden«, fügte sie hinzu.
»Ich bin Walter Robinson. Kripo Miami Beach.«
»Miami Beach«, wiederholte Yolanda nachdenklich, als ging es um einen exotischen Ort in weiter Ferne. »Reggie ist noch nie mit mir dahin gefahren, um die Wellen zu sehen. Ist bestimmt wunderschön, oder, Mr.Detective?«
»Es hat seine Reize«, erwiderte Robinson.
»Siehste, Reggie, sag ich«, meinte Yolanda und warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Ladenbesitzer.
»Yolanda!«, schnauzte Johnson, doch wiederum vergeblich.
»Kleiner Partner! Kleiner Partner! Yolanda, du brichst mir das Herz!«, unterbrach sie Rodriguez grinsend. »Auch wenn ich vielleicht kein solches Muskelpaket wie der da bin, weißt du einfach nicht, was du an mir hättest. Schon mal was von Latin-Lovers gehört? Das sind die besten. *Muy perfecto!*«
»Das ist mir neu.« Die junge Frau lächelte Rodriguez an. »Und ich möchte wetten, du würdest es mir gern beweisen.«
Rodriguez schlug sich ergriffen mit beiden Händen ans Herz, und Yolanda lachte.
»Yolanda, geh und hol diese Papiere!«, zischte Reginald Johnson durch die Zähne.
Er stapfte quer durch den Laden, packte sie am Arm und drehte sie in Richtung eines Hinterzimmers, das mit Maschendraht und einem dreifachen Schloss gesichert war.
»Ich habe nichts Unrechtes getan«, beharrte der Pfandleiher stur. »Und hören Sie auf, Yolanda anzumachen.«
»Ihre Nichte«, rief ihm Anderson ins Gedächtnis.
Johnson sah ihn wieder finster an.
Walter Robinson fing an, langsam den kleinen Laden abzuschreiten und sich die Waren in den Vitrinen anzusehen – eine schwindelerregende Ansammlung von Waffen, Kameras, Tischgrills, Kassettenrekordern, Besteck, einem Waffeleisen, mehreren Gitarren und Saxophonen sowie gelegentlichen Töpfen und Pfannen. Das Beiwerk des Lebens, dachte der

Detective. Als er eine Vitrine mit Schmuck entdeckte, ging er schnell hinüber und machte sich daran, jeden Ohrring, jede Halskette und jedes Armband zu überprüfen. Er zog den Handzettel heraus, den er vorbereitet hatte, und glich die Beschreibung der aus Sophie Millsteins Wohnung gestohlenen Gegenstände mit dem Inhalt der Vitrine ab.
Reginald Johnson gesellte sich zu Robinson, lehnte sich über die Theke und sagte leise, doch in stahlhartem Ton: »Ich hab auch zu all diesem Scheiß hier Unterlagen, Detective. Sie werden das, wonach Sie suchen, hier nicht finden.«
»Ach, tatsächlich?«, erwiderte Robinson ebenso leise und kalt.
»Tatsächlich.«
»Wie man hört, haben Sie seltsame Öffnungszeiten.«
»In dieser Gegend hier haben die Leute manchmal nur nachts die Möglichkeit zu einer Transaktion. Ich hab eine Menge Konkurrenz, falls Sie es noch nicht bemerkt haben sollten. Versuche nur, kundenfreundlich zu sein, Detective.«
»Bestimmt. Und wie freundlich waren Sie Dienstagnacht?«
»Was ist mit Dienstagnacht?«
»Hatten Sie da noch geöffnet?«
»Kann schon sein. Wahrscheinlich.«
»Ist irgendjemand noch spät reingekommen, so um Mitternacht?«
»Weiß nicht, ob ich mich an irgendjemanden erinnern kann.«
»Strengen Sie sich an.«
»Tu ich schon, aber ich kann mich einfach an niemanden erinnern.«
»Lügen Sie mich an?«
Johnsons Gesicht verdüsterte sich. »Sind Sie allmählich fertig damit, mich zu schikanieren, oder muss ich meinen Anwalt rufen?«
Die beiden Männer starrten sich weiter an, bis Walter Robinson sagte: »Fünfzehn Jahre bis lebenslänglich, Reggie. Für den Anfang.«
»Was faseln Sie da von fünfzehn Jahren?«
»Ich rede von Beihilfe zum Mord, Reggie. Vielleicht denken Sie ein bisschen nach, bevor Sie sich an letzten Dienstag erinnern und wer vielleicht noch spätnachts in Ihrem Laden war.«
»Versuchen Sie nicht, mir Angst einzujagen. Hab nicht die geringste Ahnung von einem Mord. Vielleicht ruf ich jetzt doch meinen Anwalt an. Vielleicht überlegt der sich, ob er Sie wegen Belästigung anzeigt.«

Reginald Johnson schien unbändig stolz auf das Wort Belästigung zu sein. Walter Robinson zuliebe wiederholte er es noch zwei, drei Mal. Der Detective warf einen letzten Blick in die Auslagen und wünschte sich, er hätte Fotos von den entwendeten Gegenständen statt einfacher Beschreibungen. In seinen Augen sah alles mehr oder weniger gleich aus, und ihm wurde bewusst, dass dies wohl daran lag, dass er Junggeselle war und im Unterschied zu Frauen keinen Blick für solch schöne Dinge hatte. Er setzte alles daran, sich die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.
»Ich denke, Sie sollten lieber mit einem Durchsuchungsbefehl wiederkommen, falls Sie sich noch weiter hier umsehen wollen«, erklärte Johnson dreist.
In dem Moment erschien aus dem Hinterzimmer Yolanda, die per Knopfdruck den verschlossenen Gitterrost öffnete und einen Stoß Papiere vor sich hertrug.
»Ich hab den ganzen Kram zu den Waffen, den Sie sehen wollten.«
Sie zeigte den Stapel Reginald Johnson. Die beiden Sergeants in Uniform kamen zu ihm herüber.
Yolanda breitete die Papiere auf der Theke aus. »Hier haben wir alles«, meinte sie. »Sind keine illegalen Waffen da drin, Sergeant.«
In ihrem Ton schienen sich Freude und Enttäuschung die Waage zu halten.
»Zum Beispiel diese große alte Achtunddreißiger da drüben«, sagte sie und lehnte sich über die Platte. »Hier haben wir den Waffenschein und die Registrierung.« Doch keiner der Polizisten wandte sich der Waffe zu, auf die sich Yolandas Bemerkung bezog. Stattdessen waren aller Augen mit einer ausgiebigen Inspektion ihrer Brüste beschäftigt, die sich über die Vitrine wölbten.
»Das glaube ich Ihnen aufs Wort, Schätzchen«, erwiderte Lionel Anderson ruhig und voller Bewunderung.
»Yolanda!«, schnauzte Johnson sie wütend an.
Die junge Frau richtete sich auf und straffte kokett die Schultern. Sie schenkte zuerst dem Sergeant, dann Walter Robinson ein Lächeln. Robinson hatte sich jedoch bereits vom offenherzigen Ausschnitt der jungen Frau abgewandt; sein Blick konzentrierte sich stattdessen auf die hellbraune Haut ihres Halses. Die einsträngige Goldkette, die sie trug,

funkelte im Neonlicht des Ladens.
Robinson wandte sich an Reginald Johnson. Er beugte sich vor, kniff die Augen zusammen, und legte die ganze, kaum beherrschbare Wut, die in ihm aufstieg, in seine Stimme, so dass jedes einzelne Wort bedrohlich klang.
»Ihre Nichte hat wirklich einen hübschen Namen«, stellte er fest.
Johnson antwortete nicht.
Yolanda schien über den Ton des Detective erschrocken und sah sich ängstlich um.
»Nun ja, danke«, sagte sie verunsichert.
»Einen sehr hübschen Namen«, wiederholte Robinson.
Es wurde still im Raum. Lionel Anderson und Juan Rodriguez stellten sich links und rechts neben ihn, und Robinson hörte, wie beide Männer die Lederlaschen über ihren Dienstwaffen im Holster lösten. Im selben Moment schoss Robinson mit seinem Oberkörper über die Theke, packte Johnson an den Armen und zog sie so abrupt nach vorn, dass der stämmige Ladenbesitzer das Gleichgewicht verlor. Es gab ein dumpfes Geräusch, als er mit der Brust auf die Platte schlug.
»Hey!«, schrie er fassungslos.
Robinson packte Johnson mit einer Hand am Hals und drückte dem Mann den Kopf herunter, während er ihm den Arm verdrehte. Er merkte, dass Rodriguez die freie Hand packte und auf der Theke festhielt.
»Ich will meinen Anwalt!«, rief der Mann. »Was machen Sie da! Ich habe nichts getan! Lassen Sie mich los!«
»Nein, Sie haben nichts getan«, flüsterte Walter Robinson.
Er keuchte und hielt Johnson das Gesicht ganz nah ans Ohr.
»Yolanda ist so ein hübscher Name«, fuhr er leise, doch unerbittlich fort. »Dann erklär mir doch bitte mal, du Wichser, du verkommenes Subjekt, wieso sie eine Goldkette mit dem Namen *Sophie* trägt?«
Robinson hob den Kopf und durchbohrte mit seinen Blicken die junge Frau, der offenbar dämmerte, was los war, so dass sie nach Luft schnappte und sich mit der Hand an die Kehle fuhr. Sie warf Lionel Anderson einen hilfesuchenden Blick zu und protestierte: »Aber es war wirklich hübsch …«
Reginald Johnson stöhnte, während Robinson hörte, wie Juan Rodriguez nach seinen Handschellen griff. Mit Freude lauschte Robinson ihrem

wohlklingenden Rasseln.

10

So funkioniert das

Espy Martinez hielt dem Sergeant am Wachtisch kurz ihren Dienstausweis entgegen, dann folgte sie seiner stummen Geste zu den Fahrstühlen, während der Polizist kurz angebunden brummte: »Zweiter Stock. Die erwarten Sie schon …«, und sich wieder dem Taschenbuch zuwandte, das er auf einem Stapel Akten abgelegt hatte. Auf dem Cover prangte eine üppige, spärlich bekleidete Frau, die eine museumswürdige Pistole hielt und die Aufmerksamkeit des Sergeants sofort wieder gänzlich in Beschlag nahm. Espy Martinez lief mit zügigen Schritten in die gewiesene Richtung, so dass ihre Absätze im Stakkato auf dem blankpolierten Linoleumboden klackten.
Der Fahrstuhl schwebte geräuschlos in der Mitte des Gebäudes nach oben. Als sich die Türen rasselnd öffneten, trat sie hinaus und hielt nach Walter Robinson Ausschau, begegnete jedoch nur einem Detective aus dem Dezernat für Eigentumsdelikte, der vor Monaten bei einem Fall ihr Hauptzeuge gewesen war. Er sah von seinem Notizblock auf und lächelte. »Hey, Espy! Zu den Kapitalverbrechen aufgestiegen, was?« Zur Antwort zuckte sie nur mit den Achseln, und er fügte hinzu: »Die Show findet da drüben statt. Sie nehmen gerade die Kleine in die Mangel.«
Sie brauchte nicht lange, um zu begreifen, was er meinte, und bei der Aussicht musste sie grinsen. Sie folgte dem Finger des Detective und betrat einen schmalen, neonbeleuchteten Flur, der sie zu dem von der gnadenlosen Sommerhitze abgeschirmten Kern des Präsidiums brachte. Die Klimaanlage blies eisige Luft in den engen Gang, so dass sie unwillkürlich zitterte. Sie registrierte, dass in diesem Bereich ein grauer Teppichboden das Geräusch ihrer Schritte schluckte, so dass sie nur noch ihren Atem hörte. Für einen Augenblick fühlte sie sich vollkommen allein, und sie begriff, dass diese Empfindung bei den Tatverdächtigen bewusst herbeigeführt wurde.
Etwa in der Mitte des Flurs lagen zwei Türen einander gegenüber. Auf je einem Plastikschild stand VERHÖRZIMMER 1 und VERHÖRZIMMER 2. Beide Räume hatten Fenster zum Flur, so dass man die Vorgänge im

Innern vom Korridor aus beobachten konnte. Espy Martinez war klar, dass es sich um Einwegglas handelte, durch das sie hinein-, die Verhörten jedoch nicht hinaussehen konnten. Ihr fiel eine kleine Sprechanlage neben dem Fenster ins Auge.
Sie blieb stehen und entdeckte in einem der Zimmer Walter Robinson. Er saß einer jungen, auffällig attraktiven schwarzen Frau gegenüber, die offenbar geweint hatte. Espy Martinez drehte sich um und sah im gegenüberliegenden Raum einen stämmigen schwarzen Mann am Tisch sitzen. Er trommelte mit den Fingern auf die Plastikfläche und starrte wütend zwei uniformierte Beamte der Kripo Miami an, die ihn geflissentlich ignorierten. Sie beobachtete, wie der Mann sich eine Zigarette anzündete und das verkohlte Streichholz wütend in einen von ausgedrückten Kippen überquellenden Aschenbecher warf. Der Mann zappelte ungeduldig auf seinem Stuhl, bis beide Polizisten ihn mit gezielten, missbilligenden Blicken dazu brachten, stillzusitzen. Danach ignorierten sie ihn wieder. Sie sah, wie er mit den Lippen einen Kraftausdruck formte, den er vermutlich in die abgestandene Luft des Raumes spuckte. Die beiden Beamten zeigten sich wenig beeindruckt.
Sie wandte sich wieder dem Zimmer mit Robinson zu und trat ein.
Als sie in der Tür erschien, stand er augenblicklich auf. »Ah, Ms. Martinez, wie schön, dass Sie kommen konnten.«
»Detective«, erwiderte sie betont förmlich.
Mit einem mäßig freundlichen Lächeln wandte sich Walter Robinson wieder der Frau zu. »Yolanda, schauen Sie sich diese Frau hier genau an.«
Die Schöne richtete den verweinten Blick auf Espy Martinez.
»Sehen Sie dieses gepflegte Kostüm, Yolanda? Und schauen Sie sich diese Absätze an. Ganz schön scharf, nicht wahr? Und die Aktentasche! Das ist echtes Leder. Kein Ramsch. Sehen Sie das alles, Yolanda?«
»Ja«, antwortete Yolanda mürrisch.
»Dann erkennen Sie auch, dass sie keine Polizistin ist, hab ich recht, Yolanda? Das sieht man doch auf den ersten Blick, nicht wahr?«
»Sie wirkt kein bisschen wie ein Cop.«
»Messerscharf kombiniert, Yolanda. Das ist nämlich die stellvertretende Staatsanwältin Esperanza Martinez. Ms. Martinez, Yolanda Wilson.«
Espy Martinez nickte der jungen Frau zu, in deren Augen nichts als

Angst zu erkennen war.
»Yolanda«, fuhr Robinson in einer wohldosierten Mischung aus Drohung und Überredung fort, »Sie sollten versuchen, einen möglichst guten Eindruck zu machen, denn, na ja, wissen Sie, womit diese Dame, Ms. Martinez, ihren Lebensunterhalt verdient? Wissen Sie, was sie Tag für Tag macht? Jede Stunde, solange die Sonne scheint, Yolanda? Soll ich Ihnen verraten, was sie macht?«
»Wenn Sie wollen«, erwiderte die junge Frau und blickte zwischen Espy Martinez und dem Detective hin und her. Ab und zu betupfte sie sich die Augen mit einem zerrissenen Papiertaschentuch.
»Sie bringt Leute wie Sie hinter Gitter«, erklärte Robinson barsch. Er stand auf und deutete auf Espy Martinez. »Denken Sie gut darüber nach, Yolanda.«
Die Auskunft schien die junge Frau wie eine Ohrfeige zu treffen. »Ich will nicht in den Knast, Mr.Robinson.«
»Das weiß ich, Yolanda. Aber Sie müssen mir schon helfen, Sie da rauszuhalten. Sie müssen mir sagen, was Sie wissen.«
»Versuch ich ja, ich hab Ihnen alles gesagt.«
»Nein, Yolanda, das sehe ich anders. Und ich habe auch noch nicht erfahren, was ich wissen will. Einen Namen, Yolanda. Ich will den Namen.«
»Den kenne ich aber nicht«, beteuerte die junge Frau flehentlich. Ihre Stimme klang jetzt schrill. »Ich weiß es einfach nicht. Reggie hat mir nie irgendwelche Namen verraten.«
»So ein cleveres Mädchen wie Sie? Yolanda, das kaufe ich Ihnen nicht ab.«
Die junge Frau vergrub das Gesicht in den Händen und wiegte sich vor und zurück. Ihre Schultern bebten. Robinson schwieg, um Yolandas Panik zu verstärken, bis sie schließlich sagte:
»Ich hab keine Ahnung von irgendeinem Mord, Detective. Bitte, das müssen Sie mir glauben. Ich hatte keine Ahnung, dass dabei was Schlimmes passiert ist. Wo ist Sergeant Lion-Man? Der kann es Ihnen sagen. Bitte.«
»Sergeant Lion-Man kann Ihnen nicht helfen, Yolanda. Diese Frau hier schon. Denken Sie darüber nach. Wir sind bald wieder zurück.«
Damit führte er Espy Martinez wieder in den Flur und schlug vor der

hilflos schniefenden Yolanda die Tür zu.
»Das ist der Teil, der mir gefällt«, meinte Robinson, obwohl Martinez den Eindruck hatte, dass er alle Aufgaben liebte, die der Job mit sich brachte.
»Was haben Sie denn gefunden?«, fragte sie, doch sie hatte den Satz noch nicht ganz zu Ende gesprochen, als Robinson bereits einen kleinen Plastikbeutel mit einer Goldkette darin aus der Tasche zog. Er reichte ihn Espy Martinez, die den Namen »Sophie« und zwei kleine Diamanten an der Initiale entdeckte.
»Das hat Yolanda getragen.«
»Und Sie gehen …«
»Meinen Sie, das hat einer anderen Sophie gehört?«
»Nein. Aber …«
»Na ja, die Bestätigung von der Forensik steht noch aus. Vielleicht kann der Sohn oder auch einer der Nachbarn es identifizieren. Aber es war ihres. Glauben Sie mir.«
»Meinetwegen, Walter. Und wie geht's jetzt weiter?«
Walter Robinson grinste. »Nun, Sie haben unsere kleine Tränendrüse ja kennengelernt. Das Problem ist leider, dass sie die Wahrheit sagt. Sie weiß wirklich nicht allzu viel, auch wenn sie möglicherweise den Namen mitbekommen hat. Da bin ich mir nicht sicher. Yolanda ist schlauer, als man vielleicht denkt. Ein paar von diesen Tränen können wir wohl getrost dem sprichwörtlichen Krokodil zusprechen. Aber, na ja, wenn sie erst einmal lang genug auf diese Aktentasche gestarrt hat … mal sehen, was dann passiert. Cops sind eine Sache. Eine leibhaftige Staatsanwältin, das muss für sie eine neue Erfahrung sein, und ich wette, sie denkt im Moment fieberhaft nach. Andererseits haben wir hier drüben, hinter Tür Nummer zwei …«, fuhr Robinson grinsend fort, und Espy Martinez musste unwillkürlich darüber lachen, wie er gekonnt den Gameshow-Moderator mimte, »…
Mr.Hartgesotten-ich-will-meinen-Anwalt. Der nun wieder hat die Informationen, die ich brauche. Das Verfahren ist einfach. Wir spielen den einen gegen den anderen aus.«
»Wenn er um seinen Anwalt gebeten hat, sind wir doch verpflichtet …«
Robinson verzog das Gesicht. »Espy, kommen Sie. Natürlich hat er seinen Anwalt verlangt. Er hat schon nach seinem Anwalt gebrüllt, als

wir den ersten Fuß in seinen Laden setzten. Ich muss ihm nur klarmachen, welche, ähem, Auswirkungen sein Widerstand für ihn hat. Wir müssen ihm erst einmal das Licht am Ende des Tunnels zeigen. Ihm Gelegenheit geben, das Richtige zu tun. Bis jetzt haben wir ihm nicht einmal die wirklich kritischen Fragen gestellt.«
»Also …«
»Espy, so funktioniert das. Sie werden sehen.«
»Walter, ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe.«
»Warten Sie ab, es dauert nicht lange, und Sie begreifen es. Wetten?«
»Warten wir's ab. Und was soll ich bei dem Ganzen tun?«
Walter Robinson grinste. »Ich möchte, dass Sie ihm so richtig Feuer unterm Hintern machen.«
Bevor Espy Martinez antworten konnte, sie sei sich nicht sicher, ob sie irgendjemandem Angst einjagen könne, klopfte Robinson an das Fenster zum Verhörzimmer Nummer zwei. Augenblicklich erhoben sich die beiden Polizeibeamten, und der Besitzer der Pfandleihe rief: »Hey, wo wollen Sie hin?« Kaum hatten die beiden die Tür hinter sich zugeschlagen, machte Robinson sie im Flur kurz mit der stellvertretenden Staatsanwältin bekannt.
»Espy Martinez, darf ich Ihnen Juan Rodriguez und Lionel Anderson vorstellen.«
»Sergeant Lion-Man?«
»Höchst persönlich.« Ihre Hand verschwand in der riesigen Pranke des Sergeants, der sie kräftig schüttelte. »Haben Sie nicht diese Jugendlichen hinter Gitter gebracht? Wegen Hausfriedensbruch?«
»Den Orden hab ich mir verdient«, erwiderte Martinez.
»Das war gute Arbeit«, warf Juan Rodriguez ein, »die Kids waren mit Sicherheit drauf und dran, jemanden umzubringen.«
»Jetzt nicht mehr«, meinte sie.
Beide Sergeants grinsten. »Da können Sie Gift drauf nehmen«, sagte Rodriguez. »Jedenfalls nicht, bis sie wieder aus dem Bau sind.«
Lionel Anderson wandte sich an Walter Robinson. »Nächster Schritt?«
»Hört zu, Jungs«, flüsterte Robinson. »Ihr zwei geht jetzt da rein und steckt Yolanda, dass sie entschieden besser fährt, wenn sie mit uns kooperiert. Gebt ihr das Gefühl, dass ihr nichts Schlimmes passieren kann, wenn sie den Mund aufmacht. Und keine Lügen. Klar?«

»Soll uns ein Vergnügen sein, Walt, alter Kumpel.«
»Wenn es darum geht«, fügte Juan Rodriguez an Espy Martinez gewandt hinzu, »eine junge Frau in einer prekären Situation zu beruhigen, dann ist Lionel genau der richtige Mann.«
»Ich verfüge auf diesem Gebiet über eine gewisse Erfahrung, Ma'am«, bestätigte Sergeant Anderson und legte zum gespielten Salut einen Finger an die Schläfe.
Die beiden uniformierten Polizisten betraten das Verhörzimmer Nummer eins. »Warum nicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden?«, kommentierte Robinson grinsend und deutete mit einer Kopfbewegung auf die zwei Kollegen. »Also, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie unserem knallharten Mr.Reginald die Furcht vor dem heiligen Zorn Gottes und des Strafjustizsystems einflößen. Danach können wir gehen.«
Ohne eine Antwort abzuwarten, drängte Robinson in den Raum. Martinez musste sich beeilen, mit ihm Schritt zu halten. Reginald Johnson hob den Kopf und sah sie mit finsterer Miene an. »Haben Sie meinen Anwalt gerufen?«
»Wie war noch mal die Nummer, Reggie?«, fragte Walter Robinson. Der Pfandleiher stöhnte nur zur Antwort. »Wer ist das denn?«, fragte er.
»Also, Reggie, jetzt bin ich aber einigermaßen überrascht. Sagen Sie bloß, Sie kennen die Dame nicht?«
»Noch nie gesehen.«
»Bestimmt?«
»Ja, bestimmt. Wer ist das?«
Robinson lächelte kurz, dann beugte er sich vor, bis ihre Gesichter sich fast berührten. Robinson wirkte wie ein Vater, dem jeden Moment die Hand ausrutschen konnte. »Also, Reggie«, zischte Robinson, »ganz bestimmt hast du die Dame schon in deinen Alpträumen gesehen, denn niemand sonst kann dir so viel Feuer unter deinem armseligen Hintern machen. Sie wird dafür sorgen, dass du für lange Zeit in den Bau wanderst, Reggie. Präzise gesagt, Raiford Prison. Vierundzwanzig Stunden Einzelhaft, und ich bin mir absolut sicher, dass dort niemand annähernd so süß wie deine Yolanda ist. Eher kannst du von Glück sagen, wenn dich dort nicht jemand zu *seiner* Yolanda macht …«
Der bullige Mann zuckte unter diesen Worten auf seinem Stuhl zurück. Für einen Moment beäugte er Espy Martinez.

»Dein schlimmster Alptraum, Reggie«, versicherte Walter.
»Ich habe nichts getan. Ich weiß nichts von einem Mord.«
»Ach ja?«
»Meinen Sie, ich frage jeden, der bei mir zur Tür hereinspaziert, wo er seinen Scheiß her hat? Werd mich hüten. Ich taxiere nur den Preis und stell ihnen den Pfandleihschein aus. Mit überflüssigen Fragen hab ich nichts am Hut.«
»Mag ja sein, aber du weißt, wer dir diese Halskette gebracht hat. Die Yolanda so toll fand, dass sie sie sich unbedingt um den Hals hängen musste.«
Johnson zögerte einen Moment.
»Ich kann doch meine Geschäftsgeheimnisse nicht vor der Polizei ausbreiten. Dann hätte ich bald kein Geschäft mehr«, antwortete er schließlich, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, als wollte er betonen, dies sei sein letztes Wort.
»Wenn du dich da mal nicht täuschst«, entgegnete Robinson. »Denn jetzt ist dein Geschäft auch meins, und da haben wir ein Problem.«
Johnson blickte stumm und finster geradeaus. Espy Martinez saß am Ende des Tischs und beobachtete den Detective, der hinter dem Tatverdächtigen mal hin und her lief, sich im nächsten Moment wortlos über ihn beugte, dann wieder zurücktrat und schließlich einen Stuhl dicht an ihn heranzog. Sie sah Robinson mit den Augen eines Zuschauers, der die Vorstellung eines versierten Schauspielers auf der Bühne verfolgt. Jede Bewegung, jede Geste, der Tonfall in jedem Wort war kalkuliert, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Und er verfehlte sie nicht: Mit jeder Minute wurde der Hehler unsicherer und büßte etwas von seiner halsstarrigen Arroganz ein. Fasziniert holte sie tief Luft und fragte sich, an welcher Stelle er ihren Einsatz vorgesehen hatte, und bezweifelte, dass sie annähernd über ähnliche Fähigkeiten verfügte.
Walter Robinson starrte Reginald Johnson eine Weile unverwandt mit halb zusammengekniffenen Augen an, bis der Pfandleiher sich plötzlich zur Seite drehte und eine Unflätigkeit fauchte.
»Scheeeiiiße. Keine Ahnung von irgendeinem Mord«, fügte er hinzu. Doch seine Stimme zitterte ein wenig.
Wieder schwieg sich der Detective eine Zeitlang aus. Dabei ließ er den Verdächtigen keine Sekunde aus den Augen. Dann atmete er langsam

und hörbar zwischen den Zähnen aus.
»Vielleicht hab ich ja falschgelegen …«, überlegte Robinson ruhig.
»Vielleicht habe ich mich in dir getäuscht, Reggie, alter Knabe.«
Johnson drehte sich wieder um, verwundert über den veränderten Ton des Detective.
»Vielleicht lag ich tatsächlich falsch. Was meinst du, Reggie, lag ich falsch?«
»Ja«, beteuerte der eifrig. »Sie lagen falsch.«
Ohne den Pfandleiher aus den Augen zu lassen, fragte Walter Robinson: »Was meinen Sie, Ms. Martinez? Glauben Sie, ich hätte mich in Reggie getäuscht?«
Espy Martinez war sich einen Moment lang unsicher, was sie antworten sollte, doch schließlich sagte sie in möglichst ausdrucklosem, kaltem Ton: »Sie irren sich nie, Detective.«
»Nein, in Bezug auf den alten Reggie war ich diesmal vielleicht doch schiefgewickelt.«
»Ich glaube nicht, Detective«, beharrte Martinez.
»Täusche ich mich, Reggie?«, fragte der Detective wieder den Pfandleiher.
»Ja, Mann, Sie täuschen sich.«
Robinson durchbohrte den Verdächtigen weiterhin mit seinem Blick. Eine ganze Weile ließ er zu, dass sich Johnson falsche Hoffnungen machte.
»Die ganze Zeit dachte ich, unser Reggie hier hat einfach nur Diebesgut vom falschen Mann angenommen. Und wissen Sie was, Ms. Martinez …« Er sah Reginald Johnson finster an. »Vielleicht liegt da der Fehler. Vielleicht gibt es überhaupt keine zweite Person, die Dienstagnacht in der *Helping Hand* auftauchte, die keuchend und schwitzend nichts Eiligeres im Sinn hatte, als einen kleinen Handel abzuschließen. Was, Reggie? Nein, vielleicht gab es da gar keinen anderen Mann. Da habe ich unseren Reggie vielleicht unterschätzt.«
Die Pause, die der Detective jetzt einlegte, war so bemessen, dass der Hehler die Worte langsam auf sich wirken lassen konnte.
»Nein, Reggie. Vielleicht gab es wirklich überhaupt keinen zweiten Mann. Wenn ich an die feinen Fummel denke, die du Yolanda kaufst, und diesen schnieken Wagen, den du fährst, und all die teuren Möbel,

die du für das schöne neue Haus kaufst, na ja, da hast du dir wohl gedacht, du musst ein bisschen mehr harte Arbeit investieren, damit es in der Kasse klingelt. Also hast du vielleicht gar keinen zweiten Mann gebraucht. *No, Sir.* In Wirklichkeit bist du einfach in den alten G-75 gestiegen, nach Miami Beach rausgefahren und hast ganz einfach mit all diesen Einbrüchen losgelegt. Ist ganz gut für dich gelaufen, oder, Reggie? Bis dummerweise Dienstagnacht diese alte Frau aufwacht, und du hast plötzlich ein Problem. Ein echtes Problem. Also bringst du sie um. Stimmt's, Reggie? Ist es so passiert?«
Blitzschnell stieß Walter Robinson dem Hehler den Zeigefinger ins Gesicht. »Du hast sie umgebracht, du Mistkerl!«
Reginald Johnson wich in Panik zurück. »Ich habe keinen umgebracht! Hab ich doch gesagt! Keinen Schimmer von irgendeinem Mord!«
Jetzt griff Robinson über den Tisch und packte Johnson an beiden Händen. Mit einem klatschenden Geräusch schlug er sie, die Innenflächen nach oben, auf den Tisch.
»Du bist stark, Reg. Hast ordentlich große Hände. Kinderspiel, damit die kleine alte Frau zu erwürgen, nicht? Bist du's gewesen? Ob du es gewesen bist!«
»Ich hab keine Ahnung von einem Mord oder einer alten Frau, verdammt!«
Er versuchte, seine Hände zurückzuziehen, doch der Detective drückte sie auf den Tisch und zog Johnson plötzlich mit solcher Kraft nach vorn, dass der das Gleichgewicht verlor. Dabei starrte er den Verdächtigen noch strenger an.
In der plötzlich einsetzenden Stille spürte Espy Martinez, wie ihr eine heiße Woge durch den ganzen Körper ging. Die nächsten Worte, die in dem kleinen Zimmer fielen, schienen von jemand anderem zu kommen, nicht von ihr, auch wenn sie jedes einzelne deutlich hören konnte.
»Hehlerei, na ja, zwei bis fünf Jahre. Keine große Sache, bei mittlerer Sicherheitsstufe. Dazu Einbruch, fünf bis zehn. Da wird es schon ein bisschen ungemütlicher, aber bei guter Führung spart man sich ein paar Jährchen, und man sitzt vielleicht nur drei davon ab. Aber dann der Sprung zur Körperverletzung. Also, da hört der Spaß auf, Reggie. Gott, die zuständige Staatsanwältin, also, was sie wirklich *hasst*, ist Gewalt gegen alte Leute. Das bringt Ihnen locker zehn bis fünfzehn ein. Kann

gut sein, dass der Richter es sich in dem Fall zweimal überlegt, ob er die Kommission für bedingte Haftentlassung überhaupt noch ins Spiel bringt … Also, gute Führung können Sie gleich vergessen.«
Espy Martinez sah, wie am anderen Ende des Tischs der Pfandleiher um Fassung rang. Jedes Wort und jede Zahl, die in ihrem Vortrag gefallen waren, schienen ihm die Brust enger zu schnüren.
Während sie noch leiser und noch schärfer den Faden wieder aufnahm, war ihr in irgendeinem Winkel ihres Bewusstseins klar, dass sie sich köstlich amüsierte.
»… aber das Nächste ist dann wirklich nicht mehr lustig, Reggie. Beihilfe zum Mord, fünfzehn Jahre bis lebenslänglich. Wobei aber niemand mit fünfzehn davonkommt. Schon gar nicht, wenn das Opfer eine kleine alte Frau ist. Kein schönes Leben übrigens im Bau …«
Sie sah ihn ungerührt an.
»Und danach kommt auch schon die Endstation: vorsätzlicher Mord. Na ja, Reggie, was in diesem Bundesstaat darauf steht, ist Ihnen sicher bekannt. Zweitausendzweihundert Volt.« Sie formte mit der Hand eine Pistole und schloss ihren Vortrag mit den Worten: »Zack. Aus und vorbei.«
Johnson, dessen Hände Robinson immer noch im Schraubstock hatte, versuchte, sich in seinem Stuhl zu Martinez umzudrehen.
»Was reden Sie da?! Todesstrafe! Ich sag doch, ich hab keinen Mord begangen!«
Espy Martinez beugte sich vor. »Ich hab aber genug in der Hand, um Anklage gegen Sie zu erheben. Mehr als genug. Außerdem ist es im Grunde egal, wie viele Beweise ich hab …«
»Wie meinen Sie das?«, fragte der Pfandleiher verzweifelt.
»Eine kleine alte Dame. Hat keiner Fliege was zuleide getan. Was meinen Sie, Reggie? Was glauben Sie, was wird ein Haufen weißer, gutsituierter Bürger von Miami sagen, wenn sie Sie in den Gerichtssaal kommen sehen, schwarz und wütend und grob. Meinen Sie, die kümmern sich einen Dreck um irgendeinen Beweis? Mit Sicherheit nicht. Jedenfalls nicht, nachdem ich aufgestanden bin und all diesen netten Weißen erzählt habe, dass Sie ihr den Hals umgedreht haben. Dass Ihre Finger ihr so lange die Luft abgedrückt haben, bis sie tot war. Sie werden nur daran denken, dass es ihre Mutter oder ihre Tante Mable

hätte sein können. Glauben Sie wirklich, dass sie noch einen Pfifferling auf irgendwelche Indizien geben, nachdem sie sich das angehört haben? Sie haben ganz bestimmt nur noch den einen Wunsch, dass Ihr Arsch für immer verschwindet. Also, was werden diese weißen Geschworenen Ihrer Meinung nach wohl sagen?«
»Ich war's nicht!«
»Schuldig. Schuldig im Sinne der Anklage.«
Sie legte eine Pause ein und beobachtete, wie der Pfandleiher unter jedem ihrer Worte weiter in sich zusammengesackt war.
»Und der Richter? Reggie, was wird Ihrer Meinung nach dieser gutsituierte, weiße Richter sagen? Jemand, der darauf hofft, dass ihn all diese Leute nächstes oder übernächstes Jahr wieder wählen?«
»Ich war's aber nicht!«
»All diese weißen Bürger, Reggie. Was glaubst du?«
Wieder herrschte eisiges Schweigen im Raum.
Espy Martinez holte tief Luft und zeigte mit dem Finger auf Reginald Johnson. »Zack«, machte sie erneut. »Leb wohl, Reggie.«
Endlich ließ Walter Robinson die Arme des Pfandleihers los. Martinez stand auf. Sie legte alle Verächtlichkeit, die sie aufbieten konnte, in den Blick, mit dem sie Reginald Johnson von oben herab betrachtete.
»Detective, leisten Sie diesem Abschaum Gesellschaft. Ich denke, ich rede unterdessen ein paar Takte mit Yolanda. Wir beide, na ja, ich finde, wir verstehen uns sehr viel besser, und wenn ich schon jemandem einen netten kleinen Deal anbiete, bei dem jemand heute Abend wieder nach Hause spazieren und einfach weiterleben kann, als wär nichts gewesen, dann wohl entschieden eher dieser hübschen jungen Frau. Außerdem steht fest, dass Sergeant Lion-Man lieber bei dem Mädchen ein Auge zudrücken würde, als bei diesem Mistkerl hier …«
»Sie können Yolanda keinen Deal vorschlagen! Sie weiß doch gar nichts!«
»Ich wette, dass Sie sich die Augen reiben würden, wenn Sie wüssten, was das Mädel so alles aufgeschnappt hat. Wir haben uns bestimmt eine Menge zu erzählen.«
»Sie hat keine Ahnung …«
»Aber sie ist diejenige, die als freie Frau hier rausspaziert.« Das verkündete sie in eisigem Ton.

Walter Robinson grinste und nickte. Es juckte ihm in den Fingern, Applaus zu klatschen, und er konnte sich nur mühsam beherrschen. Reginald Johnson schien sich in Panik seine Situation vor Augen zu führen, dann platzte er heraus: »Ich weiß nicht, woher der Scheiß kam! Der Kerl ruft mich mitten in der Nacht an, will mich im Laden treffen, hat mir Ware anzubieten, na ja, ich hatte keine Ahnung! Hab keine Fragen gestellt! Bin einfach nur hingegangen und hab ihn draußen getroffen. Da wartete er schon. Das ist die Wahrheit! Von ’nem Mord wusste ich nichts.«
»Wer, Reggie?«, fragte Walter Robinson.
»Wenn ich Ihnen sage, wer, müssen Sie mir versprechen …«
»Wer! Gottverdammt! Ich verspreche dir gar nichts, du Haufen Dreck! Wer?«, brüllte Robinson dem Pfandleiher ins Gesicht.
Wie ein Schwimmer, über dem eine Welle zusammenschlägt, versuchte Reginald, sich über Wasser zu halten. Schließlich sackte er in sich zusammen und sagte:
»Der Mann heißt Leroy Jefferson.«
»Ist er ein Junkie?«
»Er raucht gerne Gras, hab ich mir sagen lassen.«
»Ist er ein regelmäßiger Kunde von dir?«
»Letzten Monat oder so ist er ziemlich häufig vorbeigekommen.«
»Hat er einen Spitznamen?«
»Schon. Die nennen ihn Hightops, weil er immer diese teuren Basketballschuhe trägt.«
»Und wo wohnt Hightops?«
»King Apartments. Ich glaube, Nummer dreizehn.«
»Bringt Unglück«, meinte Walter Robinson, während er sich vom Tisch erhob und den Pfandleiher, der den Kopf in den Händen vergraben hatte, seinem Kummer überließ.

11

Ein Mann der Präzision

Fast im selben Moment, in dem Walter Robinson und Espy Martinez aus dem Verhörzimmer mit dem Hochgefühl traten, den Namen des Mannes zu kennen, der höchstwahrscheinlich Sophie Millstein ermordet hatte, fand sich Simon Winter im Büro des Morddezernats einem jungen Detective namens Richards gegenüber, der sich offenbar nicht recht entscheiden konnte, ob er dem älteren Mann mit Höflichkeit begegnen oder seine Ungehaltenheit über die Belästigung offen zeigen sollte.
»Danke, dass Sie sich so kurzfristig Zeit für mich nehmen, Detective«, eröffnete Winter das Gespräch.
»Es ist ein abgeschlossener Fall, Mr.Winter. Ich musste mir die Akte aus dem Archiv besorgen.«
»Ich weiß Ihre Mühe zu schätzen.«
»Ja, schon gut, gern geschehen, aber mir ist immer noch nicht ganz klar, wieso Sie sich für den Tod dieses Mannes interessieren.«
Winter entschied sich für eine Lüge. »Na ja, Stein war mit mir verwandt – um einige Ecken – verschwägert, genauer gesagt. Und Sie wissen ja, wie schwer es ist, wenn man jemanden Jahre lang nicht gesehen hat und plötzlich erfahren muss, er sei gestorben, besonders, wenn es heißt, er hätte Selbstmord begangen. Deshalb wurde ich, weil ich nun mal hier in der Gegend wohne, gebeten, noch einmal nachzuhaken, auch wenn es schon Monate her ist. Sie wissen ja, wie manche Leute sind. Sie mäkeln herum. Können manches nicht fassen. Die meisten Menschen haben Probleme damit, die Dinge einfach so zu nehmen, wie sie sind, und irgendwann schicken sie jemanden vor, der ein bisschen nachbohren soll …«
»Verstehe.«
»Familien. Manchmal können die einem …«
»Mächtig auf den Geist gehen. Kann ich nachvollziehen.«
»Sehen Sie«, meinte Winter und zuckte übertrieben mit den Achseln. Dieses kleine Märchen schien Richards zu besänftigen und mit der Tatsache zu versöhnen, dass ihn ein neugieriger alter Mann bei der

Arbeit störte.
»Ja, wer kennt das nicht. Aber, wie gesagt, der Fall ist abgeschlossen, Mr.Winter. Ziemlich eindeutige Sache. Ein Schuss. Abschiedsbrief. Da gab es für uns nicht mehr viel zu tun, außer aufzuräumen und die Leiche wegzuschaffen. Nichts Mysteriöses daran.«
»Waren Sie selbst am Fundort?«
»Ja. War mein Fall. Ich musste nur noch einen Bericht schreiben und eine Akte anlegen. Kann mich ehrlich gesagt nicht mehr allzu gut erinnern.«
»Wer hat die Leiche gefunden?«
»Die Putzfrau, soweit ich mich entsinne. Vielleicht vierundzwanzig Stunden nach Todeseintritt. Steht in meinem Bericht.«
Der junge Mann schob einen gefächerten Aktenordner über den Schreibtisch. »Sehen Sie selbst nach. War wirklich nichts Außergewöhnliches. Verkraften Sie die Fotos, Mr.Winter? Kein besonders schöner Anblick.«
»Ähm, ich denke schon. Danke, Detective.«
»Na ja, dann werfen Sie einen Blick drauf. Anschließend beantworte ich, soweit ich kann, gerne Ihre Fragen. Bei dieser Art von Todesfällen sieht eigentlich einer aus wie der andere, verstehen Sie? Man merkt sich keine Einzelheiten. Tasse Kaffee?«
»Nein danke.«
»Nun gut, bin gleich wieder da.«
Der junge Detective stand auf und ließ Winter auf der anderen Seite des Schreibtischs mit der Akte zurück. Für einen Augenblick zögerte der ältere Mann und strich wie ein Blinder beim Lesen der Brailleschrift mit den Fingern über die rauhe braune Pappe. Er musste an all die Fallakten denken, die er selbst in seinen Dienstjahren mit Fotos, Berichten, Zusammenfassungen und Beweismitteln gefüllt hatte. Er schmunzelte bei dem angenehmen Gefühl, endlich einmal wieder einen solchen Ordner in die Finger zu bekommen. Er nahm ihn vom Tisch auf und wog ihn in der Hand. Federleicht, dachte er. Dann streifte er mit einem Feuereifer, den er selbst vollkommen unangebracht fand, aber nun einmal nicht leugnen konnte, das Gummiband ab, das die Akte zusammenhielt.
Zuerst wandte er sich den Fotos vom Leichenfundort zu. Es gab nur ein

halbes Dutzend Hochglanzbilder im Format zwanzig zu fünfundzwanzig, vielleicht ein Zehntel von dem, was bei einem Mordfall üblich war. Auf den beiden wichtigsten war ein älterer Mann zu sehen, der in einem Schreibtischsessel aus braunem Leder zusammengesunken saß. Die seitlich ausgestreckten Arme vermittelten den Eindruck ungläubigen Staunens. Zwischen seinen Augen war aus einer Schusswunde in der Stirn Blut heruntergelaufen und hatte den Kragen seines Sporthemds durchtränkt. An der Wand hinter Herman Stein zeichnete sich deutlich ein Spritzmuster ab, in dem das Blut sich mit Hirnmasse und Schädelsplittern vermischte. Unterhalb der von Blut und Schießpulver rotbraun und schwarz gefärbten Eintrittswunde starrten Steins Augen geradeaus. Sein Mund war leicht geöffnet, was den Eindruck der Verwunderung unterstrich. Der beinahe kahlköpfige Mann hatte nur noch ein paar Büschel weißer Haare über den Ohren. Mit dem blutverschmierten Gesicht erinnerte er an einen grotesken Wasserspeier.
Simon Winter sah sich die Bilder sorgfältig an.
Sag was, forderte er innerlich den Toten auf.
Er blätterte zum nächsten Foto weiter. Darauf war ein großer Revolver, Kaliber achtunddreißig, abgebildet, der unterhalb von Steins ausgestreckter Hand auf dem Boden lag. Es folgte eine Nahaufnahme von Steins Gesicht. Als Nächstes hatte man die Schreibmaschine auf seinem Tisch festgehalten. In der Walze steckte das Blatt mit den Abschiedszeilen. Eine weitere Nahaufnahme bestätigte, dass Rabbi Rubinstein sich richtig erinnert hatte.
Simon Winter las: »Ich bin des Lebens müde und vermisse meine geliebte Hanna, und so mache ich mich jetzt zu ihr auf den Weg.«
Er legte die Fotos beiseite und nahm sich die Berichte des Detective vor. Sie enthielten eine kurze Beschreibung des Leichenfundorts sowie eine Liste von Nachbarn, die bezeugten, dass Mr. Stein vor seinem Tod unter Depressionen gelitten habe. Winter fand die Telefonnummer des nächsten Angehörigen, eines Sohnes mit dem ungewöhnlichen Namen G. Washington Stein, und eine Adresse an einer großen Universität in New England. Den Autopsiebericht, der die offensichtliche Todesursache bescheinigte, überflog er nur. Was passiert, wenn ein Bleispitzgeschoss Kaliber achtunddreißig aus nächster Nähe in die Stirn eines Menschen abgefeuert wird, ist ziemlich leicht vorhersagbar. Der

toxikologische Befund war abgesehen von Spuren Ibuprofen – gegen Arthritis vermutlich – negativ. Winter stieß in einem weiteren Formular auf einen Vermerk über den Besuch des Rabbi bei Detective Richards, und er entdeckte eine Kopie von Steins Brief. Im Abschlussbericht des Detective blieb sein Inhalt unerwähnt. Das Fazit des jungen Ermittlers war schlicht und einfach: Selbstmord aufgrund von Altersdepression.
Er ging die Akte noch einmal durch, um zu sehen, ob er irgendetwas übersehen hatte. Außer der Bemerkung in dem Brief, den Stein vor seinem Tod geschrieben hatte, gab es keinen einzigen Hinweis auf den Schattenmann.
Als Simon Winter noch ratlos die Stirn runzelte, kam Mr.Richards mit einer Tasse Kaffee zurück.
»Ziemlich dürftig, wie?«, bemerkte der junge Mann.
»Ja, ziemlich dürftig.«
»Bei einem Fall wie diesem«, fuhr Richards fort, »wird nicht die komplette Maschinerie angeworfen. Das war ein Selbstmord wie aus dem Lehrbuch. Ein Mann, der offenbar keine Feinde hatte – selbst seine Nachbarn haben bestätigt, er sei stets höflich und freundlich gewesen. Seit dem Tod seiner Frau ungefähr fünf oder sechs Jahre vor seinem Selbstmord litt er an Depressionen. Im Badezimmerschränkchen habe ich ein Tablettendöschen mit Stimmungsaufhellern gefunden. Das steht auch im Bericht …«
Der Detective seufzte.
»Und er hat einen Abschiedsbrief hinterlassen«, fügte er hinzu. »Diese letzten Worte und eine einzige Schusswunde im Kopf. Da braucht man kein Genie zu sein, um …«
»Die Waffe, gehörte die Stein?«
»Ähm, nein. Jedenfalls war sie nicht auf seinen Namen registriert. Eine von diesen vielen unerlaubten Revolvern, von denen es im Dade County Millionen geben muss. Ich hab die Seriennummer aufgeschrieben …«
Simon Winter notierte sich die Zahl. »Irgendwelche ballistischen Untersuchungen? Fingerabdrücke?«
»Wozu?«
»Hat die Putzfrau ausgesagt, ob sie die Waffe vorher schon mal gesehen hatte? Oder irgendjemand anders, Sie wissen schon, um zu bestätigen, dass sie ihm gehörte.«

Der junge Detective blätterte zügig durch die Berichte.
»Davon steht hier nichts. Aber das ist auch nicht verwunderlich. Die wenigsten wollen, dass ihre Putzfrau weiß, wo sie ihre Waffe verstecken. Sie könnte gestohlen werden.«
»Da haben Sie recht«, räumte Simon Winter ein. Dann fragte er: »Die Körperhaltung des Verstorbenen. Hat Sie das nicht irgendwie irritiert?«
»Inwiefern?«
»Na ja, wenn Sie sich erschießen wollen, dann halten Sie sich die Waffe doch normalerweise so …«
Er formte die Hand zu einer Pistole und drückte sie sich an die Schläfe.
»Oder so an den Kopf.«
Diesmal steckte er sich den Zeigefinger in den Mund.
»Sicher«, erwiderte Richards. »Damit hätte ich auch gerechnet. Ich hab noch nie daran gedacht, mir das Leben zu nehmen, deshalb bin ich auf diesen Umstand wohl nicht eingegangen.«
»Es ist doch ziemlich ungewöhnlich, wenn man sich so wie Stein eine große Handfeuerwaffe an die eigene Stirn hält. Ich meine, man muss sie festhalten, zielen und – ja, wie? –, um genügend Kraft zu haben, den Abzug mit dem Daumen betätigen.«
»Stimmt, das leuchtet mir ein. Was wollen Sie damit sagen?«
»Einfach nur, dass es ungewöhnlich ist.«
»Na ja, Selbstmord ist Selbstmord. Ich meine, er hätte auch aus dem Fenster springen können. Wohnte in seinem Wohnblock immerhin im zehnten Stock. Oder ins Meer rausschwimmen. Ist nur eine Straße entfernt. Er hätte sich auch vor einen Bus werfen können. Haben wir alles schon gehabt. Mag also durchaus sein, dass Sie oder ich es anders angestellt hätten, aber, na ja, jedem das Seine.« Richards musterte Simon Winter aufmerksam. »Sie kennen sich mit diesen Dingen ein bisschen aus, Mr.Winter?«
»War mal bei der Polizei. Kripo Miami. Seit Jahren im Ruhestand.«
»Hey, mein Vater war bei der städtischen Polizei. Hat leider in den späten Sechzigern ’ne Kugel ins Bein bekommen. Musste in Frühpension.«
Winter überlegte einen Moment, dann erinnerte er sich an einen untersetzten Mann mit gerötetem Gesicht.
»Ich erinnere mich. Ein Banküberfall, richtig? Er hat den Kerl über sechs

Häuserblocks verfolgt, obwohl er die ganze Zeit blutete. Am Ende hat er ihn erwischt.«
»Donnerwetter, ja, das stimmt.« Der junge Detective strahlte. »Alle Achtung, haben Sie ein Gedächtnis!«
»Wie geht's denn Ihrem Dad inzwischen?«
»Hält sich unten in Islamorada ein Fischerboot. 'ne Menge kaltes Bier und Mädels, die auf Ganzkörperbräune stehen. Dem alten Herrn geht's prächtig.«
»Das hört man gerne.«
»Sagen Sie, Mr. Winter, soll ich das alles für Sie kopieren? Bringt Sie vielleicht auf andere Gedanken.«
»Das wäre toll. Eine letzte Frage noch …«
»Nur zu.«
»Die Waffe. Die haben Sie direkt unter seiner Hand gefunden, richtig?«
»Ja. Genau da. Eine Kugel fehlte. Fünf waren noch in der Trommel.«
»Aber wenn man die Wucht des Schusses bedenkt und wie er die Hände zurückwirft …«
Zur Demonstration streckte Simon Winter im Zeitlupentempo die Hände aus und sackte dann auf seinem Sitz zurück.
»… na ja, müsste die Waffe nicht ein Stück weiter weg sein?«
Der junge Detective schmunzelte. »Sie haben's immer noch ganz schön drauf, Mr.Winter. Ja, schon möglich … Wenn es so ein kleines Ding, Kaliber zweiundzwanzig oder fünfundzwanzig wäre. Aber dieser alte Achtunddreißiger muss Tonnen gewogen haben. Unhandlich wie ein Ziegel. Der konnte nicht weit fliegen.«
Simon Winter nickte. »War abgeschlossen, als die Putzfrau kam?«
»Ja. Wie gesagt, sie ist mit ihrem Generalschlüssel reingekommen. Was das betrifft, ist alles klar.«
Simon Winter nickte. »Ich würde mich trotzdem über diese Kopien freuen.«
»Kein Problem. Behalten Sie das nur für sich. Sind immerhin offizielle Polizeidokumente. Wir verstehen uns?«
»Also, ich denke, die Vorschriften sind noch mehr oder weniger die gleichen, seit ich hinter so einem Schreibtisch saß.«
Detective Richards lachte und trat an ein Kopiergerät, während Winter sitzen blieb und sich die letzten Momente im Leben von Herman Stein

vor Augen führte. Es ist alles absolut klar und eindeutig, dachte er – andererseits auch vollkommen verquer und unmöglich. Beides zugleich.

Es erforderte eine Menge Geduld, sich durch das interne Telefonnetz der University of Massachusetts zu manövrieren. Jedes Mal, wenn er es mit der Direktwahl von Professor G. Washington Stein versuchte, geriet er ins telefonische Niemandsland. Erst, als er nach einigen Mühen die Sekretärin des Instituts für Anglistik am Apparat hatte, gelangte er ans Ziel. Er hatte diese Art von Telefonaten schon immer gehasst, bereits zu seiner Zeit als Detective. Doch immerhin tröstete ihn der Gedanke, dass seit dem Tod von Herman Stein Monate vergangen waren und bei seinem Sohn die Wunden hoffentlich schon ein wenig verheilt waren.
»Professor Stein?«
»Ja. Keine Verlängerungen. Die Abschlussarbeiten sind am Mittwoch fällig. Wer spricht da bitte?«
»Professor, mein Name ist Simon Winter …«
»Sie sind kein Student?«
»Nein, ich bin Detective. Ich rufe aus Miami an.«
»Ein Detective? Und in welcher Angelegenheit ermitteln Sie?«
Winter schwieg einen Moment, während er versuchte, eine möglichst knappe, präzise Antwort zu finden. Ihm fiel keine ein.
»Professor, ich muss mich bei Ihnen dafür entschuldigen, dass ich mich in einer schmerzhaften Angelegenheit an Sie wende, aber Ihr Vater hat kurz vor seinem Tod einen Brief an meine« – hier stockte er bei dem Versuch, die drei alten, verängstigten Menschen in der Wohnung des Rabbi ins Spiel zu bringen – »meine Klienten geschrieben …«
»Mein Vater hat einen Brief geschrieben? An wen?«
»An einen Rabbi, den er nicht kannte. Einen Mann, der während des Krieges in Berlin gelebt hatte, bis er denunziert und in ein Konzentrationslager verschleppt wurde.«
»Verstehe. Einen Brief an einen Mann, den er nicht kannte? Was stand in diesem Brief?«
»Er hätte einen Mann wiedererkannt, den er seit …«
»… dem Krieg nicht mehr gesehen hat.«
»Ja, richtig. Dieser Mann …«
»Den Schattenmann«, ergänzte der Professor in kaltem Ton.

Winter klopfte vor Aufregung das Herz. »Ja, das stimmt.«
Professor Stein schien tief Luft zu holen, und für einen Augenblick herrschte Schweigen in der Leitung. Dann fuhr er in nüchternem Ton fort:
»Mein Vater hat den Schattenmann oft gesehen, Mr.Winter. Er sah ihn in seinen Träumen, daraus wurden Alpträume, und er wachte nachts schreiend und schwitzend auf, so dass meine Mutter Stunden brauchte, um ihn wieder zu beruhigen. Er sah ihn in einer Schlange vor der Bank oder in einer Menschentraube vor einem Kino oder im Supermarkt mit einem Einkaufswagen. Er sah den Schattenmann auf der Schnellstraße an uns vorbeifahren oder an der nächsten Bushaltestelle warten. Einmal habe ich ihn zu einem Baseballspiel im Fenway Park mitgenommen, und er ist dem Schattenmann in der Herrentoilette begegnet. Ein anderes Mal erspähte er ihn in der Zuschauermenge bei einem Spiel der New York Knicks, das wir uns im Fernsehen angeschaut haben. Mr.Winter, der Schattenmann war allgegenwärtig. Er spukte meinem Vater immer im Kopf herum.«
Simon Winter sackte schwer zurück. Er saß in seinem eigenen Wohnzimmer, mitten auf seinem abgewetzten Sofa und hatte vor sich auf dem Tisch einen Schreibblock und mehrere angespitzte Bleistifte zurechtgelegt. Mit einem Schlag kam er sich lächerlich vor.
»Wenn er also kurz vor seinem Tod …«, fing Winter unsicher an.
»… jemandem erzählt hat, er hätte den Schattenmann gesehen? Dann wäre das nicht allzu ungewöhnlich, Mr.Winter.«
»Nicht allzu ungewöhnlich, aber doch ein bisschen?«
»Ja. Das Einzige, was daran ungewöhnlich ist, ist der Umstand, dass er jemand anderem davon berichtet hat. Normalerweise – mir fällt keine einzige Ausnahme ein – hat er, wenn er diesen Mann wieder einmal sichtete, entweder mich, meinen Bruder oder meine Schwester angerufen. Dann ist derjenige von uns die Begegnung in allen Einzelheiten mit ihm durchgegangen, hat ihm klargemacht, dass ihm die Erinnerung einen Streich gespielt hatte und die Erscheinung nicht real gewesen war. Soweit ich weiß, hat er sich niemals an einen Fremden gewandt.«
»Und Sie meinen, er hat diesen Mann nie wirklich gesehen?«
»Nein. Aber ich habe einen Tag vor seinem Tod mit ihm gesprochen,

und er hat mir gegenüber nichts erwähnt. Doch er war erregt. Nervöser, beunruhigter und depressiver als ich ihn je zuvor erlebt hatte. Dabei hat er die ganze Zeit über unsere Mutter gesprochen und nicht über den Schattenmann. Wenn ich genau überlege, hat er ihn möglicherweise doch einmal erwähnt.«
»Und Sie konnten ihn beruhigen und ihm das, was er zu sehen glaubte, ausreden?«
»Richtig.«
»Wirkte er verängstigt?«
Der Professor überlegte, dann erwiderte er: »Vielleicht konnte man die Mischung an Gefühlen, mit denen er zu kämpfen hatte, zum Teil als Angst interpretieren. Ich weiß nur noch, dass ich danach beunruhigt war und meine Geschwister angerufen habe. Wir kamen zu dem Schluss, dass einer von uns nach Miami fliegen und ihn besuchen sollte. Aber bis wir alles arrangiert hatten, war es schon zu spät.«
Wieder legte der Professor eine Pause ein, dann fügte er hinzu: »Klinge ich gefühllos, Mr.Winter? Unsensibel?«
»Nein«, log Winter.
»Das ist eine merkwürdige Sache, Mr.Winter. Jemanden, den man liebt, dafür zu hassen, was er sich selbst angetan hat. Das stürzt einen in seltsam gemischte Gefühle.«
»Es tut mir leid, auf diese Weise daran zu rühren.«
»Nein, schon gut. Seltsamerweise ist es irgendwie leichter, mit einem Fremden darüber zu sprechen, als jemandem, den man kennt. Sind Sie meinem Vater je persönlich begegnet, Mr.Winter?«
»Nein.«
»Er war ein ungewöhnlicher Mann.«
»Inwiefern?«
»Er hatte ständig das Gefühl, der Welt etwas schuldig zu sein. Er versuchte andauernd, Schulden zu begleichen.«
»Geld?«
»Nein. Schulden der Seele, Mr.Winter.« Der Professor lachte, als käme ihm eine amüsante Erinnerung in den Sinn. »Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Mein voller Name lautet George Washington Woodburn Stein. Nicht gerade ein Allerweltsname, wie?«
»Nein.«

»Dann erzähle ich Ihnen mal, wie ich an meinen Namen gekommen bin, und das wird Ihnen ein bisschen dabei helfen zu verstehen, wie mein Vater war. Er wurde 1942 zusammen mit meiner Tante, meinem Onkel und meinen Großeltern gefasst. Sie lebten untergetaucht in Berlin …«
»Der Schattenmann?«
»Ja. Er kannte meinen Onkel, jedenfalls nach Aussage meines Vaters. Hat ihn während eines Luftangriffs in einem Bunker entdeckt.«
»Und?«
»Was denken Sie, Mr.Winter? Die Gestapo kam. Nahm sie mit. Sie sind alle im KZ umgekommen.«
»Das tut mir leid.«
»Mein Vater dagegen hat es geschafft zu überleben. Als der Krieg zu Ende ging, war er siebzehn. Gegen Ende war natürlich die Hölle los. Aufgrund der Frontverläufe hat die SS sie ständig von einem KZ zum anderen gejagt. Ich vermute, dass diese Märsche auf ihre Art genauso schlimm waren wie alles, was sie schon hinter sich hatten. Wenn man so viel durchgemacht hatte und immer noch am Leben war und am Ende nur wenige Kilometer von den Truppen der Alliierten entfernt den Erschöpfungstod vor Augen hat … Mein Vater hat erzählt, dass unterwegs viele starben, indem sie einfach am Straßenrand niedersanken, als versetzte ihnen die bloße Hoffnung aufs Überleben den Todesstoß.«
»Doch er hat überlebt.«
»Ja. Aber nur knapp. Er hat erzählt, er sei in einer Baracke zusammengebrochen. Es war Nacht, und sie waren Dutzende, aberwitzig nutzlose Meilen auf dem Todesmarsch. Sie hatten seit Tagen nichts gegessen, sie starben an Typhus, Grippe, Lungenentzündung und was weiß ich für Krankheiten, sie starben wie die Fliegen. Dabei konnten sie aus der Ferne schon Artilleriefeuer hören, und einmal hat er mir erzählt, dieses Geräusch hätte geklungen, als ob Hunderte von Menschen gleichzeitig an die Himmelspforten klopften. Er rechnete mit dem Tod. Als er am Morgen erwachte, war er erstaunt, die Sonne zu sehen, und er wusste, dass sein letzter Tag gekommen war, also kroch er aus seinem Bett – natürlich keinem richtigen Bett, einer Holzpritsche in einer der Baracken –, dann aus der Tür, obwohl er wusste, dass eine der SS-Wachen ihn erschießen würde, bevor er allzu weit kam, doch um ein letztes Mal die Sonne im Gesicht zu spüren, war es ihm das wert. Aber

die Wachen hatten in der Nacht die Flucht ergriffen. Im Lager war es bis auf unartikulierte Laute des Staunens und des Sterbens ruhig. Mein Vater schleppte sich auf den Appellplatz hinaus. Arbeit macht frei. Dieses Motto stand am Tor. Wie er uns erzählte, beschloss er, dort auf seinen Tod zu warten. Mit siebzehn, Mr.Winter. Mit siebzehn wartete er in der Sonne darauf zu sterben.«
In der Leitung war ein tiefer Atemzug des Professors zu hören. »Ich habe meinen Vater geliebt«, versicherte er. »Aber, wissen Sie, manchmal kam es mir so vor, als hätte er seit diesem Tag die ganze Zeit darauf gewartet zu sterben.«
Der Professor verstummte und ergänzte nach einer Weile noch etwas, das ihm in Erinnerung geblieben war: »Das hat er sogar selbst gesagt, als er nach Miami Beach zog. Er wollte immer noch in der Sonne sterben. Für ihn schien es der richtige Ort zu sein.«
»Und was war mit Ihrem Namen?«, fragte Simon Winter.
»Er sagt, er sei eingeschlafen, als die Sonne aufging. Und nach einiger Zeit hörte er, wie ihn von oben ein Engel anredete. Er hat uns immer erzählt, wie sehr er staunte, dass dieser Engel Englisch sprach. Mein Vater konnte Englisch, denn er hat einen Teil seiner Kindheit … nun, das ist eine andere Geschichte. Aber er war mit der Sprache vertraut, und er hörte den Engel sagen: ›Aber hier ist jemand am Leben …‹ Also schlug er die Augen auf und dachte, er wäre im Himmel, doch stattdessen blickte er in das Gesicht von Sergeant George Washington Woodburn. Ein sehr schwarzes Gesicht, Mr.Winter. Ein schwarzer Engel. Sergeant Woodburn gehörte dem Achtundachtzigsten Panzerbataillon an. Wissen Sie übrigens, welchen Spitznamen die sich gaben? ›Eleanor Roosevelts Nigger‹, aber auch das ist eine andere Geschichte. Und so streckt mein Vater, Herman Stein, die Hand aus, berührt diesen Sergeant Woodburn an der Wange und fragt: ›Bin ich tot?‹, und Sergeant Woodburn antwortet: ›Nein, mein Junge. Bist du nicht.‹ Später fand mein Vater das absolut komisch. Der Sergeant hatte einen kräftigen Alabama-Akzent, wie Sie sich denken können, und wahrscheinlich war es fünf oder sechs Jahre her, seit mein Vater das letzte Mal Englisch gehört hatte – die gepflegte britische Variante, die der feinen Upper Class. Aber er sagte, er könne sich an jedes einzelne Wort des Sergeants erinnern. Und so hebt dieser Sergeant Woodburn meinen Vater auf, trägt ihn durchs ganze

Lager und brüllt: ›Sanitäter! Sanitäter!‹, und mein Vater hat immer gesagt, das Einzige, woran er sich danach erinnern konnte, wären diese kräftigen Arme, die ihn hielten – er wog nur noch sechzig Pfund –, und dieser riesige schwarze Mann ruft nach einem Doktor und sagt: ›*You ain't dyin' boy. No Sir. You ain't gonna dy.* Du wirst nicht sterben, mein Junge. Du bleibst mir schön am Leben …‹«
Man hörte dem Professor an, dass er aufgewühlt war.
»Sergeant Woodburn trägt also meinen Vater zu einer Ambulanz und einem Arzt und wiederholt die ganze Zeit: ›*You ain't dyin', no Sir.*‹ Als mein Vater das nächste Mal erwacht, liegt er in einem Lazarett, und so bleibt er am Leben. Deshalb bin ich nach Sergeant George Washington Woodburn benannt. Im Laufe meiner Kindheit und Jugend haben uns unsere Eltern alle paar Jahre ins Auto verfrachtet und nach Jefferson City in Alabama gefahren, um die Woodburns zu besuchen. Er wurde da Brandmeister. Hat sechs Söhne großgezogen. Der Jüngste studiert gerade hier an der Uni. Wir veranstalteten immer wieder Familientreffen, und jedes Mal haben mein Vater und der Brandmeister dieselbe Geschichte erzählt. Sie haben ihre Späße gemacht und gelacht, und der Brandmeister hat versucht, meinen Vater wie damals hochzuheben, aber er hat es nicht mehr geschafft, und alle fanden das zum Brüllen komisch. Er ist selbst vor wenig mehr als einem Jahr gestorben. Wir waren alle auf seiner Beerdigung. In Jefferson City, Alabama. Es war sehr heiß, und mein Vater hat stundenlang geheult. Haben wir alle.«
Der Professor holte wieder tief Luft. Simon Winter hörte, wie seine Stimme zu zittern begann.
»Sehen Sie, mein Vater, Mr.Winter, verstand etwas von Schulden.«
Winter fiel darauf keine passende Antwort ein. Doch er kam nicht in Verlegenheit, denn der Professor war offensichtlich noch nicht fertig.
»Ich schweife ab. Tut mir leid.«
»Nein, nein. Ganz und gar nicht. War Ihr Vater Akademiker wie Sie?«
George Washington Woodburn Stein lachte laut, als sei er erleichtert, das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken. »O nein, ganz und gar nicht! Er war Juwelier. Die Familie in Berlin hatte mit antikem Schmuck gehandelt. Deshalb hatte er schon als kleines Kind Englisch gelernt. Und Französisch. Sie sind viel gereist. Sie waren Kosmopoliten. Sie gehörten zu jenen Juden in Deutschland, die solche Dimensionen des Bösen nicht

für möglich gehalten hatten. Sie konnten ihren Familienstammbaum mehrere Jahrhunderte zurückverfolgen. Mein Großvater muss sich für einen eingefleischteren Deutschen gehalten haben als die Leute, die ihn schließlich in den Tod schickten.«
»Juwelier?«
»Ja. Ein Mann von unglaublicher Präzision, wenn er an Steinen arbeitete. Mein Vater hatte ein ausgeprägtes Fingerspitzengefühl, eine echte Gabe. Er beherrschte die Kunst der Akkuratesse, Mr.Winter. Er liebte Juwelen, weil sie, wie er sagte, unvergänglich sind. Wie ein Stück von Shakespeare – das ist mein Metier – oder ein Gemälde von Rembrandt oder ein Klavierkonzert von Mozart. Unsterblich, befand er. Die Steine entstammen der Erde, aber sie überdauern. Für ihn besaßen sie ein eigenes Leben. So etwas wie Persönlichkeit und Charakter. Er sprach mit den Fassungen, während er daran arbeitete. Er hatte die Hände eines Chirurgen. Das ist übrigens meine Schwester geworden. Und Augen wie ein Scharfschütze. Sogar am Ende seines Lebens war seine Sehkraft noch phänomenal …«
Die letzten Worte brachte der Professor nur mühsam heraus, dann verstummte er.
»Stimmt etwas nicht?«, fragte Simon Winter.
»Ähm, ja und nein.«
»Ihnen geht etwas durch den Kopf?«
»Ja. Mr.Winter, ich weiß nicht, ob …«
Er hielt inne.
Winter hakte taktvoll nach: »Was ist, Professor?«
Die Stimme in der Leitung wirkte unsicher. »Ich kenne Sie nicht, Mr.Winter. Ich kann Ihr Gesicht nicht sehen. Es fällt mir schwer, mich mit einem Unbekannten über Zweifel auszutauschen.« Der Professor griff jetzt zu einer seltsam gestelzten, zunehmend förmlichen Sprache.
»Ich bin auch ein alter Mann«, erwiderte Winter geradeheraus. »Wie Ihr Vater. Ich bin ein alter Mann, der einmal Detective war, und einige alte Menschen haben mich darum gebeten, herauszufinden, ob dieser Mann, dieser Schattenmann, tatsächlich hier in Miami Beach ist. Sie haben Angst, und ich habe bis jetzt noch keine Antwort auf ihre Befürchtungen, Professor. Sie wussten nicht, ob sie Ihrem Vater glauben sollten, als er ihnen versicherte, er hätte den Schattenmann gesehen. Sie wollen nicht

glauben, dass er hier ist. Aber dann hat eine zweite Person behauptet, ihn gesehen zu haben. Und auch diese Person ist jetzt tot. Und aus diesem Grund rufe ich Sie an.«
»Noch jemand?«
»Ja. In diesem Fall war es Mord.«
»Jemand wurde ermordet? Aber wie?«
»Es gab einen Einbruch. Dem Anschein nach ein Drogenabhängiger.«
»Demnach nicht jemand wie der Schattenmann?«
»Davon geht man derzeit aus.«
»Und wo liegt die Verbindung zum Tod meines Vaters?«
»Es gibt nur eine: Sowohl Ihr Vater als auch diese andere Person glaubten, kurz vor ihrem Tod den Schattenmann gesehen zu haben.«
Der Professor ließ die Auskunft auf sich wirken. »Das ist bemerkenswert«, meinte er schließlich verblüfft. Er verstummte, dann fuhr er fort: »Wissen Sie, so etwas hätte meinem Vater gefallen, Mr.Winter.«
»Gefallen?«
»Ja. Er bewunderte Krimiautoren. Ich habe keine Ahnung, wie er zu diesem Faible gekommen ist, aber er verschlang Sir Arthur Conan Doyle und Agatha Christie und P. D. James. Besonders hat er die Reihe von Harry Kemelman über den Rabbi, der Verbrechen aufklärt, geliebt. Kennen Sie die?«
»Nein, leider nicht.«
»Die sind wirklich faszinierend. Einmal hat er mich gezwungen, ein paar davon zu lesen, etwa um die Zeit, als ich meinen Doktor machte. Er begründete den Vorschlag damit, ich liefe große Gefahr, langweilig zu werden. Allzu viele gelehrte, akademische Texte. Zu viel Paukerei. Ich weiß noch, wie er mir einen Stapel Taschenbücher hinschob und erklärte, sie wimmelten von faszinierenden Rätseln, MacGuffins und falschen Fährten. Ich muss zugeben, ich fand sie wirklich clever.«
Der Professor schwieg erneut. Nach einer Weile sagte er: »Stellen Sie Ihre Fragen, Mr.Winter. Dann will ich Ihnen erklären, was mir zu schaffen macht.«
Simon Winter holte tief Luft. »Die Waffe. Er hat sich mit einer Handfeuerwaffe Kaliber achtunddreißig umgebracht …«
»Mein Vater hat Waffen gehasst, Mr.Winter. Ich war erstaunt, dass er

eine hatte. Er war ein sanftmütiger Mensch. Andererseits lebte er in Miami, und da herrscht eine Menge Gewalt, ich ging also davon aus, dass er einfach niemandem davon erzählt hatte.«
»Die Körperhaltung, in der er sich umgebracht hat …«
»Ja. Ein Schuss direkt über die Augen. Das hat mich irritiert, Mr.Winter. Mein Vater liebte seine Augen. Sie waren das wichtigste Werkzeug für seine Kunst. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass er sie zerstören würde.«
»Verstehe …«
»Und noch etwas. Die Polizei von Miami Beach hat beschrieben, wie er die Pistole gehalten hat …«
»Ja?«
»Na ja, das wäre für ihn schwierig gewesen. Wegen seiner Hände. All die Jahre, in denen er mit feinem Schmuck hantiert hat. All diese präzisen Schliffe. All diese akkuraten Griffe. Er hatte Arthritis in den Händen. Einen Abzug zu betätigen, und dann auch noch mit dem Daumen, wäre für ihn äußerst schmerzhaft gewesen.«
»Haben Sie das der Polizei gesagt?«
»Natürlich. Aber die haben mir erklärt, er habe unter Depressionen und Einsamkeit gelitten, und Menschen, die zum Selbstmord neigen, würden solche physischen Beschränkungen überwinden. Ich vermute, da ist was dran.«
Beide Männer warteten darauf, dass der andere die Stille in der Leitung füllte.
»Was noch?«, fragte Winter schließlich.
»Wahrscheinlich ist es nicht von Belang, aber es hat mich wirklich seltsam berührt.«
»Was denn?«
»Die Polizei hat dem keinerlei Bedeutung beigemessen, aber Sie wissen sicher, dass Familienmitglieder solche Dinge mit etwas anderen Augen sehen …«
»Was denn, Professor?«
»Den Abschiedsbrief.«
»Was ist damit?«
»Na ja, er entsprach schon dem Stil meines Vaters. Direkt. Zur Sache. Wie gesagt, präzise. Es waren genau die Worte, die er geschrieben hätte,

wenn er sich umbringen wollte. Er hatte schon vor langer Zeit mit uns drei Kindern seinen Frieden gemacht. Wir wussten, dass er uns liebte. Er wusste, dass er von uns geliebt wurde. Es gab dem nichts hinzuzufügen. Nein, er liebte eine klare Sprache. Ohne Schnörkel, kurz und bündig.«
»Verstehe.«
»Nein«, entgegnete der Professor ein wenig schroff, »Sie verstehen nicht. Diese Notiz. Diese verdammten Abschiedszeilen …« Sein Ton wurde bitter. Dennoch blieb er bei seiner pedantischen Ausdrucksweise. »Was versteht man unter einem Abschiedsbrief, Mr.Winter? Eine Botschaft. Eine abschließende Erklärung. Ein letztes Wort. Es mögen wenige Worte sein. Aber sie sind bedeutend, meinen Sie nicht?«
»Selbstverständlich.«
»Dann stimmen Sie mir darin zu, dass er etwas mitteilen wollte. Dass dies seine letzte Botschaft an mich, an meinen Bruder, an meine Schwester und an seine Enkelkinder war, die er liebte. Seine Traurigkeit und Einsamkeit, die er nicht überwinden konnte, obwohl wir uns alle Mühe gaben, ihn einzubeziehen, hat ihn zu dieser letzten Erklärung auf Erden veranlasst.«
»Ja.«
»Dann sagen Sie mir doch bitte«, fuhr der Professor fort, und diesmal schwang eine Woge von Trauer und Verwirrung darin, »sagen Sie mir bitte, wieso er nach einer langen Ehe beim Namen meiner Mutter das *h* am Ende vergisst?«
»Ich verstehe nicht.«
»Hannah, mit *h* am Ende, Mr.Winter. Nicht Hanna. *Meine geliebte Hanna* … aber falsch geschrieben. Und das von einem Mann mit seinem Sinn für Präzision. Also, erklären Sie mir das, Mr.Winter. Welche Botschaft vermittelt uns dieser Fehler? Was fangen Sie damit an?«
Eine Menge, dachte Simon Winter. Doch dem Professor blieb er die Antwort auf seine quälenden Fragen schuldig.

12

In einer perfekten Welt

Der Plan war einfach: Sergeant Lion-Man sollte die Uniform sein. Er würde einmal anklopfen, dann beiseitetreten, während ein Detective, den sie sich vom Raubdezernat Miami Beach ausliehen, mit einem Vorschlaghammer die Riegelschlösser entfernte. Der Mann arbeitete im Nebenjob als Bodybuilder und hatte sich den Spitznamen Holzfäller erworben; er war es gewöhnt, zu Festnahmen gerufen zu werden, bei denen das Hindernis einer verschlossenen Tür schnell zu überwinden war. Anschließend würde Walter Robinson das Verhaftungsteam in die Nummer dreizehn anführen.
In einer perfekten Welt, dachte Espy Martinez, ist der Verdächtige schlaftrunken oder auf Droge und gerät angesichts des nächtlichen Lärms in eine Schockstarre. Vermutlich wäre er ebenso zahm wie passiv und würde sich ohne Widerstand ergeben.
Sie saß im Fond des zivilen Polizeifahrzeugs und starrte auf das eintönige Schwarzgrau der heruntergekommenen Gegend. Sie war noch nie in einem Wohnblock wie den King Apartments gewesen, schon gar nicht nach Mitternacht. Die Straßenlaternen sorgten für ein paar dünne Schneisen in der Dunkelheit, als könnten sie mit ihrem spärlichen Licht den Verfall, der an allen Ecken und Enden des niedrigen, dreistöckigen Gebäudekomplexes nagte, verzögern. Trotz der fortgeschrittenen Stunde hörte sie laut vernehmlich die eine oder andere Obszönität und Kindergeschrei. Unmittelbar nach ihrer Ankunft glaubte sie, irgendwo hinter dem Lichtstreifen der Straßenlaternen einen vereinzelten Schuss zu hören, der wie ein böser Gedanke vorüberjagte. An einer hellbraunen Wand des Wohngebäudes konnte sie vage ein aufgesprühtes Graffito entziffern: HIER HERRSCHT 22 HAIE. Die Botschaft besagte vermutlich, dass eine Straßen-Gang mit diesem Namen auf der Twenty-second Avenue Schutzgelder erpresste und den Drogenhandel kontrollierte.
In einer perfekten Welt, musste sie wieder denken.
Und trotz der brütenden Hitze zitterte sie.

Walter Robinson drehte sich genau in dem Moment um, als sie erwartungsvoll zu ihm aufsah. »Sind Sie sicher, dass Sie dabei sein wollen?«, fragte er.
Sie nickte. »Das ist meine Pflicht.«
»Ihre Pflicht ist es, diesen Leroy Jefferson hinter Schloss und Riegel zu bringen. Ihre Pflicht fängt morgen früh an, wenn wir gegen den Bastard wegen des Mordes an Sophie Anklage erheben, wenn Sie im smarten Nadelstreifenkostüm mit dieser großen alten Aktentasche in den Saal marschieren und ›Euer Ehren dies und Euer Ehren das und die Staatsanwaltschaft beantragt, dass keine Kaution gewährt wird …‹ und dergleichen sagen … Hier *müssen* Sie nicht dabei sein«, erklärte er.
Sie schüttelte den Kopf. »Ich will aber.«
Ein Lächeln huschte um Robinsons Mundwinkel, dann deutete er auf die King Apartments. »Espy, wieso sollte irgendjemand auf dieser gottverlassenen Welt freiwillig hierherkommen?«
Er grinste sie an, und sie lächelte zurück.
»Tja«, seufzte sie, »das frage ich mich auch.« Dann verflog ihr Lächeln, und sie fügte ruhig hinzu: »Ich mache nur nicht gerne halbe Sachen. Ich fange etwas an und führe es zu Ende, Schritt für Schritt. So bin ich eben.«
»Na ja, wenn Sie drauf bestehen …«
»Ja.«
»… dann warten Sie hier, bis wir ihm die Handschellen angelegt haben. Anschließend kommen Sie rauf und sehen zu, wie ich ihn über seine Rechte belehre. Vielleicht können wir die üblichen Unterstellungen des Pflichtverteidigers von polizeilicher Brutalität vermeiden, wenn Sie bei seiner Verhaftung dabei sind.«
Wieder nickte sie. Walter Robinson sah sie eindringlich an und fragte sich, was sie eigentlich beweisen wollte. Es ging jedenfalls nicht darum, ihn zu beeindrucken, dachte er. Das war ihr bereits gelungen. Doch er spürte, dass Espy Martinez im Stillen noch eine andere Agenda verfolgte, und er hatte das Gefühl, dass er darüber bald mehr erfahren würde. Als sie den Kopf ein wenig zur Seite drehte und den Blick über den offenen Innenhof der King Apartments schweifen ließ, betrachtete er sie weiter. Einen Moment ließ er die Augen auf ihrem Profil und ihrem Haar ruhen, das ihr in einer Welle über die Wange fiel, so dass sie es

sich mit einer mädchenhaften Bewegung zurückstrich. Er riss sich los, drehte sich um und zog seine Pistole. Er überprüfte das Magazin der Neun-Millimeter und sah noch einmal nach, ob er ein zweites dabeihatte.
»Dann wollen wir mal«, meinte er.
»Wo ist es?«, fragte sie.
Er betrachtete das Gebäude. »Die letzte Wohnung auf der linken Seite, in der Nähe der Treppe. Erster Stock.«
Sie folgte seinem Blick. An beiden Enden des flachen, rechtwinkligen Baus befand sich je eine Außentreppe. Auf jedem der drei Geschosse führte ein offener Gang quer über die gesamte Fassade zu den einzelnen Wohnungen. Sie fand den Komplex außerordentlich hässlich und konnte nicht nachvollziehen, wie er zu seinem vornehmen Namen gekommen war. Als Robinson seine Waffe wieder ins Schulterholster steckte, wandte Martinez sich ab. Einen Moment lang versuchte sie, sich vorzustellen, wie es für ihn oder Sergeant Lion-Man oder irgendeinen anderen schwarzen Polizeibeamten sein musste, bei Nacht und Nebel auf der Suche nach einem anderen Schwarzen mit einem Haftbefehl wegen Mordes an einer Weißen in die King Apartments einzudringen. Sie hätte Walter Robinson gerne danach gefragt, doch das war nicht möglich. Jedenfalls nicht in diesem Moment. So sagte sie stattdessen etwas, das ihr aus irgendeinem verborgenen Winkel ihres Innern einfach auf die Lippen kam.
»Hey, Walter«, flüsterte sie, als er aus dem Polizeiauto stieg, »passen Sie auf sich auf.«
Er lachte zur Antwort. »Vorsicht ist meine zweite Natur.«
Der Holzfäller und ein weiterer Detective verließen das zweite nicht gekennzeichnete Fahrzeug und schlossen sich Robinson an. Auf der anderen Straßenseite erteilten die beiden Sergeants der städtischen Polizei Miami mehreren Kollegen in Uniform Anweisungen. Sie waren die Verstärkung. Kurz darauf eilten die beiden Sergeants über die Straße. Juan Rodriguez meldete sich als Erster zu Wort. »Lion-Man wär dann so weit, Walter. Ein paar von unseren Jungs gehen hintenrum. Die übrigen folgen dir. Fackeln wir nicht lange, nix wie rein und wieder raus. Schnappen wir uns den Schleimscheißer, bevor seine Nachbarn Ärger machen. Dann können wir in Ruhe seine Bude durchsuchen. *Comprende?*«

»Klingt gut. Wer geht hintenrum?«
»Schätze, das Jungvolk.«
»Komm schon, Juan, blutige Anfänger?«
»Hey, die müssen das lernen, die sind schon in Ordnung. Richtige Feuerfresser. Sind schon fast ein Jahr auf der Straße. Alle beide. Außerdem gibt's an der Rückseite sowieso nur ein einziges Klofensterchen. Wenn er da türmen wollte, müsste er sich Flügel wachsen lassen. Walter, Kumpel, die King Apartments sind wie ein Gefängnis. Die meisten Wohnungen haben sogar vergitterte Fenster, nur dass sie damit Leute draußen halten und nicht einsperren wollen. Ist letztlich Jacke wie Hose. Wir brauchen nur die Zellentür von Nummer dreizehn aufzureißen und die Bude auf den Kopf zu stellen. Wie heißt es noch so schön in dem Song? *No place to run, no place to hide.*«
»Klingt bei dir wie ein Kinderspiel. Das gefällt mir«, erwiderte Robinson. »Also gut. Sind alle so weit? Lion-Man, trägst du deine Weste?«
»Klar hab ich das verdammte Ding übergezogen. Ist scheußlich heiß und unbequem, und es sieht so unvorteilhaft aus, das gefällt mir nicht.«
»Musst dich schon entscheiden, ob dir deine Eitelkeit ein Loch in der Brust wert ist, Lion-Man«, konterte Rodriguez sarkastisch.
»Äh, Sergeant, viele Frauen stehen auf Männer, an denen ordentlich was dran ist«, warf Espy Martinez ein. »Sie wissen schon …«
Die anderen Polizisten grinsten alle, als Lionel Anderson sich zum Dank an die Dienstmütze tippte und eine gewisse Verlegenheit über die Zweideutigkeit zu kaschieren versuchte.
»Ja, Ma'am, sicher doch. Aber an der richtigen Stelle.«
Espy Martinez beugte sich vor und knuffte dem Sergeant in die Brust.
»Tragen Sie einfach die Weste«, meinte sie.
»Für Sie mit Vergnügen.«
»Vielleicht auch für Miss Yolanda?«
»Ah, den Aspekt hatte ich nicht bedacht, Miss Martinez.«
»Alle legen bitte ihre kugelsicheren Westen an«, sagte Martinez in die Männerrunde. Alle nickten. »Außer mir«, fügte sie hinzu, »da ich hier in Sicherheit bleibe.«
Die Männer lachten und waren vermutlich dankbar dafür, dass Martinez sie mit ihrer Witzelei ein wenig entspannte. Am liebsten hätte sie ihnen

allen gestanden, dass die Scherze, das Grinsen und ihre Nonchalance eine einzige Lüge waren, doch das wäre ihr nicht über die Lippen gekommen. Stattdessen wandte sie sich an Walter Robinson. Er nickte ihr zu. Er weiß es, dachte sie.
Robinson hielt die Hand hoch, um sich die Aufmerksamkeit der anderen zu verschaffen. »Dass mir keiner die Tour vermasselt«, mahnte er. »Jeder wirft am besten noch mal einen Blick auf das Fahndungsfoto von Jefferson.«
Er reichte ihnen die Abzüge.
Lionel Anderson sah sich das Bild aufmerksam an. »Wisst ihr was? Ich glaube, ich erinnere mich an den Kerl. Was hat er für einen Spitznamen?«
»Hightops.«
»Dann muss es derselbe Kerl sein. Hat für die Carol City High ein bisschen Ball gespielt, vielleicht vor zehn Jahren. Stark am Korb, aber im Vorfeld nichts zu bieten.«
»Inzwischen hat er da einiges zu bieten«, erwiderte Robinson, »tätlicher Angriff, Einbruch, unerlaubter Waffenbesitz, unerlaubter Drogenbesitz Ich meine, sein Strafregister füllt ein ganzes Buch. Der typische amerikanische Kleinkriminelle. Wahrscheinlich bewaffnet, nein, mit Sicherheit bewaffnet. Worauf warten wir? Schnappen wir uns den Kerl. Noch irgendwelche Fragen?«
Niemand meldete sich. Er hatte es auch nicht erwartet. Dieser Einsatz war für einen Polizisten Routine: Ein Mann, der seit Jahren gegen das Gesetz verstieß, hatte nun eine Grenze überschritten und einen Menschen getötet. Allenfalls konnte man bei dieser Verhaftung darüber staunen, dass der Verdächtige nicht schon früher gemordet hatte. Natürlich, dachte Robinson, sarkastisch, kenne ich sein Jugendstrafenregister nicht. Innerlich zuckte er mit den Achseln.
»Alle bereit? Los geht’s.«
Mit diesen Worten reichte er Lionel Anderson den Haftbefehl, und der Polizist begab sich unverzüglich ins Gebäude. Espy Martinez überkam ein mulmiges Gefühl. Sie griff in ihre Handtasche und schnappte sich ihre halbautomatische Pistole. Sie legte Munition ein, atmete langsam aus und wartete, die Waffe an die Seite gedrückt, dass irgendetwas passierte, damit sie nicht unnötig lange in der pechschwarzen Nacht

herumstand, was sie aus tiefstem Herzen hasste.

Leroy Jefferson, der eigentlich nicht damit rechnete, alt zu werden, saß ruhig in Unterwäsche an einem verkratzten, fleckigen und wackeligen Holztisch in Nummer dreizehn und stellte sich vor, wie sich sein Leben verbessern würde, wenn er je einen ausreichenden Grundstock zusammenbekäme, um mit Drogen zu dealen, statt sie nur zu konsumieren. Es war ein stumpfsinniger Traum: Er stellte sich in neueren Kleidern und einem größeren Auto vor. Er hatte eine Vorliebe für die Farbe Rot und überlegte, ob sie besser zu seinem Anzug oder seinem Fahrzeug passte, bis er sich nach reiflicher Überlegung für ein Sowohl-als-auch entschied.
Er beugte sich vor und spielte mit der Glaspfeife auf dem Tisch. Leroy Jefferson hatte lange, knochige Hände. Athletische Hände: Die Finger waren raubtierartig gekrümmt; auf den Handrücken standen die Adern hervor, als würden sie von Sehnen, Muskeln und Kraft herausgedrückt. Ein Künstler hätte sie wahrscheinlich auf eine grobschlächtige, gewaltsame Art und Weise schön gefunden.
Er strich mit einem gerissenen Fingernagel über die Pfeife.
Seine Freundin schlief im Nebenzimmer; er hörte ein leises Schnarchen, fast Röcheln, als sie sich nackt in einem Knäuel schweißgetränkter Laken auf dem Bett umdrehte. Sie waren noch nicht lange zusammen, und er rechnete nicht damit, dass ihre Beziehung lange halten würde. Was sie miteinander verband, war eher ihre gemeinsame Liebe zur Droge als ihre Zuneigung füreinander. Wenn sie Sex hatten, befriedigten sie nur ein gegenseitiges Bedürfnis.
Unter seinem Finger fühlte sich die Glaspfeife von der Reibung heiß an, doch schließlich war die Hitze allgegenwärtig. Seine Freundin wechselte wieder geräuschvoll die Stellung, und er fragte sich, wie irgendjemand schlafen konnte, wenn die Temperatur in der Wohnung nach Mitternacht langsam, aber sicher stieg.
Wie viel Grad waren es gerade? Fünfundzwanzig? Achtundzwanzig? Oder über dreißig? Die Luft war zum Schneiden; es kam ihm fast so vor, als schmeckte sie von der feuchten Hitze bitter. Er hätte sich gern ein Bier aus dem Kühlschrank geholt, aber er wusste, dass er keins hatte. Nicht einmal Eiswürfel oder Limonade. Das Leitungswasser war brackig

und lauwarm. Er dachte daran, sich unter die Dusche zu stellen, fand es jedoch zu mühselig, seine übereinandergeschlagenen Beine unter dem Tisch hervorzuholen und einen Schritt Richtung Bad zu machen. Auch seine Lethargie schob er auf die Hitze. Wütend starrte er auf das Wohnzimmerfenster hinter der Jalousie, das er hochgeschoben hatte, um das leiseste Lüftchen, das sich in Liberty City regte, in die Wohnung zu lassen.
Kalte Luft, dachte er, nichts wünschte er sich so sehnlich wie kalte Luft. Einfach nur ein bisschen Kühle wie ein leichtes, frisches Hemd.
Er fasste sich mit einer Hand an den Nacken und wischte sich ein wenig von dem Schweiß ab, der sich dort gesammelt hatte. Er glänzte in seiner Hand. Die Reichen in Miami, dachte er, schwitzen nur, wenn sie es wollen.
Bei dem Gedanken stieg ihm kalte Wut hoch.
Er starrte weiter unverwandt auf das geöffnete Fenster, als könnte er es zwingen, ihm Erleichterung zu verschaffen, als erwartete er, zwischen den Glasscheiben den Wind zu sehen. Vor Frustration war er wach und angespannt, so dass er nur eine Sekunde brauchte, um zu begreifen, was passierte, als statt einer Brise Geräusche durch das Fenster drangen.
Die unsicheren, tappenden Schritte eines einzelnen Menschen auf der Treppe hätten auf einen Nachbarn schließen lassen, der betrunken nach Hause schwankte.
Zwei Paar Füße, die sich langsam und vorsichtig bewegten, hätten ihm gesagt, dass ein Drogendealer mit seinem Bodyguard im Anmarsch war, um eine überfällige Schuld einzutreiben.
Doch das flinke Getrappel mehrerer Paar schwerer Schuhe auf der Treppe konnte nur eines bedeuten; Leroy Jefferson sprang so schnell auf, dass die Pfeife auf den Boden fiel, er über seinen Stuhl stolperte und mit einem einzigen langen Schritt an der Schlafzimmertür war. Seine Freundin schnaubte einmal kurz und riss erschrocken die Augen auf, als er sie zur Seite stieß, um seine Pistole unter der Matratze hervorzuholen.
Halb flüsterte, halb schrie er das Wort »Polizei«, als eine Faust an die Tür von Apartment Nummer dreizehn donnerte und Sergeant Lion-Man dasselbe Wort brüllte. Der Beamte und der Mordverdächtige hatten es fast im selben Atemzug ausgesprochen.
Die Freundin klammerte sich an das Laken und zog es sich über die

Brust, während sie schrie: »Leroy, nicht!«
Doch Leroy Jefferson ignorierte sie. In geduckter Stellung drehte er sich neben der Matratze um, hob die Pistole und feuerte quer durchs Wohnzimmer in dem Moment auf die Wohnungstür, als sie unter der Wucht eines Vorschlaghammers barst, so dass sich die beiden Schüsse mit dem Knall von Eisen auf Holz vermischten.

Nach seinem Ruf und dem lauten Klopfen war Sergeant Lion-Man zur Seite gesprungen, damit der Holzfäller seinen Hammer schwingen konnte. Der Schuss von Leroy prallte genau in dem Moment vom Metallbeschlag des Riegelschlosses ab, als er den Hammer zum ersten Mal ins Holz trieb. Die Kugel bohrte sich in den gewölbten Bizeps seines linken Arms, und der kräftige Detective brüllte auf wie ein getroffenes Tier. In einer leuchtend roten Masse explodierten Haut, Blut, Sehnen und Fleisch. Er schleuderte herum, und der Hammer fiel scheppernd auf den Boden und gegen das Eisengeländer des Gangs. Der Holzfäller hatte den Kopf zurückgelehnt und schrie weiter vor Schmerz, während seine Beine wie die eines Läufers, der sich im tiefen Sand vergeblich abmüht, krampfartig zuckten. Seine Schreie übertönten wie gespenstische Laute das Stimmengewirr der anderen Polizisten, die sich zur Seite stürzten und an den Betonsteinwänden des Wohnblocks Deckung suchten.
Die an der Rückseite postierten Neulinge hörten die Schüsse sowie das qualvolle Brüllen des getroffenen Kollegen und rannten mit gezückten Waffen zur Vorderfront des Gebäudes, wo sie, wie sie annehmen mussten, dringend benötigt wurden.
Sergeant Lion-Man fluchte, als er sah, wie sich der Detective vor Schmerzen wand; er packte den Hammer, holte wie ein Schlagmann aus, der sich auf einen mäßig schnellen Fastball konzentriert, und rammte das Werkzeug gegen das Schloss der Tür. In das splitternde Geräusch mischte sich ein weiterer Schuss aus der Wohnung. Die Kugel verfehlte Lion-Man nur knapp am Kopf, und als er zu einem zweiten Schlag ausholte, ließ er eine Salve Kraftausdrücke vom Stapel.
Walter Robinson packte den Holzfäller, um ihn aus der Schusslinie zu ziehen. Hinter sich hörte er Juan Rodriguez auf Spanisch fluchen, eine Mischung aus *mierdas* und *Gelobet seist du, Maria,* dann befahl er

Lion-Man, zurückzutreten. Er hörte, wie ein anderes Mitglied des Verhaftungsteams einen Notruf funkte und den angeschossenen Kollegen meldete. Lion-Man schrie zum dritten Mal und holte zum letzten, entscheidenden Schlag aus, um die Tür endgültig aus dem Rahmen zu lösen. Inmitten des Getöses aus Gebrüll, Getrampel und Flüchen hörte Robinson plötzlich das Geräusch von splitterndem Glas, das er für den Bruchteil der Sekunde, die Sergeant Lion-Man für seinen Schlag benötigte, nicht einordnen konnte.
Als die Tür mit einem Krachen barst und der Zugang zur Wohnung nach einem beherzten Tritt des Sergeant offen war, hechtete Robinson voran. Dicht gefolgt von Rodriguez und zwei weiteren Beamten stürzte er hinein. Alle schrien: »Polizei, keine Bewegung!«, während sie wie nach dem Lehrbuch ihre Waffen mit beiden Händen hielten und links und rechts herumschwangen. Als Erstes entdeckten sie Leroys Freundin, die nackt und kreischend mitten im Zimmer stand. Sie schleuderte ihnen ein Küchenglas entgegen, das hinter ihnen an der Wand zerbrach; einer der Beamten von der städtischen Polizei ging in die Hocke und schoss auf sie. Er verfehlte sie um ein, zwei Zentimeter neben dem Ohr, so dass die Kugel unter einer weißen Staubwolke hinter ihr in die Rigipswand drang. Juan Rodriguez besaß so viel Geistesgegenwart, die Schusshand des Kollegen zu packen und nach unten zu drücken, damit er nicht noch einmal abdrückte. Dabei schrie er vor Wut zusammenhangslose Brocken in zwei Sprachen.
Walter Robinson sah sich um. In dem Durcheinander kostete es Mühe, sich zu orientieren. Nur ein Gefühl sagte ihm, dass der Verdächtige nicht mehr da war. Er drehte sich zu der nackten Freundin um, die mit aufgerissenen Augen reglos dastand und nicht einmal versuchte, ihre Blöße zu bedecken, als könnte sie nicht fassen, dass auf sie geschossen worden war und sie trotzdem noch lebte.
»Wo ist er?«, brüllte Robinson.
Sie starrte ihn ausdruckslos an.
»Wo steckt er?«, schrie Robinson noch einmal. Diesmal machte sie eine Bewegung mit dem Kopf, und er folgte ihrem Blick Richtung Badezimmer.
»Verdammt«, fluchte er tonlos. Wie ein Hochspringer vor der Latte machte er einen Satz und drückte sich an die Wand neben der

verschlossenen Tür. Behutsam drehte er den Knauf. Abgeschlossen. Er holte ein einziges Mal tief Luft und trat zurück, bevor er mit aller Kraft gegen die billige, dünne Tür trat.
Sie flog sofort auf.
Er sprang in das winzige Bad und sah im selben Moment das aufgebrochene Fenster. Er warf einen Stuhl zur Seite, der als Werkzeug gedient hatte, war mit einem Satz in der feuchten Wanne, wo er Mühe hatte, nicht auszurutschen, bis er sich an der Fensterbank festhalten konnte. Er spähte genau zu der Stelle in der Dunkelheit, an der die beiden jungen Polizisten hätten stehen müssen, doch stattdessen sah er nur, wie sich dort unten schemenhaft die Gestalt von Leroy Jefferson vom Boden erhob. Das schwache graue Licht ließ undeutlich erkennen, dass er eine Waffe in der Hand hielt.
»Keine Bewegung!«, brüllte Robinson.
Jefferson drehte sich zum Fenster um, machte kehrt und rannte davon.
»Verflucht noch mal!«, schrie Robinson. »Der Wichser ist runtergesprungen.«
Im selben Moment wurde ihm klar, dass sich dort draußen sonst nur noch Espy Martinez befand.
»Gott im Himmel!«, entfuhr es ihm. »Achtung, Espy!«, brüllte er hilflos durch das zerbrochene Fenster. Dann fuhr er herum und rannte verzweifelt zur Eingangstür.

Am Rande der Dunkelheit hielt es Espy Martinez nicht länger aus. Sie machte einen Schritt Richtung Haus, als sie Walter Robinsons Warnung hörte, die so wie der übrige Lärm irgendwo aus der Nacht zu kommen schien und sie nur noch mehr verwirrte.
Achtung – wovor?
Von den parkenden Polizeifahrzeugen aus hatte sie den Sturm auf die Wohnung verfolgt; die Aktion hatte sich vor ihren Augen abgespielt wie eine Theatervorstellung in einer Sprache, die sie nicht verstand. Die Schüsse, die Schreie, die Hammerschläge gegen die Tür – das alles sagte ihr nur, dass etwas schiefgelaufen war, doch was und wie konnte sie von ihrer Warte aus nicht erkennen.
Wieder trat sie vor. Es schien ihr wichtig, nicht tatenlos dazustehen. Sie spürte, wie der Drang zu handeln, übermächtig wurde und sich gegen die

lähmende Angst aufbäumte.
Mitten im Tumult der widerstreitenden Gefühle sah sie plötzlich, wie eine schattenhafte Gestalt mit Riesenschritten auf sie zukam.

Leroy Jefferson sprintete barfuß über den rauhen Boden aus Schotter und Zement im Eingangsbereich der King Apartments. Er wusste nicht, in welche Richtung er rennen sollte, und folgte nur seinem Fluchtinstinkt. Glasscherben stachen ihm in die Sohlen, doch er merkte es kaum.
Für Sekunden blitzte die Erinnerung auf, wie er, den Ball in beiden Händen, vor allen anderen zum Korb sprintete. Die Rufe der Polizisten hinter ihm drangen wie von fern an sein Ohr und mischten sich mit dem Jubel der dichten Zuschauerreihen. Die Luft schien ihm wie ein Tropensturm um den Kopf zu wirbeln, der zeigen wollte, was in ihm steckt. Zu seinem Staunen stellte er fest, dass ihm zum ersten Mal seit Monaten nicht heiß war.
Die Gestalt, die plötzlich vor ihm auftauchte, hielt er für ein Trugbild. Er sah, dass es eine Frau war; dass sie sich duckte und etwas in den Händen hielt; dass dieses Etwas eine Waffe war. Er sah auch, dass die Frau den Mund geöffnet hatte und dass sie ihm etwas zurief, doch das alles trieb ihn nur weiter voran, während er merkte, dass er jetzt die eigene Pistole hob und immer wieder den Abzug betätigte. Im Magazin waren drei Schuss übrig, und er feuerte sie hintereinander ab. Das Donnern der Schüsse hallte durch die Nacht.

Espy Martinez sah Jeffersons Waffe, bemerkte auch, dass sie direkt auf sie gerichtet war, und brüllte zum tausendsten Mal: »Keine Bewegung!« Zugleich war ihr bewusst, wie lächerlich die Aufforderung war, da sie auf die große, drahtige Gestalt, die bedrohlich auf sie zugerannt kam, keinerlei Eindruck zu machen schien.
Sie zögerte, und in dem Moment schoss der Mann.
Ihr erster Gedanke war: Ich bin tot.
Ohne zu registrieren, was sie tat, drückte sie selbst ab. Sie konnte nicht sagen, ob sie dabei die Augen schloss oder nicht, ob sie in einem Verteidigungsreflex die Hand hob oder nicht, ob sie sich wegduckte oder seitlich auswich oder ob sie in Wahrheit wie angewurzelt stehen blieb und nur darauf wartete, dass die tödliche Kugel sie traf.

Die drei Geschosse aus Jeffersons Waffe schwirrten ihr um die Ohren. Eine erfasste ihre Tasche und durchtrennte den Lederriemen, so dass sie ihr vom Arm gerissen wurde. Das zweite zerrte wie ein Kind, das sich langweilt, am Ärmel ihrer leichten Jacke und zischte, ohne Schaden anzurichten, an ihr vorbei. Das dritte krachte – wie es ihr später vorkam, aus schierer Frustration – in die Scheibe des Polizeifahrzeugs hinter ihr und zersplitterte das Glas.
Schweiß rann über ihr Gesicht und brannte in ihren Augen, während sie ungläubig feststellte: Ich bin noch am Leben.
Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie nach wie vor den Abzug betätigte, obwohl das Magazin längst leer war. Sie konnte sich nicht erinnern, tatsächlich geschossen zu haben. Es hätte ein Geräusch geben müssen. Sie hätte den Rückstoß der Waffe in der Hand spüren müssen. Ein schwacher Pulvergeruch lag wie ein unerwünschtes Parfüm in der Luft. Sie musste sich zwingen, den Finger am Abzug still zu halten. Wie zu einer kurzen Inventur sah sie an sich herunter und wunderte sich, dass sie nirgends blutete. In dem Moment hätte sie laut lachen können. Erst als sie den Kopf hob, nahm sie Leroy Jefferson wahr.
Vielleicht sieben Meter von ihr entfernt krümmte er sich am Boden und wirbelte, da er vor Schmerzen um sich trat, eine Staubwolke auf. Er hielt sich das Bein, und sie sah, wie ihm das Blut zwischen den Fingern herunterlief. Einmal versuchte er aufzustehen, ohne das Bein mit der zertrümmerten Kniescheibe loszulassen. Wie ein Vollblutpferd, das darauf trainiert ist, ein Hindernisrennen zu Ende zu laufen, aber nicht begreift, warum es mit dem gebrochenen Bein nicht auftreten kann, taumelte er ein paar Meter weit und fiel wieder zu Boden.
Sie sah ihm zu und war in dem Moment genauso unfähig, sich zu bewegen, als wäre auch sie verletzt. Sie horchte auf seine Schmerzensschreie, starrte auf das Blut, das auf den staubigen, menschenleeren Bürgersteig rann, innerlich so leer wie das Magazin ihrer Pistole.

Zeit ist von einer seltsamen Elastizität; sie konnte nicht sagen, ob es Minuten oder Sekunden gedauert hatte, bis Walter Robinson quer durch den offenen Hof gerannt kam und sich über den um sich schlagenden Verletzten beugte. Sergeant Lion-Man folgte ihm ebenso wie die übrigen

Polizisten in geringem Abstand. Immer noch war sie wie betäubt. Erst mit einiger Verspätung drangen ihr die Sirenen ins Bewusstsein, die näher kamen, die blau-roten Warnleuchten der herbeigerufenen Streifen- und Krankenwagen, das Quietschen der Reifen.
Sie sah, wie Walter Robinson Leroy Jefferson mit Fäusten bearbeitete, dem Verdächtigen schließlich die Arme auf den Rücken drehte und ihm rücksichtslos die Handschellen anlegte. Sie wandte sich ab, als Robinson aufstand und dem gefesselten Mann einen Tritt verpasste. Vor ihr stand Sergeant Lion-Man, und ihre Blicke trafen sich. Erst nach einer Weile wurde ihr bewusst, dass er ihr etwas zurief.
»Alles in Ordnung? Sind Sie getroffen? Fehlt Ihnen was?«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, mir ist nichts passiert«, erwiderte sie trocken.
Anderson legte ihr einen riesigen Arm um die Schulter und schob sie behutsam ein paar Schritte zurück. Nachdem er mit der einen Hand die Scherben vom Sitz des Autos mit der eingeschossenen Scheibe gewischt hatte, drückte er sie auf das Polster.
»Bleiben Sie hier sitzen, ich hole den Sanitäter«, sagte er.
»Nein«, bekräftigte sie, »mir fehlt nichts.«
Sie sah zu, wie Leroy Jefferson gleich einem Tier, das ein Brandzeichen erhalten sollte, auf den Rücken gedreht wurde. Zwei Rettungssanitäter in blauen Overalls kümmerten sich um sein Bein. Ein weiterer, ein junger Mann mit blondem Haar, stand vor ihr.
»Mir fehlt nichts«, versicherte sie zum dritten Mal, bevor er Gelegenheit hatte, ihr die naheliegende Frage zu stellen. Sie hob den Kopf und entdeckte hinter dem Mann Walter Robinson. Sein Gesicht schien in einer Mischung aus Zorn und Sorge bleich und versteinert. Sie lächelte ihm zu.
»Er hat nicht getroffen«, erklärte sie.
»Gott, Espy, ich …«
»Aber ich hab ihn erwischt. Wird er sterben?«
»Höchstens, wenn sie mich mit ihm allein lassen. Der Bastard …«
»Er rannte und hat mich verfehlt. Wenn er …«
»Denken Sie nicht drüber nach. Es ist noch mal gutgegangen.« Er beugte sich zu ihr herunter.
»Gott im Himmel«, sagte er. Er hätte liebend gern wie der große

Sergeant zuvor den Arm um sie gelegt, doch er hielt sich zurück. So wie sie da halb im Auto, halb draußen saß, wirkte sie sehr klein.
Zu seiner Verblüffung sah sie ihn auf einmal an und lachte los. Nach einer Sekunde fiel er, zuerst verhalten, dann lauthals ein. Sergeant Lion-Man und Sergeant Rodriguez gesellten sich zu ihnen und stimmten, sowie die Anspannung wich, in das Gelächter ein. Es kam ihnen wie der größte Jux der Welt vor: am Leben zu bleiben, wenn man eigentlich hätte tot sein müssen.
Nach einer Weile verstummten sie, und Espy Martinez stieß einen tiefen Seufzer aus.
»Ich fahr Sie nach Hause«, erbot sich Walter Robinson.
»Ja«, antwortete sie. Sowie sie merkte, dass das Adrenalin nachließ, setzte die Erschöpfung ein. Sie sah, wie die Sanitäter Leroy Jefferson auf eine Trage hievten und zur offenen Tür eines Krankenwagens rollten. Ein anderer Krankenwagen brauste im selben Moment mit Sirene und Rot-Blau-Licht davon.
»Da fahren sie den Holzfäller weg. Der arme Kerl hebt keine Gewichte mehr«, bemerkte Anderson. Sergeant Lion-Man blickte zu den Sanitätern hinüber. »Hey, Moment!«, rief er. »Hey, Walter, Kumpel, übernimm du den Pflichtteil, ja. Hier und jetzt. Und Miss Martinez, kommen Sie bitte als Zeugin rüber. Dann können wir vielleicht alle Leine ziehen, bevor es einen Aufruhr gibt.«
Espy Martinez hob den Kopf und stellte fest, dass sich am Rande der Lichter eine Menschentraube gebildet hatte.
Walter Robinson nickte und trat an die Bahre. »Leroy Jefferson«, sagte er in einem ruhigen Ton, der seine Wut mühsam verbarg, »Sie sind verhaftet. Sie haben das Recht zu schweigen oder sich einen Anwalt zu nehmen …«
»Den Scheiß kenne ich«, unterbrach ihn Jefferson, der vor Schmerz die Zähne zusammenbiss. »Was soll ich denn verbrochen haben?«
Robinson konnte seinen hellen Zorn nur noch mit äußerster Willensanstrengung beherrschen.
»Du musstest sie umbringen, Leroy, heh? Konntest nicht einfach nur ihre Sachen mitgehen lassen. Sie allenfalls bewusstlos schlagen. Das wäre doch kein Problem gewesen, oder? Großer Kerl wie du. Sie war nur eine kleine, alte Frau, und du musstest sie gleich töten …«

»Was faseln Sie da?«
»Du kanntest nicht mal ihren Namen, was, Leroy?«
»Von wem reden Sie? Was für eine alte Frau?«
»Sie hieß Sophie Millstein, Leroy. Sie war nur eine kleine alte Frau, die allein in Miami Beach wohnte. Die einfach nur ihren Lebensabend in Ruhe und Frieden verbringen wollte. Tat keinem was zuleide. Und du musstest sie umbringen, du Wichser. Und jetzt wanderst du dafür in den Knast, du Hurensohn.«
Leroy sah ihn in einer Mischung aus Qual und Verständnislosigkeit an. Dann schürzte er plötzlich die Lippen zu einem höhnischen, fauchenden Lachen und sagte: »Ihr seid blöder, als ich dachte. Ich hab keine alte Frau umgebracht.«
»Und ob du das hast«, entgegnete Robinson mit eisigem Sarkasmus. Doch Leroy Jefferson schüttelte den Kopf. »So ein Aufstand«, meinte er, »so ein Aufstand, und dabei bin ich es nicht gewesen. Verdammt.« Er schien aufrichtig verwirrt und traurig. »Das alles für den Falschen«, fügte er hinzu.
Er ließ den Kopf auf die Trage fallen, und die Sanitäter schoben ihn nicht allzu sanft in den Krankenwagen. Dann schlossen sich vor Walter Robinson die Türen.
»Mal wieder ist es keiner gewesen«, knurrte er leise, wie zu sich selbst, doch Espy Martinez hörte ihn. Er drehte sich zu ihr um. »Natürlich war er es nicht«, sagte er. »Gehen wir. Gleich.«
Martinez nickte. Sie fühlte sich vollkommen ausgelaugt. Hätte sie nicht angesichts der letzten Worte des Tatverdächtigen dieses seltsame Gefühl, diese diffuse Beklemmung oder auch nur dieses Unbehagen beschlichen, wäre sie vielleicht auf der Stelle eingeschlafen.

13

Der große Unbekannte

Er betrachtete die Schatten an der weißgetünchten Wand des Krankenhausflurs; im Neonlicht, das aus der Schwesternstation fiel, huschten die verschwommenen Silhouetten der Passanten über die leere Fläche. Einmal hob er die eigene Hand, um zu sehen, ob er zu den grauen, gespenstischen Formen etwas beitragen konnte, doch der Einfallswinkel stimmte nicht.
Walter Robinson wechselte die Stellung, um bequemer zu sitzen, doch vergeblich. Er warf einen Blick auf eine Uhr und stellte fest, dass die Nacht fast vorüber war; die Schatten würden bald im ersten Dämmerlicht verblassen.
Er war erschöpft, doch die Wut sorgte für einen ausreichenden Adrenalinpegel und hielt ihn wach.
Er versuchte, sich ganz auf den Mann zu konzentrieren, der im Aufwachraum lag, um ihm einfach alles anzukreiden, was in dieser Nacht schiefgelaufen war. Doch wenn er ehrlich war, teilte er die Rolle des Sündenbocks mit seiner eigenen Person. Walter Robinson ging die Ereignisse noch einmal der Reihe nach durch und versuchte, herauszufinden, von welchem Moment an das Verhängnis seinen Lauf genommen hatte, wann ihm selbst der Fehler unterlaufen war, der zu dem Schusswechsel geführt hatte. Sie hatten es wie nach dem Lehrbuch angefangen, die Planung war perfekt. Doch es frustrierte ihn zutiefst, dass ein Polizist bei einer zwar nicht ganz einfachen, aber doch recht routinemäßigen Festnahme angeschossen und schwer verwundet worden war. Die vorläufige Diagnose für den Holzfäller klang nicht gut: beträchtliche Zerstörung von Muskel- und Knochengewebe – eine Karriere, die sich in einem einzigen Moment in Luft aufgelöst hatte. Er hatte einige Minuten bei der Frau des Polizisten verbracht, doch seine abgedroschenen Entschuldigungen fanden kein Gehör. Er hatte den hohen Tieren der Polizei von Miami Beach Bericht erstattet, und sie hatten Presseerklärungen herausgegeben. Er hatte seine Zeit damit verschwendet, einem Dutzend Reporter, die mit ihren Kameraleuten

angerückt waren, Rede und Antwort zu stehen, dann hatte er sich in den Flur fortgeschlichen, und dort saß er nun. Er wusste nicht, was Leroy Jefferson erwartete; in diesem Moment wünschte er sich, Espy Martinez hätte den Verdächtigen getötet. Das hätte zwar einigen lästigen Papierkram nach sich gezogen, wäre aber für alle Beteiligten die wahrscheinlich beste Lösung gewesen.
Diesen blutrünstigen Gedanken hing er eine Weile nach. Ihm wurde bewusst, dass er trotz allem, was schiefgegangen war, eine gewisse Befriedigung hätte empfinden müssen. Immerhin hatte er den Fall aufgeklärt: Jefferson wurde des Mordes an Sophie Millstein angeklagt. In den Büros des Morddezernats Miami Beach hatten sie eine große Schiefertafel mit einer Liste der aktuellen, offenen Fälle. Der Mord an Sophie Millstein würde von dieser Tafel weggewischt werden. Er hatte seine Pflicht getan.
Robinson flüsterte einen Kraftausdruck.
Er lehnte den Kopf an die Wand, schloss für einen Moment die Augen und rechnete damit, dass sich hinter den geschlossenen Lidern das Tohuwabohu von den King Apartments noch einmal abspielen würde, sah aber stattdessen nur vor sich, wie er Espy Martinez am Ellbogen hielt und sie mit der steifen Förmlichkeit eines Höflings aus dem achtzehnten Jahrhundert langsam über den Bürgersteig zu ihrer Doppelhaushälfte geleitete. Auf der langen Fahrt aus der Stadt hatte sie im fliegenden Wechsel mal aufgeregt geplappert, wobei ihr auch der eine oder andere Kraftausdruck herausgerutscht war, dann wieder beharrlich geschwiegen. Eben noch hatte sie gesprudelt: »Heilige Scheiße, verdammt, ich kann’s nicht fassen, ich hab den Mistkerl getroffen, nicht wahr? Direkt in sein scheiß Bein, mein Gott. Ich meine, das ist so verflucht unwirklich, das Ganze. Der Wichser schießt daneben, und ich schieß zurück und hab ihn am Arsch. Ich hab ihn mal eben so am Arsch!«
Und als er antwortete: »Stimmt genau, das war’s«, verstummte sie, und eine knisternde Stille füllte den Wagen aus, als würde der Innenraum vibrieren, ohne dass ein Ton zu hören war. Er suchte verzweifelt nach irgendwelchen Worten, um sie abzulenken, doch ihm fiel nichts ein, und so schwieg auch er. Einmal schnappte sie nach Luft, und er drehte sich zu ihr um, weil er sichergehen wollte, dass mit ihr alles in Ordnung war, doch er sah nur, wie sie den Kopf zur Seite drehte und auf die

vorbeirasenden Lichter der nächtlichen Stadt hinaus starrte.
An ihrem Haus hatte er an der Eingangstreppe gestanden und sie gefragt: »Alles in Ordnung? Sind Sie sicher, dass alles in Ordnung ist? Soll ich besser jemanden anrufen? Kommen Sie allein zurecht?« Dann hatte er sich ihre Antwort angehört, alles sei bestens, und sich die ganze Zeit gewünscht, mit ihr in die Wohnung zu treten, es aber nicht über sich gebracht. Wie ein gottverdammter Teenager beim ersten Date, schimpfte er innerlich. Vielleicht dem denkbar schlimmsten Date.
Auch jetzt entwich ihm wieder ein Fluch. Er öffnete die Augen, ballte die Faust und hielt sie sich vors Gesicht.
»Wollen Sie mir eine reinhauen, oder sparen Sie sich das für meinen Klienten auf?«
Walter Robinson folgte der Stimme und blickte zu dem Mann auf, der mit ihm sprach. Es war ein schlaksiger Kerl mit lockigem Haar und einem Grinsen um die Lippen, das zu seinem eindringlichen Blick im Widerspruch stand. Er trug Jeans und Sportschuhe ohne Socken, dazu ein weißes Polohemd mit einem Fleck, und Robinson schloss messerscharf, dass er eilig aus dem Bett gesprungen war, um ins Krankenhaus zu kommen. Zugleich zeugte die Art, wie sich der junge Anwalt ihm gegenüber – dort, wo eben nur Schatten herumgegeistert waren – an die Wand des Krankenhausflurs lehnte, von einer lässigen Unbekümmertheit.
»Hallo, Tommy«, grüßte Robinson gedehnt. »Was machen Sie denn hier?«, fragte er, obwohl er die Antwort kannte.
Thomas Alter war ungefähr so jung wie Walter Robinson. Der Detective schätzte, dass sie Freunde hätten werden können, wäre sein Gegenüber nicht ein leitender Mitarbeiter im Büro des Bezirkspflichtverteidigers gewesen und somit für sämtliche Ermittler des örtlichen Morddezernats der natürliche Feind. Man entwickelt nur selten eine innige Zuneigung zu Menschen, deren Job es ist, einem im klösterlichen Schutzraum des Gerichtssaals die ganze Arbeit zunichtezumachen. Respekt, kein Problem. Oft auch das zähneknirschende Eingeständnis, dass sie alle zu unterschiedlichen Teilen desselben Räderwerks gehörten. Doch aufrichtige Sympathie war zu viel verlangt.
»Ich bin da, um zu gewährleisten, dass unser Mr. Jefferson eine angemessene medizinische Versorgung bekommt, und dazu gehört es

auch, dass er Ihnen gegenüber keine Aussage zu machen braucht, bevor er mit seinem Anwalt gesprochen hat, nämlich, wie's der Zufall will, mit meiner Wenigkeit.«
»Er ist nicht *unser* Mr.Jefferson«, erwiderte Robinson betont.
»Von mir aus: *Mein* Mr.Jefferson …«
»Nun mal halblang, Tommy. Wir müssen erst mal gegen ihn Anklage erheben, und er muss sich für mittellos erklären, bevor Sie ihn bekommen. Und falls er bis dahin mit mir sprechen will …«
»Ja, normalerweise schon, Walt. Das ist richtig. Aber in diesem Fall nicht. Jefferson stand erst kürzlich vor Gericht, eine ziemlich läppische Klage wegen Drogenbesitzes. Den Durchsuchungsbeschluss konnte ich niederschmettern, die Anklage wurde fallengelassen. Aber irgendwie ist es noch nicht amtlich geworden. Folglich bin ich immer noch der Prozessbevollmächtigte, Walt, alter Kumpel. Damit das klar ist. Sie können zu keinem Zeitpunkt mit ihm sprechen, ohne dass ich oder sonst jemand von meinem Büro dabei ist. Verstanden?«
»Und wenn er es selbst will …«
»Zu keinem Zeitpunkt. Verlesen Sie ihm seine Rechte, und ich sage Ihnen von vornherein, dass er auf keins davon verzichten wird.«
Thomas Alter lächelte immer noch, doch aus seinem Ton war jede Heiterkeit gewichen.
Robinson zuckte mit den Achseln und gab sich Mühe, seine Verärgerung zu kaschieren.
»Zu keinem Zeitpunkt«, wiederholte Alter. »Kapiert, Walt?«
»Ja.«
»Das heißt, rund um die Uhr. Vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.«
»Vertrauen Sie mir nicht, Tommy?«
»Nein.«
»Gut, ich Ihnen nämlich auch nicht.«
Alter legte ein mattes Grinsen auf. »Na ja, dann haben wir ja was gemeinsam.«
»Das wär's dann aber auch schon. Jedenfalls würde ich nie versuchen, einen Drecksack wie Jefferson zu verteidigen.«
»Vermutlich nicht. Moralisch unter Ihrer Würde, nicht wahr?« Alters Tonfall triefte vor Sarkasmus. »Und wie geht's sonst so? War 'ne

schlimme Nacht, hab ich gehört …«
»Kann man so sagen.«
»Besonders für den Kerl, der angeschossen wurde. Freund von Ihnen?«
»Nein, nicht direkt.«
Alter nickte. »Espy fehlt nichts?«
Robinson zögerte, bevor er antwortete: »Nein. Vielleicht nervlich etwas mitgenommen, aber sonst ist ihr nichts passiert.«
»Freut mich. Sie ist anders als einige der Miststücke in dem Büro. Vernünftige Frau. Hart, aber vernünftig. Und nebenbei hübsch. Bin froh, dass es sie da draußen im Großstadtdschungel nicht erwischt hat. Klang, als wär's verdammt knapp gewesen. Wenn Sie mich fragen, ich würde um die King Apartments einen großen Bogen machen. Besonders nach Einbruch der Dunkelheit. Was hatte sie überhaupt da verloren?«
Robinson antwortete nicht.
Der junge Pflichtverteidiger betrachtete den Detective. Er lächelte.
»Gehen Sie ins Bett, Walter. Sie sehen müde aus. Dieser Mist hier läuft Ihnen nicht weg. Schätze eher, der verfolgt Sie noch eine ganze Weile.«
Robinson stand auf. Er musterte Alter, der immer noch an der Wand lehnte. Der Anwalt sah den Flur entlang zu den beiden Beamten in Uniform, die vor dem Aufwachraum saßen. Die beiden Cops beobachteten den Detective.
»Sagen Sie's ihnen, Walt.«
»Sie können mich mal, Tommy.«
Alter grinste wieder, doch sein Blick war ungerührt. »Nein«, entgegnete er leise, »Sie mich.«
Dann erhob er die Stimme und rief: »Alle mal herhören. Niemand redet mit Jefferson, zugelassen sind ausschließlich das medizinische Personal und Vertreter des Pflichtverteidigers des Dade County! Und wenn Ihre Schicht um ist, sagen Sie's den Nächsten weiter! Verstanden?«
Die Worte hallten durch den Flur, und die beiden Cops starrten Robinson ausdruckslos an, der widerstrebend nickte.
»Danke, Walt«, meinte Alter forsch. »Aber ich glaube, ich werde vorsichtshalber noch eine Anordnung an seine Tür heften.« Damit zog der Anwalt einen Brief mit dem Siegel des Pflichtverteidigers heraus.
»Derselbe Brief geht noch heute Morgen an den Haftrichter, an Espy Martinez und an ihren scheiß Boss Lasser raus«, fügte er hinzu.

»Auf Nummer sicher, was, Tommy?«
Alter funkelte Robinson an. »Meinen Sie, wir verteidigen zum ersten Mal so ein armes Schwein, das denkt, ein Detective vom Morddezernat wäre der letzte Freund, der ihm auf der Welt geblieben ist, und sich um Kopf und Kragen quatscht? Oder meinen Sie, es wäre das erste Mal, dass irgendein Detective vom Morddezernat, dessen Beweise nicht ganz wasserdicht sind, in den Gerichtssaal und den Zeugenstand marschiert, den Eid ablegt, die ganze Wahrheit zu sagen und behauptet: ›Ja, Sir, Euer Ehren, der Angeklagte hat mündlich auf seine Rechte verzichtet und mir dann den Mord gestanden? Unter vier Augen, ja, Sir, kein Problem …‹? Und wissen Sie was, Walter?«
»Ich bin ganz Ohr.«
»Diesmal passiert so etwas nicht.«
Robinson war ausgelaugt. Er brauchte frische Luft und sehnte sich eine Brise herbei, die ihn wie einen einsamen Segler erfasste und bis nach Hause in sein Bett trug. Plötzlich fühlte er sich wie ein Mann am Ende eines nächtlichen Pokerspiels, der feststellt, dass sein Einsatz dahingeschmolzen und sein Blatt in dieser letzten Runde nichts als ein nutzloser Bluff ist.
Dennoch konnte er sich eine abschließende bissige Bemerkung nicht verkneifen. »Wissen Sie was, Tommy? Der Kerl da drinnen ist ein übler Bursche. Er ist ein Junkie und ein Psychopath und kalt wie eine Hundeschnauze. Der ist fällig. Haben Sie nicht schon ein paar von Ihren Klienten im Todestrakt sitzen, Tommy? Zwei oder drei?«
»Nur einen«, flüsterte Alter bitter.
»Tatsächlich? Ich hätte schwören können, es waren mal mehr.«
»Das stimmt.«
»Ach ja, jetzt entsinne ich mich. Wir brauchen vielleicht nur zu sagen, dass sich die Anzahl dieser Klienten schlicht reduziert hat, was, Tommy? Ist das nicht eine nette Umschreibung dafür, jemanden auf den elektrischen Stuhl zu schnallen?«
»Sie können mich mal, Walter.«
»Der hatte einen Polizisten auf dem Gewissen, richtig, Tommy?«
»Richtig.«
»Da hört im Rechtssystem der Spaß auf, wie? Muss eine harte Nuss gewesen sein, mit dem Schlussplädoyer zwölf Leute bei Laune zu halten,

wenn so ein Bastard einen verdeckten Ermittler zwingt, sich nackt auszuziehen, ihm dann die Pistole in den Mund steckt und ihm sagt, er hätte noch Zeit für ein einziges letztes Gebet? ›Ein Gebet, bevor du stirbst‹, waren das nicht seine Worte? Nur dass er dann schon abgedrückt hat, bevor der Cop das halbe Vaterunser gebetet hatte … War es nicht so, Tommy?«
»Wieso fragen Sie, wenn Sie es wissen.«
»Na ja, ich schätze mal, Sie feilen schon an Ihrem Schlussplädoyer für Jeffersons Geschworene. Schon ’ne richtig gute Erklärung im Ärmel, weshalb diesem Wichser gar nichts anderes übrig blieb, als eine kleine alte Frau zu erwürgen? Und ich schätze mal, Mr.Jefferson kann sich glücklich schätzen, dass er heute Nacht nichts weiter getan hat, als einem Cop den Arm und die Karriere zu versauen. Aber was macht das schon für einen Unterschied, he?«
»Wie meinen Sie das?«
»So oder so ist klar, wohin für ihn die Reise geht.«
»In den Todestrakt? Wenn Sie sich da mal nicht täuschen, Detective.«
»Nein, ich meinte, in die Hölle.«
»Auch da liegen Sie vielleicht falsch«, entgegnete Thomas Alter kalt. Inzwischen war sogar das vertrauliche Schmunzeln um seine Mundwinkel einer eisigen Kälte gewichen, die Walter Robinson aus einem Dutzend Kreuzverhören in Erinnerung hatte. Ihn beschlich das dumpfe Gefühl, wie ein Auto auf regennasser Straße ins Schleudern zu geraten. Er wusste, dass Alter ein respekteinflößender Gegner war, den man nicht leichtfertig herausfordern sollte. Doch er machte weiter und ließ sich in seinen Reaktionen nur noch von der Erschöpfung und den Frustrationen leiten, die in dieser Nacht an ihm zehrten.
»Nein, Tommy, jede Wette. Da kommt er hin.«
»Mag ja sein, aber nicht in diesem scheiß Fall.«
»Ach ja? Ich hab ein Motiv, ich hab die Gelegenheit, ich hab einen Komplizen nach der Tat, ich hab einen Augenzeugen am Tatort, und ich hab jede Menge Leute, die wie ich glauben, dass Sie absolut im Unrecht sind, Herr Anwalt.«
Robinson versuchte, den Mund zu halten, doch es ging einfach mit ihm durch, so dass er mit Informationen herausplatzte, die er besser für sich behalten hätte.

»Ach ja?« Der Anwalt äffte Robinsons Stimme nach. »Und Sie haben handfeste Beweise, Detective?«
»Warten Sie’s ab.«
»Ganz recht, Walter, warten wir’s ab.«
Die beiden Männer funkelten einander an. Alter ergriff zuerst wieder das Wort.
»Sie wissen sicher, dass sein Bein gerettet wurde. Aber das war’s dann auch schon. Sie haben es gerettet. Vielleicht kann er damit ein bisschen laufen, aber dieses Bein wird nicht wieder richtig funktionieren, nie wieder so wie früher …«
»Bricht mir das Herz«, erwiderte Robinson.
»Bestimmt. Und, na ja, ich würde von einem Mann, der für den Rest seines Lebens nur noch unter Schmerzen humpeln wird, nicht allzu viel Kooperationsbereitschaft gegenüber den Leuten erwarten, denen er das verdankt.«
»Wir sind auf seine Kooperation nicht angewiesen. Wir wollen nichts weiter, als ihn in den Todestrakt bringen, wo er hingehört.«
Alter grinste wieder. »Sie liegen vollkommen daneben, Walter.« Er sprach mit dem überzogenen Selbstvertrauen eines Gebrauchtwagenhändlers.
Robinson schüttelte den Kopf und kehrte seinem Widersacher den Rücken. Es war bald Morgen, und wenn er Glück hatte, dachte er, würde gerade in dem Moment, in dem er auf der Schnellstraße zu seiner Wohnung fuhr, über der Silhouette von Miami Beach die Sonne aufgehen. Das klare Licht würde wie eine scharfe Klinge all den abgestandenen Ärger der Nacht aus seinem Bewusstsein schneiden, so dass er ungestört an Espy Martinez denken konnte.

Zwei Tage lang war sie im Büro der Staatsanwaltschaft der Star. Im Gerichtssaal sich zu behaupten, war eine Sache; im wirklichen Leben sich durchzusetzen flößte den Leuten einen Heidenrespekt ein. Die anderen Stellvertreter hatten sich das Hirn nach einem passenden Spitznamen zermartert und versuchten, unter den vielfältigen Möglichkeiten – von Knarrtinez über Bloody Marty bis zu Gib’s-mir-Espy – einen zu finden, der hängenbleiben würde.
Sogar Abraham Lasser hatte keine Mühen gescheut und sich auf den

beschwerlichen Weg durch das Labyrinth der Schreibtische und Bürokabinen begeben, um höchst persönlich Espy Martinez zu ihrem Erfolg zu gratulieren. Eigentlich fand sie es absurd, dass ihr Chef und ihre Kollegen ihr dazu gratulierten, nicht erschossen worden zu sein. Lasser hatte seinen Drahthaarkopf zur Tür hereingesteckt und mit leicht krächzender Stimme geschmettert: »Ah, die junge Annie Oakley, nehme ich an?« Dann hatte er ihr die Hand geschüttelt, auf den Rücken geklopft und ihr – als wäre sie Sieger in einem Boxkampf – den Arm in die Höhe gerissen, während er ihr zuflüsterte, sie sollte für Leroy Jefferson die Höchststrafe herausschlagen, was er allen, die mithörten, nicht weiter zu erläutern brauchte. Noch am selben Tag hatte er ein Memo herumgeschickt, in dem er Espy Martinez für ihre Geistesgegenwart lobte, auch wenn sie selbst sich eher mit dem sprichwörtlichen blinden Huhn verglich. Dann hatte er alle daran erinnert, dass sie vereidigte Gesetzeshüter seien und sich daher bei entsprechenden Anlässen angemessen bewaffnen sollten, um – so wie Martinez – nach angemessener Überlegung, falls es die Umstände erforderlich machten, *angemessen* zu reagieren.

Espy Martinez genoss die Aufmerksamkeit und ließ sich gern ein wenig von ihrer Arbeit ablenken. Als Walter Robinson sie anrief, war sie so aufgeregt, als sei er der Grund für alle Geschehnisse.

»Na, Espy? Wie geht’s denn so?«

»Also, meine Kollegen bestehen darauf, jedes Mal, wenn ich vorbeikomme, die Melodie von *Zwölf Uhr mittags* zu pfeifen. Ansonsten läuft’s bestens.«

Er lachte. Er hörte ein gewisses Timbre in ihrem Ton.

»Wir müssen uns zusammensetzen und den Fall festzurren.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Meine Konzentration hat ein bisschen gelitten.«

»Haben Sie mit Tommy Alter gesprochen?«

»Bis jetzt noch nicht. Das heißt, nur ein Mal. Jefferson wurde in Abwesenheit unter Anklage gestellt. Das Krankenhaus wird ihn nicht vor Ablauf einer Woche ins Gefängnis überführen.«

»Ich habe heute Morgen seine Fingerabdrücke genommen. Alter war dabei, hat aber nichts gesagt. Hat nur zugesehen. Jefferson hatte offenbar Schmerzen, was mich nicht unbedingt zu Tränen rührt. Das Bein ist noch im Streckverband, wird allerdings morgen eingegipst. Der Arzt sagt, er

hätte noch zwei, vielleicht drei Operationen vor sich. Ich hab dem Doktor erklärt, das sei reine Zeitverschwendung. So richtig laut, damit es Jefferson und Alter hören konnten.«
»Eiskalt«, meinte sie und lachte.
»Na ja, wie heißt es noch so schön? Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt, auch wenn es hier streng genommen weder um das eine noch das andere geht …«
»Und wie geht's jetzt weiter?«
»Nun, ich schicke die Fingerabdrücke der Forensik. Damit müssten wir eindeutig beweisen können, dass er in der Wohnung war. Ich hab ihn für die Verbrecherkartei fotografiert und sein Konterfei meinen Busfahrern gezeigt, und die haben bezeugt, dass Jefferson zur richtigen Zeit im richtigen Bus gesessen hat. Morgen früh fahr ich zu Kadosh und lege ihm die Fotos vor. Dann haben wir noch den Pfandverleiher, der mir das Diebesgut bestätigt. Ich hab dem armen alten Reginald und sogar der kleinen Yolanda eine Wagenladung an Straftaten angehängt. Das meiste davon war Schwachsinn, aber die beiden spuren. Lion-Man will sie sich im Prozess persönlich zur Brust nehmen, hat er gesagt. Die Durchsuchung von Jeffersons Bude hat nichts aus Sophies Wohnung zutage gefördert. Trotzdem ist es, denke ich, alles in allem ziemlich wasserdicht.«
Espy nickte, änderte jedoch den Ton: »Alter wirkte ziemlich siegessicher, ist mir aufgefallen.«
»Mir auch.«
»Wieso?«
»Keine Ahnung. Kann ich mir nicht erklären, außer damit, dass er ein arroganter Schnösel ist, der sich grundsätzlich so lange siegessicher gibt, bis er begreift, dass ihm seine Verteidigung wie ein Kartenhaus zusammenfällt. Dann kommt er winselnd an und bettelt um einen Deal. In ein paar Wochen ist es sicher so weit, bis dahin gönnen Sie ihm seinen Spaß.«
»Kein Deal zwischen Anklage und Verteidigung«, erwiderte Espy Martinez. »Order vom Chef.«
»Gut. Er wird's mit Sicherheit versuchen. Darauf wird er die Verteidigung aufbauen: in ein paar kleinen Schwachstellen stochern, um uns einen Schrecken einzujagen und uns zur Mindeststrafe von

fünfundzwanzig Jahren zu bewegen, weil wir das Risiko mit den Geschworenen scheuen.«
»Ich glaube nicht, dass sich die Staatsanwaltschaft darauf einlässt.«
»Aber er wird es versuchen. Solange er Jefferson vor dem Todestrakt bewahrt, kann er das als Sieg für sich verbuchen.«
»Ich wünschte, wir hätten ein Geständnis.«
»Ja, das wäre perfekt. Und ich hätte eines aus dem Kerl herausgekitzelt, wenn Alter nicht aufgekreuzt wäre.«
»Die Geschworenen haben bei einem Mordfall immer gerne ein Geständnis. Gibt ihnen das sichere Gefühl, dass sie das Richtige tun. Besonders, wenn sie über die Todesstrafe abstimmen müssen.«
»Ich weiß. Aber ansonsten haben wir den Fall praktisch in trockenen Tüchern.«
»Können wir das alles noch ein letztes Mal miteinander durchgehen? Vielleicht entdecken wir ein Problem vorab, wenn wir drüber sprechen? Ich wär ganz gerne gewappnet, wenn Alter versucht, eine Verständigung auszuhandeln. Macht es leichter, nein zu sagen.«
Auf so eine Chance hatte Robinson nur gewartet. »Was halten Sie davon, irgendwo essen zu gehen oder so? Ich bring die Fallakte mit, wir können bei einem gemeinsamen Abendessen alles in Ruhe durcharbeiten …«
Espy Martinez zögerte. Ihr Gesicht lief rot an. »Walter, ich weiß nicht, ob wir Arbeit und Privates …«
Sie führte den Satz nicht zu Ende, und er füllte die Schweigepause: »Hey, keine Sorge. Bei einem richtigen Date würde ich Sie ins Kino, ins Theater oder ins Konzert einladen. Ich würde mit Schlips und einem Blumenstrauß oder Pralinen bei Ihnen auf der Matte stehen und Ihnen die Wagentür aufhalten. Zu einem richtigen Date gehört eine gute Portion Nervosität, höflicher Small Talk und bestes Betragen. Das hier ist was anderes. Ich finde, ich bin Ihnen für gestern Nacht was schuldig. Schließlich sollten Sie sich nicht gezwungen sehen, auf jemanden zu schießen. Das macht mir richtig Schuldgefühle.«
Martinez schmunzelte, bevor sie antwortete: »Sie konnten nichts dafür.«
»Jedenfalls ist es ganz bestimmt nicht so gelaufen, wie ich es geplant hatte.«
»Hey«, witzelte sie, »meinen Sie, ich habe was dagegen, dass mich alle hier für gefährlich halten?«

»Gefährlich und berüchtigt?«
»Genau. Schießwütig und knallhart. Eine Frau, die nicht mit sich spaßen lässt.«
Sie lachten beide.
»Also gut«, meinte sie. »Morgen Abend.«
»Ich hol Sie im Büro ab?«
»Nein, zu Hause. Wissen Sie noch, wie Sie hinkommen?«
Aber gewiss.

Natürlich redeten sie nur am Anfang und nur am Rande über den Fall, wie um die Form zu wahren und eine lästige Pflicht zu absolvieren. Er führte sie in ein Restaurant, in dem sie draußen sitzen und den Blick über die Biscayne Bay genießen konnten – eins von der Sorte, in der die Kellner die Nase sehr hoch tragen und mittelmäßiges Essen servieren, das sich unter schweren Soßen und der spektakulären Aussicht versteckt. Im Lauf des Abends konnte Robinson beobachten, wie die Blautöne des Wassers vom Horizont bis an den Strand wanderten und von blassem Himmelblau in Azur und schließlich ein sattes Marineblau übergingen, das sich irgendwann kaum noch von der schwarzen Sommernacht unterschied. Die Lichter der Stadt gingen an und überzogen die Wasserfläche mit hellen Tupfern, als seien ihre Kräusel von einem Impressionisten gemalt.
Sie saß ihm gegenüber und ließ sich von der unbekümmerten Romantik der Tropen anstecken. Sie spürte, wie eine leichte Brise mit den Falten ihres lose sitzenden Kleides spielte und sie mit der Vertraulichkeit eines alten Liebhabers an verborgenen Stellen berührte. Sie lehnte sich zurück und strich sich mit der Hand durchs Haar. Sie betrachtete Walter Robinson und fand, dass er umwerfend gut aussah und dass ihre Eltern, könnten sie die Tochter jetzt mit ihm sehen, tagelang nicht mit ihr sprechen würden, es sei denn, sie wären davon überzeugt, dass es hier streng um Berufliches ging. Und so fragte sie mit Rücksicht auf diesen Gedanken und um wenigstens die Illusion von Arbeit aufrechtzuerhalten: »Jefferson?«
Robinson lächelte. »Richtig. Ein Arbeitsessen. Für Leroy Jefferson sehe ich eher schwarz – klingt wie ein plumper Witz, rassische Konnotationen lagen nicht in meiner Absicht.«

Sie nickte. »Inwiefern?«
»Kurz bevor ich heute Abend das Büro verließ, bekam ich einen Anruf von Harry Harrison – wie können Eltern ihr Kind Harry nennen, wenn es Harrison mit Nachnamen heißt? – von den Jungs, die für die Fingerabdrücke zuständig sind. Und jetzt raten Sie mal, wer seine Abdrücke auf Sophie Millsteins Kommodenschublade verewigt hat?«
»Unser Mann Jefferson?«
»Ebender.«
»Nun, das war's dann für ihn, oder?«
»Schon, mehr oder weniger. Harry sagt, er muss sich noch die Abdrücke auf dem Schmuckkästchen, an der Schiebeglastür und von Sophies Hals vornehmen, aber er wollte uns schon mal wissen lassen, was er bis jetzt rausbekommen hat.«
»Leben Sie wohl, Mr.Jefferson.«
»Außerdem hat Kadosh ihn ziemlich sicher identifiziert, als wir ihm eine Reihe von Fotos vorgelegt haben.«
»Was heißt, ziemlich sicher?«
»Er hat Jeffersons Foto hochgehalten und gesagt, ohne ihn in Wirklichkeit zu sehen, könne er nicht jeden Zweifel ausschließen, doch er sei ziemlich sicher, dass das der Mann sei. Wir müssen nur unbedingt darauf achten, den alten Kerl von seiner Frau fernzuhalten. Er ist es offenbar gewöhnt, dass sie ihm sagt, was er zu denken hat, und sie gibt zu allem ihren Senf dazu.«
»Zu allem?«
»Glauben Sie mir, zu allem.«
»Ergo?«
»Ergo sehe ich nicht das Problem. Falls es denn eins gibt.«
»Wo stehen wir demnach?«
Walter Robinson grinste. »Eigentlich sitzen wir, genau hier, bei einem Glas Wein. Mögen Sie noch eins?«
Espy Martinez nickte. Sie sah ihm dabei zu, wie er ihr einschenkte, dann trank sie einen Schluck und ließ den kühlen, fruchtigen Geschmack auf der Zunge zergehen. Sie blickte über die Bucht und stellte fest, dass sie sich fühlte, als würde sie sich nach Sonnenuntergang in die Wellen stürzen.
»Walter, verraten Sie mir, wer Sie sind?«

Er lächelte. »Wer ich bin? Ich bin ein Detective bei der Polizei, der kurz vor seinem Juraabschluss steht …«
Sie unterbrach ihn mit einer Handbewegung. »Nein, nicht, was Sie sind, sondern wer.«
Robinson hörte den Ernst ihrer Frage heraus und wurde sich plötzlich bewusst, dass sie mehr von ihm wissen wollte, als er erwartet hatte. Einen Moment lang war es ihm unangenehm, doch bevor er es sich anders überlegen konnte, fing er langsam und leise, fast wie bei einem konspirativen Treffen, an zu erzählen.
»Ich schwimme«, berichtete er und deutete mit der Hand auf die Bucht. »Ich schwimme allein, wenn niemand zuschaut, ziemlich weit ins Tiefe, mindestens eine Meile vom Strand weg. Manchmal zwei.«
An dieser Stelle hielt er inne und verschwieg, was er so gerne tat: am frühen Abend, wenn sämtliche purpurrot gebrannten Touristen und die bierseligen Teenager schon ihr Picknick eingepackt hatten, um möglichst vor dem ersten Schatten zu Hause zu sein, bis ans äußerste Ende von Key Biscayne zu fahren. Dann glitt er ins Wasser und kraulte gegen die Wellen an, vorbei an den rot-weißen Baken, vorbei an allen sonstigen Begrenzungen, bis der Sog der Gezeiten seine Arme und Beine zu erfassen drohte. Dort drehte er um und starrte, während er Wasser trat, zur Stadt mit ihren Wohnblocks zurück oder auch an dem verlassenen alten Ziegelleuchtturm vorbei zu der Stelle, an der die Bucht ins offene Meer übergeht. Er wiegte sich auf den Wellen, die sich trügerisch harmlos gaben, obwohl er ihre Tücke kannte. Nach einer Weile holte er dann tief Luft und kämpfte erneut gegen die Strömung und die Gezeiten an, wich gelegentlich einer Portugiesischen Galeere mit ihrem tödlichen Gift aus, ignorierte die Gefahr von Haien, überwand die nicht minder tödliche Gefahr der Erschöpfung, bis er sich mit letzter Kraft an den Strand zurückschleppte und schwer keuchend einmal wieder davongekommen war.
»Wieso schwimmen Sie?«, fragte sie leise.
»Weil in meiner Kindheit und Jugend keins von den schwarzen Kindern schwimmen lernte. Es gab bei uns keine Pools, und bis zum Strand hätte man mit dem Bus dreimal umsteigen müssen. Wir leben im wasserreichsten County von ganz Amerika – wussten Sie das? –, aber wir konnten nicht schwimmen. Ich weiß noch, wie fast jedes Jahr in der

Zeitung stand, dass irgendein schwarzes Kind in einem Kanal ertrunken sei, vielleicht beim Angeln oder beim Fangen von Fröschen oder einfach nur beim Spielen. Rutscht aus, fällt ins knapp über einen Meter tiefe Wasser, gerät in Panik, strampelt und schreit um Hilfe, aber nie ist jemand in der Nähe, also ertrinkt es. Die weißen Kinder sind nie ertrunken. Die hatten Pools hinterm Haus, und man hat es ihnen beigebracht. Brustschwimmen. Kraulen. Seitenschwimmen und Butterfly. Schlimmstenfalls wurden sie ausgeschimpft, wenn sie nass und triefend ins Haus kamen und eine Wasserspur hinterließen.«
Er stellte das Glas Wein ab.
»Ich klinge wütend. Das wollte ich nicht.«
Sie schüttelte den Kopf. Ihr wurde bewusst, dass sie etwas Wichtiges erfahren hatte, fast so etwas wie einen versteckten Hinweis in einem Krimi, auch wenn sie erst später verstehen würde, wieso es wichtig war.
»Nein«, meinte sie. »Das macht es mir leichter.«
»Leichter? Was?«
Sie antwortete nicht. Doch sie dachte: Zu verstehen, was passieren wird.
»Also, Espy, jetzt habe ich eine Frage an Sie«, sagte Robinson, nachdem eine Weile Schweigen geherrscht hatte.
»Nur zu, schießen Sie los«, forderte sie ihn in unbeschwertem Ton auf.
»Vielleicht ist die Wortwahl für mich im Moment nicht so gut.«
»Erklären Sie mir, weshalb Sie allein sind.«
»Wie meinen Sie das?«
Er machte eine kleine, abwinkende Geste, als wollte er sagen: Du bist jung, du bist schön, gebildet und intelligent – du könntest an jedem Finger einen haben. Was sie als eine Art Kompliment auffasste.
»Weil ich nie jemanden gefunden habe, der …«
Sie sprach nicht weiter, weil sie nicht wusste, wie. Einen Moment lang hoffte sie, dass Walter Robinson die Stille mit einer anderen Frage füllen würde, doch als sie sah, dass er geduldig wartete, fuhr sie ein wenig verunsichert fort. »Wahrscheinlich wegen meines Bruders.« Sie holte tief Luft. »Wegen meines toten Bruders. Meines armen, törichten, toten Bruders.«
»Das wusste ich nicht, tut mir leid«, entschuldigte er sich.
»Nein, schon in Ordnung. Ist fast zwölf Jahre her. Am Labor-Day-Wochenende. Eine Woche später sollte er mit dem

Jurastudium anfangen …«
»Autounfall?«
»Nein, nichts so Unschuldiges. Er kam mit ein paar College-Freunden von einem Schnorchelausflug in den Keys zurück. Es wurde spät, und sie gingen in einen kleinen Laden, um sich was zu essen zu besorgen. Nur das Übliche: Chips, Bier, Ring-Dings und Slim Jims und all das Zeug, das zweiundzwanzigjährige Männer mit Inbrunst futtern. Jedenfalls sind sie da in diesem Zwischending von Bodega und 7-Eleven, in einer Seitenstraße des South Dixie Highway, ein ganzes Ende von Kendall entfernt, und sie haben all diesen Müll gekauft, und mein Bruder triezt ein bisschen die kleine, alte Kubanerin, die den Laden führt. Er fragt sie, ob sie eine Tochter hat und falls nicht, ob sie selbst vielleicht noch nicht vergeben sei, alles harmloses Zeug. Die beiden reden Spanisch, und er zieht seine Freunde auf, weil sie Anglos sind und nicht verstehen, worüber er und die alte Dame sprechen, als ein Kerl mit einer Strumpfmaske zur Tür hereinkommt und ihnen eine Magnum Kaliber vierundvierzig vor die Nase hält. Er brüllt alle an, sie sollen sich auf den Boden werfen, und einer soll die Kasse öffnen. Alle sind zunächst wie gelähmt, doch dann tun sie, was er fordert, aber er ist ungeduldig, wissen Sie, wahrscheinlich auf PCP, vielleicht ist er auch einfach nur bösartig oder er mag keine Latinos, was weiß ich, aber als die alte Frau zögert, holt der Kerl aus und schlägt sie mit der Pistole, einfach mitten ins Gesicht. Gerade noch hat sie mit meinem Bruder, meinem armen, törichten Bruder Witze gemacht und geflirtet, und jetzt blutet sie mit zerschlagener Nase und gebrochenem Kiefer. Und mein Bruder rappelt sich hoch, nur auf die Knie, und brüllt den Kerl an, er soll aufhören und sie in Ruhe lassen. Der Kerl hat nur einen flüchtigen Blick für meinen Bruder übrig und lacht kurz auf, als überlegte er, wer eigentlich verrückter sei, mein Bruder oder er selbst, und dann erschießt er ihn, direkt in die Brust. Ein einziger Schuss. Peng! Die alte Frau schreit und fängt an zu beten, und die Freunde meines Bruders pressen sich an den Boden und denken, sie sind als Nächste dran. Und das wären sie auch gewesen, denn der Kerl dreht sich zu ihnen um, zielt mit der Magnum auf sie und drückt ab. Einmal. Zweimal. Dann fährt er herum und richtet die Waffe auf die alte Frau, drückt ein drittes Mal ab. Nichts. Klick. Klick. Klick. Sie stehen alle viel zu sehr unter Schock und sind in Panik,

um zu begreifen, dass der Kerl nur eine Kugel in der Knarre hatte. Der Bursche lacht, dann rennt er mit dem Bargeld und einer Tüte Tortilla-Chips nach draußen …«
Sie holte noch einmal tief Luft. »Eine Kugel und eine Tüte Tortilla-Chips.«
»Das tut mir leid …«, begann Robinson, doch sie wehrte ab.
»Mein armer, törichter Bruder, der besser den Mund gehalten hätte, aber das hätte ihm nun mal nicht ähnlich gesehen. Er hat's nicht mal bis ins Städtische Krankenhaus von Miami geschafft.«
»Schon gut«, sagte Robinson, der nicht sicher war, ob er wollte, dass sie weitererzählte.
»Nein«, widersprach Martinez leise. »Das muss mal raus. Ich war fünfzehn, ich lag zu Hause im Bett und hatte schon geschlafen. Ich hörte meine Eltern weinen, dann sind sie ins Krankenhaus gefahren. Sie haben mich zurückgelassen, allein. Ich hab die ganze Nacht im Dunkeln gesessen und auf ihre Rückkehr gewartet. Meinen Bruder habe ich nie wiedergesehen, außer bei der Beerdigung, und da sah er ganz anders aus, verstehen Sie. Ich meine, er hat nicht wie sonst immer gegrinst und andere gefoppt. Das war drei Tage vor meiner *quince*. Wissen Sie, was das ist?«
»Na ja, so ungefähr. Es ist eine Party, die für junge Latinas ausgerichtet wird, wenn sie fünfzehn werden …«
»Na ja, eine Party ist es schon, aber es bedeutet ein bisschen mehr als das. Es ist zwar vermutlich nicht dasselbe wie eine Bar Mizwa für ein jüdisches Kind, weil das eine religiöse Feier ist, aber es kommt der Sache zumindest nahe. Es wird gefeiert, weil das Mädchen jetzt eine Frau ist. Es steht eine alte Tradition dahinter und das Bewusstsein, dass man von nun an dazugehört. Man zieht tolle Kleider mit einer Menge Rüschen an und kichert ständig, es wird festliche Musik gespielt, und Anstandsdamen sind da, wissen Sie. Und die Eltern sehen den Kindern dabei zu, wie sie sich ›erwachsen‹ benehmen. In der kubanischen Gemeinde ist es ein wichtiges Fest. Mit fünfzehn ist es für Tage und Wochen das Einzige, woran man denken kann. Aber bei mir fand stattdessen die Beerdigung meines Bruders statt.«
»Das muss schwer gewesen sein«, sagte Robinson, und ihm wurde sogleich bewusst, wie dumm das klingen musste, weil es so

offensichtlich war. Deshalb griff er über den Tisch und berührte Espy Martinez' Hand. Sie nahm sie sofort und hielt sie fest.
»Bei mir zu Hause beherrschte mein toter Bruder alles. Er sollte Anwalt werden. Die Kanzlei meines Vaters übernehmen. Etwas aus sich machen. Ein einflussreicher Mann werden. Eine Familie gründen, etwas darstellen in der Welt. Auch wenn sie es nie ausgesprochen haben, aber als er starb, ging das alles auf mich über. Aber nicht nur das.«
»Was noch?«
»Rache.«
»Wie meinen Sie das?«
»Für Kubaner, was sag ich, für fast alle Latinos, ist ein solcher Tod eine Verpflichtung. Mein Vater und meine Mutter – durch den Mord sind sie alt geworden. Also fiel die Aufgabe mir zu.«
»Aber was konnten Sie denn schon machen?«
»Nun, ich konnte mir nicht einfach eine Waffe greifen und jemanden erschießen. Ich musste einen anderen Weg finden, um meine Pflicht zu tun.«
»Und der Mörder?«
»Wurde nie gefasst. Zumindest nicht offiziell. Einen Kerl, auf den die Beschreibung passte, haben sie zwei Wochen später verhaftet, als er oben in Palm Beach County mit dem Kasseninhalt aus einem Dairy Mart kam, aber die Freunde meines Bruders und die alte Frau konnten ihn bei einer Gegenüberstellung nicht identifizieren. Der Modus operandi war derselbe. Trug dieselbe Maske, brüllte dieselben Worte. Lachte genauso. Passte nahtlos ins Bild. Aber sie konnten ihn nicht wegen des Mordes an meinem Bruder anklagen.«
»Und was passierte weiter?«
»Er bekam damals fünfzehn Jahre, fünf hat er abgesessen. Inzwischen sitzt er wieder. Ich sorge dafür, dass die Gefängnisverwaltung ihm Spitzel in die Zelle schickt, die auf den Busch klopfen, ob er vielleicht – aus Versehen – was erzählt. Vielleicht auch nur verrät, was mit dieser Vierundvierziger Magnum passiert ist, die damals verschwand. Dass er sich vielleicht noch damit brüstet, ungeschoren mit einem Mord davonzukommen. Ich halte mich auf dem Laufenden, verstehen Sie? Adressen, eine Aussage. Sobald ich irgendwas in der Hand habe, das ihn konkret mit dem Fall in Verbindung bringt, kommt er vor Gericht.«

Sie holte tief Luft.
»Mord verjährt nicht. Rache auch nicht.«
Sie sah ihn an.
»Wahrscheinlich obsessiv. Aber das geht einem in Fleisch und Blut über.«
Wieder schwieg sie, und er überlegte verzweifelt, was er erwidern sollte. Doch als er noch über die Worte stolperte, fuhr sie fort: »Ich denke also, seinetwegen habe ich Jura studiert – anstelle meines armen Bruders. Und seinetwegen bin ich Staatsanwältin geworden, damit ich eines Tages aufstehen und mich vor die Geschworenen stellen und auf den Bastard zeigen und sagen kann, der hat meinen Bruder umgebracht. Die kleine alte Frau, der dieser Laden gehörte, hat er im Prinzip auch auf dem Gewissen. Sie hatte ein schwaches Herz und ist ein halbes Jahr später gestorben.«
»Tut mir wirklich leid«, stammelte Robinson wieder, »das wusste ich nicht.« Ihm wurde bewusst, dass er nichts Dümmeres, Abgedroscheneres hätte sagen können, doch es war ihm herausgerutscht, bevor er es verhindern konnte.
Espy legte die freie Hand an die Stirn. »Nein«, erwiderte sie, »ist schon gut. Tja, nun ist es raus. Tut mir leid. Wir hatten Spaß, und ich hab mit all dem angefangen, und jetzt sehen Sie mich wie jemanden an, der beim Fluchen in der Kirche ertappt worden ist.«
Sie griff nach ihrem Weinglas und nahm einen großen Schluck. »Ich würde gerne einen Witz machen und uns wieder zum Lachen bringen«, fügte sie hinzu.
Walter Robinson überlegte einen Moment und fragte sich, weshalb er das Gefühl hatte, dass irgendetwas fehlte, dann begriff er, was es war. Bevor er recht wusste, was er tat, platzte er heraus: »Der Mann, der deinen Bruder erschossen hat … war Schwarzer, ja?«
Martinez antwortete nicht sofort. Dann nickte sie.
Robinson seufzte und dachte, während er sich zurücklehnte: Da haben wir’s; das war’s dann wohl. Er wurde wütend, nicht auf Espy Martinez oder auf sich selbst oder auf sonst jemand Bestimmten. Er war einfach wütend auf die ganze Welt, als Espy Martinez plötzlich die Hand ausstreckte und seine so heftig packte, als hinge sie über einem Abgrund.
»Nein«, erklärte sie langsam, »er war er, und du bist du.«

Ihn durchlief ein Freudenschauer, und er beugte sich wieder zu ihr vor. Sie lächelte. »Mein Name«, begann sie, »wissen Sie, was das heißt?«
»Espy?«
»Nein, Dummi, Esperanza.«
Er grinste. »Also, so viel Spanisch bring ich noch gerade zusammen. Es bedeutet *Hoffnung*.«
Sie wollte gerade etwas antworten, als der Kellner mit ihrem Essen kam. Er stand mit den Tellern vor ihrem Tisch, konnte sie ihnen aber schlecht auf die ausgestreckten Arme stellen. Er hüstelte und fragte: »Sie gestatten?« Espy Martinez und Walter Robinson lachten.
Sie aßen hastig, ließen das Dessert aus, ignorierten den angebotenen Kaffee.
Es war, als hätten ihre gegenseitigen Bekenntnisse sie von allen Zwängen des Posierens, Heranpirschens und der kleinen Täuschungsmanöver befreit. Als er sie quer durch die Stadt nach Hause fuhr, blieb sie stumm. Vor ihrer Haustür schaltete er den Motor aus. Sie blieb sitzen und spähte zu der Doppelhaushälfte ihrer Eltern hinauf. Mit ziemlicher Sicherheit sahen sie gerade aus dem Fenster.
Robinson setzte zu einer Bemerkung an, doch sie hörte nicht hin. Stattdessen drehte sie sich zu ihm um und flüsterte mit einer Dringlichkeit, die sie selbst überraschte: »Fahr mich irgendwo anders hin, Walter. Egal wohin. Zu dir. In ein Hotel. Einen Park. Zum Strand, was weiß ich. Alles, nur nicht hier.«
Er sah sie schweigend an, und im selben Moment stürzten sie sich aufeinander, schlossen sich in die Arme, küssten sich wie elektrisiert. Als sie ihn an sich zog, hatte sie das Gefühl, als brächte sie nicht nur die geballte Einsamkeit und die Probleme ihres ganzen Lebens zum Einsturz, sondern auch ihr mühsam gewahrtes Gleichgewicht ins Wanken. Wenn sie ihn nur mit seinem Gewicht fest an sich drückte, so hoffte sie, kämen ihre aufgewühlten Emotionen vielleicht wieder ins Lot.

Er nahm sie mit in seine Wohnung. Kaum hatte er die Tür hinter ihnen geschlossen, fielen sie auf dem Boden seines Wohnzimmers übereinander her mit der ungestümen Hast zweier Gesetzesbrecher, die befürchteten, jeden Moment gefasst zu werden. Mit unbändigem Verlangen zerrten sie sich gegenseitig aus den Kleidern und vereinten

sich so schnell, als bliebe ihnen keine Zeit, den Körper des anderen zu erkunden. Espy Martinez zog Walter Martinez einfach auf sich herunter und versuchte, ihn zu umfangen; er fühlte sich seinerseits wie ein zu stark aufgeblasener Ballon, der jeden Moment explodieren musste. Ihre weiche Haut, die Wölbung ihrer kleinen Brüste, die Form ihres Geschlechts, der Geschmack des Schweißes, der sich an ihrem Hals bildete – das alles nahm er nur am Rande wahr, während er in ungezügelter, urtümlicher Begierde in sie eindrang und sie sich ihm entgegenhob.
Hinterher rollte er sich keuchend zur Seite. Den Unterarm auf den geschlossenen Augen, blieb er auf dem Rücken liegen. Im nächsten Moment hörte er sie sagen: »Also, Walter, hast du auch so was wie ein Schlafzimmer? Ein Bad? Eine Küche?«
Er öffnete die Augen und sah, wie sie sich grinsend auf den Ellbogen gestützt über ihn beugte.
»Ja, schon, Espy. Ich verfüge über den üblichen modernen Komfort. Einen Kühlschrank. Kabelfernsehen. Klimaanlage. Teppichboden …«
»Ja«, meinte sie lachend und strich ihm mit dem Haar über die Brust. »Mit dem Teppichboden habe ich schon Bekanntschaft geschlossen.«
Während sie sprach, senkte sie die Lippen auf seine Brust und schmiegte die Wange an ihn, um auf seinen rasenden Herzschlag zu horchen.
»Der Rausch der Begeisterung«, seufzte er.
»Noch einmal, Walter«, fragte sie leise. »Wer bist du?«
Diesmal antwortete er nicht. Stattdessen nahm er ihr Gesicht in die Hände und küsste sie lange. Dann zog er sie behutsam hoch, hob sie auf die Arme.
»Ins Schlafzimmer«, erklärte er.
»Romantisch«, erwiderte sie und lachte immer noch. »Lass nur nicht meinen Kopf anstoßen.«
Beim zweiten Mal hatten sie keine Eile, sondern erkundeten einander mit Lippen und Fingern. »Wir haben Zeit«, stellte Walter Robinson fest. »Wir haben alle Zeit der Welt.«
Danach schlief er ein. Doch Espy Martinez fühlte sich seltsam rastlos. Sie war erschöpft und ausgelaugt, doch ebenso erfüllt und bezaubert. Einen Moment lang betrachtete sie den Detective im Schlaf, vertiefte sich in seine entspannten Züge, auf die durchs Fenster ein Mondstrahl

fiel. Sie hielt die Hand neben seine Wange, um zu sehen, wie das blasse Licht ihre helle neben seiner dunklen, glitzernden Haut aufschimmern ließ. Ihr kam der Gedanke, dass sie eine Linie überschritten hatte, doch im nächsten Moment mahnte sie sich, nicht in die alten Denkmuster, die Vorurteile aufgrund der Hautfarbe zu verfallen, denn wenn sie hoffte, auch nur eine einzige weitere Nacht mit Walter Robinson zu verbringen, sollte sie jeden Gedanken in diese Richtung so schnell ablegen wie vorhin ihre Kleider.

Sie glitt vom Bett und schlich sich leise ins Wohnzimmer. Das Apartment war klein und lag in einem unscheinbaren Gebäude. Es bot eine schöne Aussicht auf die Bucht und die Stadt. In einer Ecke fand sie Walters Schreibtisch, den er so aufgestellt hatte, dass er durchs Fenster auf Miami blicken konnte. Auf einer Seite stand das gerahmte Bild einer älteren schwarzen Frau. An der Wand hingen Diplome der Polizeiakademie und der Florida International University. Es gab noch ein Foto von einem deutlich jüngeren Walter Robinson, der, verdreckt und auf einer Wange blutverschmiert, ein Footballtrikot trug und einen Ball in die Höhe reckte. Sie erkannte die Farben der Miami Highschool wieder. Sie ließ den Blick zu dem bunten Haufen von Gesetzestexten, Büchern und Polizeiberichten schweifen. Sie entdeckte seine Notizen zum Mordfall Sophie Millstein.

Nackt und auf Zehenspitzen lief sie weiter durchs Mondlicht.

Wieder flüsterte sie: »Wer bist du, Walter Robinson?« Als könnte sie ein Papier, ein Dokument entdecken, das ihn ihr erklärte. Sie ging in die Küche und grinste angesichts der typischen Junggesellenvorräte an kaltem Bier und Bratenaufschnitt im Kühlschrank. Sie kehrte ins Wohnzimmer zurück und entdeckte ein Aquarell an einer Wand. Als sie näher herantrat, sah sie, dass der Künstler einen endlosen Ozean gemalt hatte, der im Vordergrund in der Sonne glitzerte, während sich in der Ferne dunkle Gewitterwolken zusammenballten, die dem gesamten Gemälde eine bedrohliche Note verliehen. Im Halbdunkel war es schwierig, die Signatur des Künstlers auszumachen, und so beugte sie sich vor und schaute genauer hin, bis sie zwei Initialen entdeckte: W. R. Sie befanden sich in einer Ecke genau am Übergang von Licht zu Dunkel.

Sie lächelte und fragte sich, wo er seine Staffelei und Farben

aufbewahrte.
Dann kehrte sie ins Schlafzimmer zurück und schlüpfte neben ihm unter das Laken. Sie genoss all die Gerüche von ihrer Vereinigung. Während sie die Augen schloss, hoffte sie – auch wenn sie nicht wirklich daran glauben konnte –, dass es noch andere Nächte wie diese geben würde, die eben in den Morgen überging.

Er zögerte, bevor er sie berührte, dann strich er ihr mit dem Finger eine Strähne aus der Stirn. Behutsam berührte er ihre Schulter und sagte: »Espy, wir sind spät dran. Es ist schon Morgen.«
Sie reagierte, ohne die Augen zu öffnen: »Wie spät?«
»Schon halb neun. Spät.«
Sie ließ immer noch die Augen geschlossen. »Hast du es eilig, Walter?«
»Nein«, erwiderte er mit einem Lächeln. »Es gibt Tage, da muss man die Dinge einfach langsam angehen lassen.«
Wie eine schlechte Schauspielerin, die eine Blinde mimt, streckte sie beide Arme aus und tastete durch die Luft, bis sie seine Arme und Schultern fand und ihn zu sich herunterzog.
»Haben wir noch Zeit?«
»Wahrscheinlich nicht«, antwortete er und schlug das Laken von ihr zurück, während er sich auf sie legte.
Danach duschten sie und zogen sich eilig an. Er machte Kaffee und reichte ihr eine Tasse. Sie nahm einen einzigen Schluck und verzog das Gesicht.
»Du lieber Himmel, Walter. Der schmeckt grässlich. Ist das Instant?«
»Ähm, ja, ich bin kein großer Koch.«
»Also, dann müssen wir wohl auf dem Weg zur Justizbehörde eine kleine Pause einlegen und uns einen richtigen *Café Cubano* genehmigen.«
»Soll ich dich nach Hause fahren? Willst du mit dem Wagen ins Büro?«
»Nicht nötig«, meinte sie. »Fahr mich einfach direkt zum Büro.«
Er zögerte, dann zeigte er mit einer ausladenden Handbewegung auf die Wohnung. Es war eine hilflose Geste, die zum Ausdruck bringen sollte, wozu er nicht die Worte fand. »Gut«, sagte er. »Aber wann können wir, ich meine, ich möchte …« Er sprach den Satz nicht zu Ende.
Sie lachte. »Uns wieder verabreden?«

»Genau.«
»Keine Ahnung, Walter. Wie soll das mit uns weitergehen?«
»Ich möchte, dass es weitergeht«, antwortete er.
»Ich auch.«
Sie lächelten zufrieden, als hätten sie eine Einigung erzielt.
»Dann morgen«, schlug er vor. »Heute habe ich Nachtschicht.«
»Gut«, bekräftigte sie.
Auf dem Weg zu ihrem Büro lachten und alberten sie die meiste Zeit herum. Sie kehrten zu einer Tasse Kaffee und Gebäck ein und ließen sich beides auf der Zunge zergehen. Als sie den Damm überquerten, flog ein Kormoran tief über die Motorhaube, was sehr komisch aussah. So spät am Vormittag auf dem Weg zur Arbeit zu sein, versetzte sie beide in eine übermütige Stimmung, und so waren sie, als sie schließlich vor dem Justizgebäude hielten, kurz davor, loszukichern. Espy stieg aus und beugte sich noch einmal zu ihm herein. »Rufst du mich an?«, fragte sie.
»Natürlich. Heute Nachmittag. Wir wollen doch unseren Mr. Jefferson nicht vergessen. Diese anderen Fingerabdrücke müssten inzwischen ausgewertet sein. Ich melde mich bei dir mit Harry Harrisons Bericht.«
»Leroy Jefferson hat uns zusammengebracht – wenn er das wüsste …«
Walter Robinson lachte laut. »Was er wohl sagen würde!«
Einen Moment lang sahen sie sich an und empfanden beide dasselbe: dass sie an der Startlinie von etwas Neuem standen. Mitten in ihr Schweigen hinein hörten sie, wie jemand ihren Namen rief.
»Espy!«
Sie drehte sich um, und Robinson lehnte sich über den Beifahrersitz, um zu sehen, wer nach ihr rief. Auf den obersten Stufen des Gerichtsgebäudes erblickten sie die schlaksige Gestalt von Thomas Alter. Er winkte und kam mit wenigen Sätzen die Treppe herunter.
»Hey, Walt, wie schön, Sie auch hier zu erwischen.«
»Na, Tommy, heute schon ein paar Mörder freibekommen?«
»Die Freude ist ganz meinerseits. Noch nicht, aber man kann nie wissen. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.«
Er lächelte mit einer Spur von einem Grinsekatzen-Grinsen.
»Na, Espy? Habt ihr beide euren Fall hieb- und stichfest? Wollt ihr Leroy Jefferson die Daumenschrauben anlegen?«
»Tommy, Sie kennen unsere Vorschriften zu solchen Diskussionen. Sie

müssen förmlich und in Anwesenheit eines Stenographen stattfinden. Aber unter uns kann ich Ihnen so viel verraten, dass es nicht leicht sein wird, eine Verständigung herauszuschlagen, besonders mit Hinblick auf Lasser. Er mag es nicht, wenn kleine alte Damen erdrosselt werden. Verdirbt ihm den ganzen Tag. Ich würde daher sagen, keine Chance. Überhaupt keine Chance.«
»Ach ja? Keine Chance?«
»Sie haben mich sehr wohl verstanden.«
Die Nachricht schien ihn nicht im Mindesten aus dem Konzept zu bringen. »Na ja, dann wollen Sie das hier vermutlich gar nicht erst sehen …« Alter griff in seine Aktentasche und zog einen Stapel Papiere heraus.
»Was ist das?«, fragte Robinson. Er war ausgestiegen und zum Bürgersteig herumgekommen, wo er sich neben Martinez stellte.
»Lügendetektortest«, erklärte Alter unvermittelt.
»Und?«
»Na, dann raten Sie mal!«
»Zieren Sie sich nicht so, Tommy. Raus mit der Sprache!«
»Ich will Ihnen nur sagen, dass mein Klient bei diesem speziellen Test keinerlei Anzeichen von Täuschung erkennen ließ. Nicht die Spur. Und wissen Sie, was wir ihn gefragt haben?«
»Was?«
»Die Frage war höchst simpel: ›Haben Sie Sophie Millstein in ihrer Wohnung getötet?‹ Und jetzt raten Sie mal: Er hat nein gesagt, und der Apparat bestätigt, dass es die Wahrheit ist.«
»Ausgemachter Blödsinn!«, explodierte Robinson. »Man kann die Dinger überlisten …«
»Na ja«, erwiderte Alter gedehnt, »ich dachte mir schon, dass Sie so reagieren würden. Also hab ich mich an denselben Mann gewandt, dessen Dienste sowohl von Ihrem Büro, Espy, als auch von Ihrem, Walt, in Anspruch genommen werden. Wie lange steht der alte Bruce wohl schon auf beiden Honorarlisten?«
»Blödsinn! Ist mir egal, wie er wo abgeschnitten hat, deshalb ist er trotzdem …«
»Sie waren noch nicht in Ihrem Büro, was, Kumpel?«
»Nein.«

»Verhindert, wie?« Alter grinste Espy an.
Ihr platzte der Kragen. »Das ist alles gequirlter Quark, Tommy, und das wissen Sie so gut wie wir. Ein Lügendetektortest besagt gar nichts. Als Beweis zählt das gleich null. Es bringt überhaupt nichts. Verschonen Sie uns also mit solchen Belanglosigkeiten …«
»Heute Morgen hat das Morddezernat Miami Beach einen interessanten Bericht hereinbekommen«, fuhr Alter fort, indem er die Wut, die der Staatsanwältin und dem Ermittler ins Gesicht geschrieben stand, einfach überging. »Ich meine, so etwas von der Art, dass man sich ernsthaft fragt, ob die Welt schon einmal Seltsameres gesehen hat …«
»Tommy, hören Sie mit dem Quatsch auf, sonst vergesse ich mich noch.«
»Was sagen Sie da, Tommy, was für einen Bericht?«
Der Strafverteidiger grinste wieder. »Macht richtig Spaß, Sie zwei unbestechlichen Rächer der Gesellschaft so verwirrt zu sehen. Vielleicht schenken Sie mir noch ein bisschen Ihr geneigtes Ohr und gönnen mir die kleine Show.«
»Was für ein Bericht?«
»Fingerabdruckbericht, Sie eingebildeter Bastard.«
»Woher haben Sie …«
»Wir haben ein paar Freunde in Ihrem Büro.«
»Kommen Sie endlich zur Sache, Tommy!«, forderte Martinez in schrillem Ton.
»Die Sache ist die, Espy, jemand anders hat Sophie umgebracht. Das wollte ich Ihnen sagen.«
»Absoluter Blödsinn!«, widersprach Robinson. Er ging auf den Anwalt los, hielt sich aber im letzten Moment zurück.
»Der große Unbekannte«, sagte Martinez in sarkastischem Ton. »Der große Unbekannte. Tommy, ich bitte Sie, lassen Sie sich was Besseres einfallen als diese alte Masche. Meinen Sie, ich wäre so jung, dass ich das nicht durchschaue? Wie wär’s mit was Originellerem, Kreativerem?«
Alter wirbelte zu ihr herum und beugte sich wütend zu ihr vor. Mit einem Schlag war alle Frotzelei wie weggeblasen. »Ach ja? Ich langweile Sie? Sie finden das einfallslos?«
»Allerdings!«
»Also, stellt euch vor, Jungs und Mädels«, meinte er leise und

verschwörerisch, doch mit beißendem Sarkasmus, »ganz nebenbei ist es auch noch wahr.«
Alter wandte sich an Walter Robinson.
»Der Fingerabdruck an der Leiche. An ihrem Hals. Von der Hand, die sich um Sophies Kehle gelegt hat. Dieser nette Teilabdruck von einem Finger, den eure Jungs von ihrer Haut genommen haben. Und wissen Sie was? Der gehört zu jemandem, ja. Aber nicht zu Leroy Jefferson.«
Er trat zurück.
»Also, bekommt das mal klar, Kinder. Und schaut euch diesen Lügendetektorbericht gut an. Und wenn ihr dann so weit seid, uns bei der Suche nach ihrem wahren Mörder so richtig lieb und nett um Hilfe zu bitten, na ja, ihr wisst ja, wo ihr mich findet.«
Er legte eine Pause ein und fügte hinzu: »Ach, und Walter, alter Kumpel, Sie bringen die fünfzig mit, die Sie mir schulden, he?«
Thomas Alter ließ die Auswertung des Lügendetektortests auf den Bürgersteig fallen, wo eine leichte Brise die Blätter durchwirbelte, während er zielstrebig davoneilte.

14

Das fehlende h

Simon Winter dachte: *Er* ist hier irgendwo. Direkt vor meiner Nase. Vielleicht flaniert er gerade über den hölzernen Steg oder kauft bei dem Verkäufer an der Ecke ein Eis. Oder er steht gerade in der Schlange da vorne an, um sich einen Tisch im News Café zu reservieren. Er könnte der Mann sein, der da auf der Bank in der Nähe der Bushaltestelle den *Herald* liest. Er könnte jeder x-beliebige ältere Mann hier draußen sein. Auf jeden Fall ist er da und hat mindestens schon einen, wenn nicht gar schon zwei Menschen getötet. Wie, kann ich bis jetzt noch nicht sagen, aber er war's. Und er hat es so hinbekommen, dass es einmal wie der Selbstmord eines alten Mannes aussah und im anderen Fall wie die hektische Handschrift eines Junkies.
Und, fügte er stumm hinzu, wenn er es für nötig hält, tut er es wieder, da er kein Problem damit hat, Menschen umzubringen.
Nicht das geringste.
Winter holte tief Luft und fragte laut: »Wie finde ich dich, Schattenmann?«
Ein Teenagerpärchen schlenderte vorbei. Sie trugen beide verspiegelte Sonnenbrillen, die im Licht aufblitzten, und drehten sich um, als sie seine Stimme hörten. Sie sagten etwas auf Spanisch zu einander, lachten und liefen weiter.
Sie machten ihn wütend. Noch so ein alter Knacker, der Selbstgespräche führt. Das hatten sie gedacht. Er sah zwei jungen Frauen zu, die sich auf Rollschuhen im Slalom durch die Menge auf dem Ocean Drive manövrierten. Die Bürgersteige wimmelten von neugierigen und schick gekleideten Menschen, die zwischen Restaurants und Straßen-Cafés flanierten und das Art-déco-Viertel von South Beach beherrschten. Es ist ein Ort der schnellen Autos und Neonreklamen, der lauten Musik, des Salsa mit schweren Bässen oder der kreischenden Elektrogitarren, die darauf bestanden, das gelegentliche Quietschen von Autoreifen oder ein Hupkonzert zu übertönen. Niemand redet, jeder schreit. Miami, inklusive Miami Beach, lebt für das Hier und Jetzt, dachte Simon Winter. Solange

etwas nur neu, schrill und bunt ist, wird es augenblicklich als ein Teil des Images akzeptiert, das die Metropole pflegt.
Die Frauen auf den Rollschuhen trugen dieselben eng anliegenden, schwarzen Lycra-Shorts und dazu fluoreszierende pinkfarbene Neckholder-Tops. Die eine war dunkelhaarig, die andere blond. Sie bewegten sich mit geschmeidiger Grazie; mal stießen sie mit den Beinen kräftig ab, um an Tempo zu gewinnen, mal entspannten sie sich und glitten mühelos dahin.
Der Fußgängerstrom teilte sich, um sie durchzulassen, und schloss dann wie eine gut ausgebildete, wenn auch etwas chaotische Armee wieder die Reihen.
Er saß auf einer Bank mit dem Rücken zum blassblauen Wasser, das sich am endlos langen Sandstrand kräuselte. Ihm wurde bewusst, dass der Straßenlärm, der in der Luft lag, die rhythmische Melodie der Wellen übertönte. Er hatte einen Duft aus Salzluft und einem Dutzend verschiedener Gerichte in der Nase, die in ebenso vielen Küchen zubereitet wurden. Einen Augenblick lang fragte er sich, wie irgendjemand glauben konnte, dass die Gerüche und Geräusche des Menschen denen der Natur vorzuziehen seien.
Er drehte sich halb um und blickte über den Strand.
Wie finde ich ihn?, fragte er sich beharrlich.
Von seiner Warte aus konnte er den kleinen Musikpavillon im Lummus Park sehen, und während er dort saß und die Leute beobachtete, bemerkte er ein halbes Dutzend älterer Männer und Frauen, die zügig vom Strand zur Promenade strebten; der allabendliche Rückzug.
Sie waren mit Gartenstühlen aus Aluminium und gefalteten Sonnenschirmen bepackt. Der Musikpavillon ist beliebt, oft überfüllt, auch wenn die Menschentrauben, die sich dort zusammenscharen, mit jedem Monat weniger zu werden scheinen.
Es ist ein seltsamer Ort, eine Zementplatte, die die sengende Sommerhitze abstrahlt, daneben ein alter, flacher und verwitterter, amtsgrün gestrichener Lagerschuppen. Ein Mikrofon sowie ein kleiner Verstärker werden jeden Tag von Angestellten der Stadt aufgestellt und wieder abgebaut. Dann treten die alten Rentner, die immer noch in Miami Beach leben, einer nach dem anderen vor und unterhalten einander mit ihren Liedern. Ein Schild an der Wand begrenzt die Zahl

der Versuche für jeden auf drei. Die Songs ertönen ohne Unterbrechung durch die flirrend heiße Luft: eine Reihe osteuropäischer Sprachen wechselt sich mit einem gelegentlichen Evergreen auf Englisch und einer großen Zahl jiddischer Lieder ab. Es hat einen absurden Zug: Oft wirken die alten Menschen ein wenig lächerlich, schmachten drauflos, bringen Verse durcheinander, lassen Zeilen aus und summen die Teile, an deren Text sie sich nicht mehr erinnern. Die Sänger gestikulieren und werfen sich mit ausgebreiteten Armen in Pose, als würden sie in einer Bar auftreten. Nur selten passt der Gesang zur Musik, sind die Melodien auf die Worte abgestimmt. Die alten Stimmen sind so zittrig und heiser, dass sie die Lieder ausdünnen und zerfransen. Einige psalmodieren, andere stimmen Klagegesänge an, wieder andere triefen vor Melancholie. Doch ihren Fistelstimmen zum Trotz machen die Sänger weiter, weil sie Erinnerungen heraufbeschwören. Oft geht ihre Vorführung im Lärm der aufgedrehten Jukeboxen oder den Stereoverstärkern unter, die über den Ocean Drive plärren. Doch die alten Leute lassen sich von der Konkurrenz nicht entmutigen und singen weiter. Egal, ob auch nur ein einziges Wort ihrer Darbietung zu hören war, ernten sie dafür den großzügigen Applaus ihrer Mitstreiter.

Simon Winter schüttelte den Kopf und stand auf. Er lief langsam die Straße entlang, an den älteren Menschen, die ihm mit ihren Liegestühlen entgegenkamen, vorbei, während er den beiden jungen Frauen auf Rollschuhen folgte, die einen Moment zwischen zwei glänzenden roten Sportwagen aufblitzten und dann vor ihm im Dämmerlicht des frühen Abends entschwanden.

Ein Streifenwagen der Polizei Miami Beach wühlte sich langsam durch den Verkehr. Simon Winter fühlte sich plötzlich an eine Zeit erinnert, in der er in den oberen Keys im seichten Wasser zum Fliegenfischen ging. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er die Angelrute gerade nach Grätenfischen ausgeworfen, als er die Silhouette eines einsamen Fischadlers erspähte, der am Himmel gemächlich seine Kreise zog und sich von den Strömungen und warmen Aufwinden tragen ließ. Er hatte schnell erkannt, dass der Vogel nicht wirklich auf der Jagd war. Seine Suche war träge, dafür opportunistisch: Kaum hatte er eine Stachelmakrele ausgemacht, die zu dicht unter der Oberfläche schwamm, hob er die Flügel und stürzte sich mit ausgestreckten Fängen und lautem

Klatschen in die leichte Dünung, um im nächsten Moment wieder in die heiße Luft aufzusteigen und mit den weißen Flügeln eine silbrige Fontäne zu hinterlassen. Er hatte ebenso wenig Glück beim Fischen wie ich an jenem Tag, aber dennoch schien er sich, nachdem bis gegen Abend kein einziger Fisch mehr aufgetaucht war, in sein Geschick zu fügen und weiter seine anmutigen Kreise zu ziehen, als sei er ein Teil des Himmels selbst.
Es ist lange her, seit ich mit einer Angelrute am Wasser gestanden habe, rief sich Simon Winter ins Gedächtnis. Vielleicht zehn Jahre. Er versuchte, sich daran zu erinnern, weshalb er es aufgegeben hatte, doch ihm fiel kein Grund ein. Es kam ihm so vor, als hätte er mit all den Dingen aufgehört, die ihm früher einmal sagten, wer er war, und so hielt er es immerhin für möglich, dass er nicht noch einmal in Versuchung käme, sich eine Kugel in den Kopf zu jagen, wenn er all das wiederaufnahm.
Seine Füße tappten auf dem staubigen Bürgersteig. Er ließ den Vogel in seiner Erinnerung verblassen und wandte sich dem Mann zu, der im Namen seiner Frau den letzten Buchstaben ausgelassen hatte.
Ich weiß, wer dich umgebracht hat, Herman Stein.
Du warst klüger, als er dachte, nicht wahr? Obwohl du schreckliche Angst hattest und wusstest, dass du sterben würdest, warst du immer noch clever genug, um eine Botschaft zu hinterlassen. Das fehlende h. Es hat zwar lange gedauert, bis jemand begriffen hat, was du sagen wolltest, aber jetzt weiß ich es.
Simon Winter konzentrierte sich auf Herman Steins Tod und versuchte, sich von dem, was geschehen war, ein Bild zu machen. In all den Jahren, in denen er mit Leichen konfontiert gewesen war, hatte er diese einfache, doch wirkungsvolle Technik, zur Kunst erhoben. Stelle dir das, was geschehen ist, so plastisch vor wie einen Film, dann ergibt sich eine Möglichkeit, den Mann zu finden, der es getan hat.
Also gut, die erste Frage: Zutritt – wie ist er in die Wohnung gelangt? Durch die Eingangstür. Hast du ihm aufgemacht? Nein, das hättest du nie getan. Du warst alt, warst durcheinander und hattest Angst. Du hättest nicht aufgemacht, ohne vorher durch den Spion zu sehen. Wie also dann? Über den Flur. Verlief dein Alltag wie bei so vielen alten Leuten in festen, geregelten Bahnen? Du warst ein Mann der Präzision,

Herman Stein. Bist du jeden Morgen zum Frühstück ins Deli an der Ecke gegangen und genau zur selben Zeit zurückgekehrt, nachdem du genau dasselbe Bagel mit Streichkäse und Müsli zum Kaffee gegessen hattest Ja, das würde zu dir passen. Und so wäre es ein Leichtes gewesen, dir heimlich zu folgen, selbst wenn er wusste, dass du Angst hattest und vielleicht Vorsichtsmaßnahmen ergreifen würdest. Also brauchte er nichts weiter zu tun, als zu warten, bis du rausgehst, sich in den Flur zu schleichen und dir nach dem Frühstück aufzulauern. Gibt es eine Treppe? Einen Notausgang? Eine Besenkammer? Winter brauchte nicht einmal zum Haus des Toten zu gehen, um zu wissen, dass es dort irgendwo ein solches Versteck gab.
Er atmete langsam aus. Ein wenig von der Angst, die Herman Stein empfunden hatte, beschlich ihn jetzt selbst.
Du wusstest, dass er irgendwo da draußen herumlief, und du wusstest auch, dass es dir diesmal nichts nützen würde, deine Söhne oder deine Tochter anzurufen, nicht wahr? Es war immer dasselbe. Jedes Mal, wenn du vom Schattenmann sprachst, haben sie dir eingeredet, es sei nichts. Wie der kleine Junge, der blinden Alarm schlug, wusstest du, dass sie dir nicht glauben würden, obwohl es diesmal anders war und du bis ins Mark erschrocken warst. Also hast du dem Rabbi einen Brief geschrieben.
Weil du vollkommen allein dem Tod entgegensahst.
Woher wusstest du eigentlich vom Rabbi?
Winter nahm sich vor, der Frage nachzugehen. Finde es heraus, befahl er sich, denn wenn Herman Stein vom Rabbi erfahren kann, dann auch der Schattenmann.
Da warst du also, und er hat dir im Flur eine Falle gestellt. Er hat dich gezwungen, gemeinsam mit ihm in die Wohnung zu gehen. Dann hat er dich an den Schreibtisch gesetzt. Hat er dich auch gezwungen, deinen Abschiedsbrief selbst zu schreiben? Ich denke schon, denn da kam dir die Idee, das h auszulassen. Hat dich das für einen Moment getröstet? Hat es dir wenigstens ein bisschen Kraft gegeben? Dir geholfen, dich zu der Waffe umzudrehen, als er sie dir an die Stirn hielt?
Simon Winter dachte: Herman Stein, ich ziehe den Hut vor dir. Du warst ein tapferer Mann, und niemand außer mir weiß es.
An dieser Stelle legte der alte Detective eine Pause ein, denn er hatte den

Eingang zum Sunshine Arms erreicht.
Hat er mit dir geredet, Herman Stein?
Was hat er gesagt?
Winter sah den alten Mann Sekunden vor seinem Tod mit aufgerissenen Augen starr an seinem Schreibtisch sitzen. Er spürte die Angst, die schwindelerregende Qual, die Herman Stein empfunden haben musste. So viele Jahre mit dem Leben davongekommen zu sein und am Ende doch seinem Alptraum gegenüberzustehen …
Er verharrte auf dem Bürgersteig. Die Hitze des Tages flirrte immer noch in der Luft, doch er merkte nichts davon. Stattdessen verlieh er in dem Filmausschnitt, der vor seinem inneren Auge ablief, der nebulösen Gestalt, der sich Herman Stein gegenübersah, nacheinander die Gesichter der Mörder, mit denen er es in seiner Laufbahn zu tun bekommen hatte. Mühsam ging er den langen Katalog der Verbrechen durch: ein psychotischer Mann, der mit einem Schlachtermesser auf seine Frau und Kinder losgegangen war; ein Auftragskiller, der seiner Zielperson vorzugsweise eine kleinkalibrige Pistole an die Schädelbasis hielt; der brutale Anführer einer Gang, dessen favorisiertes Tatwerkzeug ein Baseballschläger war, mit dem er seinen Opfern am liebsten zuerst die Beine zerschlug, um sich mit zunehmender Rage systematisch nach oben vorzuarbeiten. Dieser Galerie gesellte er ein paar Serienmörder hinzu, ein junges Verbrecherpärchen, das für den Kick getötet hatte, mehrere Vergewaltiger, die eine noch abartigere, wirkungsvollere Art entdeckt hatten, sich aufzugeilen. Eine nach der anderen ließ er diese Gestalten aus seiner Erinnerung aufmarschieren und im selben Moment wieder in der Versenkung verschwinden.
Er hob die Hand und wischte sich den feinen Schweißfilm von der Stirn, der sich direkt unter dem Rand seiner Baseballkappe gebildet hatte.
Du warst nicht in der Reihe, stimmt’s, Schattenmann? Du passt nicht in die Erinnerungen eines Polizisten.
Auf dem Weg zu seinem eigenen Domizil streifte Simon Winters Blick Sophie Millsteins leere Wohnung. Verrate mir etwas. Egal, was, forderte er stumm. Doch im Licht eines letzten Sonnenstrahls, der auf eine Wand fiel, wirkte das Apartment seltsam verwaist. Winter öffnete seine Tür und trat in den kühlen Luftzug, der ihm wie ein klarer Gedanke entgegenwehte. Er war froh, die Klimaanlage angelassen zu haben, und

dachte nur einen Moment lang an die Rechnung von der Stromgesellschaft, die seine verschwenderischen Gewohnheiten widerspiegeln würde. Als er ins Wohnzimmer trat, sah er, dass er eine Nachricht auf dem Telefonbeantworter hatte. Plötzlich fühlte er sich ausgedörrt und brauchte dringend etwas zu trinken. Er glaubte, sich an eine Dose Limonade im Kühlschrank zu erinnern, und machte einen Schritt in die Richtung, blieb jedoch stehen und drehte sich zu dem Apparat um.
Er drückte auf die Wiedergabetaste und hörte nach einigem Zischen und elektronischen Störgeräuschen die Stimme des Rabbi. Sie klang fern und blechern, doch voller Angst: »Mr.Winter? Bitte rufen Sie mich an, sobald Sie können …«
Es trat eine kurze Pause ein, bevor der Rabbi hinzufügte:
»Es geht um Irving Silver. Er ist verschwunden.«
Wieder verstummte er, dann:
»Ich habe mich geirrt. Oh, mein Gott. Wir hätten ihm nicht ausreden sollen, sich eine Waffe zu besorgen …« Damit schaltete sich der Apparat aus.

15

Der verschwundene Mann

Ihnen stand eine Mischung aus Wut und Angst ins Gesicht geschrieben. Simon Winter winkte kurz, dann eilte er Frieda Kroner und Rabbi Rubinstein entgegen. Sie standen vor der langen Veranda des Columbus, eines alten Hotels für Dauergäste einen Häuserblock vom Meer entfernt. Die flachen weißen Wände des Gebäudes schienen vor dem Samtschwarz der Nacht wie die Aschenglut eines ausgehenden Feuers zu glimmen. Untertags hatten sich die älteren Bewohner auf dieser Veranda gedrängt und die Sonne genossen, doch jetzt war sie abgesehen von den beiden alten Leuten, die ungeduldig auf ihn warteten, und zwei Dutzend verstreut stehenden Liegestühlen leer.
Der Rabbi rieb sich nervös mit der freien Hand die Stirn, als wollte er einen Gedanken ausradieren. Mit der anderen Hand drückte er eine jüdische Bibel mit schwarzem Einband an die Brust. Er bemerkte, dass Winters Blick darauffiel, und so erklärte er anstelle einer Begrüßung: »In Zeiten wie diesen, Detective, spendet das Wort Gottes Trost.«
Winter nickte. »Und was teilt Er uns mit?«
»Er sagt, wir sollen uns seiner Weisheit anvertrauen.«
Das sagt er immer, dachte Simon Winter.
Frieda Kroner deutete auf den Haupteingang zum Hotel.
»Da wird Irving vermisst«, berichtete sie. »Er ist spurlos verschwunden.« Sie zögerte, dann fügte sie hinzu: »Der Schattenmann hat ihn geholt.«
»Wie können Sie sich da so sicher sein?«, fragte Winter. Weder sie noch der Rabbi beantwortete die Frage. Stattdessen drehte Frieda Kroner sich um und stürmte mit einer solchen Zielstrebigkeit die Treppe hinauf, dass sie die anderen beiden unwillkürlich mitriss. Als sie zu dritt die Lobby betraten, blieb Winter stehen. Eine Wand zierte ein verblassendes Fresko mit dem Namensvetter des Hotels bei seiner Ankunft in der Neuen Welt. Es war im charakteristisch theatralischen Stil der dreißiger Jahre gemalt, mit heroischer Gestik und stiller Ehrfurcht bei den Spaniern ebenso wie den Ureinwohnern, als seien sie sich im tiefsten Innern des historischen

Moments bewusst, den sie erlebten. Keine Spur von Konflikt oder blutigem Kampf oder Angst und Schrecken, die bald folgen sollten. Vor dem Fresko stand ein altes schwarzes Ledersofa. In der Mitte saß darauf ein dünner, grauhaariger Mann und las eine Zeitung auf Jiddisch. Als sie eintraten, sah er zu ihnen auf, dann wandte er sich wieder betont seiner Lektüre zu. Doch Simon Winter fiel auf, dass er seine Lesebrille neben sich auf den Sitz gelegt hatte und somit in Wahrheit sie beobachtete und ihr Gespräch belauschte. Neugier, dachte der Detective, ist wohl nicht selten die Domäne der sehr Jungen und der sehr Alten.
»Hier lang«, verkündete Frieda Kroner. Sie packte ihn am Ellbogen und manövrierte ihn in eine Ecke der Eingangshalle, in der ein Mann an einem kleinen Schreibtisch mit einem antiquierten Telefonschaltbrett saß. Er war jünger als sie und Latino. Als die drei auf ihn zukamen, zuckte er mit den Achseln. »Mrs.Kroner«, erklärte er mit starkem Akzent. »Was soll ich sagen? Ich habe immer noch kein Lebenszeichen von Mr.Silver. Nicht das geringste.«
»Hat die Polizei sich bei Ihnen gemeldet?«
»Ja. *Sí*, natürlich. Direkt, nachdem Sie dort hatten angerufen. Sie fragen mich, ob für Mr.Silver ist ungewöhnlich, nicht da zu sein, und ich sage ja, und Sie fragen, ob mir irgendetwas Ungewöhnliches oder Komisches ist aufgefallen, also geben sie mir eine Nummer, und ich soll Sie anrufen, falls ich irgendwas weiß, aber das ist alles.«
»Idiotisch«, murmelte sie. »Der Schattenmann bringt uns um, und die Polizei möchte wissen, ob jemandem etwas Ungewöhnliches auffällt. Verdammt!« Sie schüttelte energisch den Kopf. »Ich möchte, dass Sie meine Freunde und mich in Mr. Silvers Apartment lassen.«
»Mrs.Kroner, ich …«
»Sofort.«
»Aber das ist …«
»José«, sagte sie mit eiserner Miene und richtete sich kerzengerade auf, »unverzüglich.« Sie deutete mit einer schwungvollen Bewegung auf Rubinstein. »Dieser Mann ist ein Rabbi. Sie können ihn nicht warten lassen!«
Sie äußerte das mit solcher Autorität, dass der Angestellte von seinem Stuhl sprang und dem Geistlichen zunickte. »Aber nur für einen kurzen Moment, Mrs.Kroner, bitte.«

Das winzige Apartment von Irving Silver war mustergültig ordentlich und sauber. Ein paar Bücher, die der Größe nach auf einem Regal angeordnet waren, ein paar Zeitschriften so auf dem Sofatisch ausgelegt, dass man mit einem Blick die Titel lesen konnte. Auf einer Kommode standen die obligatorischen Fotos von entfernten Verwandten. Simon Winter strich mit einer Hand über die Oberfläche. Hinter ihm warteten der Rabbi und Mrs.Kroner gespannt, als rechneten sie mit einer Erklärung. Simon Winter ging zügig durch das Apartment, das sogar noch kleiner als sein eigenes und das von Sophie Millstein war. Das Bett war akkurat mit eingeschlagenen Ecken gemacht. Er kam an einem billigen Küchentisch vorbei und sah, dass er für zwei Personen gedeckt war. Irving Silver hatte Besuch erwartet. Es gab keinerlei Anzeichen für einen Kampf oder einen Einbruch. Nichts ließ darauf schließen, dass Irving Silver gegen seinen Willen verschleppt worden war. Kurz gesagt, Simon Winter hatte das Domizil eines Mannes vor Augen, der vielleicht einfach nur noch einmal ausgegangen war, um im nächsten Eckladen etwas einzukaufen, und der jeden Moment wieder zur Tür hereinspazieren konnte.
Er drehte sich zu den anderen um.
»Sehen Sie«, meinte Frieda Kroner und zeigte auf die zwei Gedecke. Dann zitterte ihr Finger plötzlich in der Luft, und er bemerkte, wie bei den nächsten Worten, die aus ihr hervorbrachen, das Kinn ebenfalls zu zittern begann. »Irving ist tot.«
Der Rabbi drehte sich um und legte Frieda einen Arm um die Schulter, die unter jedem Schluchzer bebte. Dabei sah er Winter an und nickte. Hinter ihnen trat der Concierge José ungeduldig von einem Bein aufs andere. »Bitte, Mrs.Kroner, ist nicht unbedingt möglich wahr«, sagte er, »ich muss jetzt abschließen, bitte.«
Als sie wieder in die Lobby traten, registrierte Winter, dass der Mann, der vor dem Wandgemälde gelesen hatte, verschwunden war. Als der Rabbi mit ihr zum Ausgang strebte, weinte Frieda immer noch. Doch als sie den Bürgersteig erreichten, richtete sie sich plötzlich auf und schüttelte den Arm des Rabbi ab. Mit einem wütenden Blick sah sie die beiden Männer an, dann trat sie zur Seite, wandte sich zur leeren Straße und brüllte auf Deutsch: »Diesmal gewinnst du nicht!«
Die Worte verhallten hohl.

Simon Winter versuchte, sie zu trösten. »Mrs.Kroner, ich kann eigentlich nicht sehen, dass irgendetwas …«
Sie fuhr wütend herum. »Sie wollen Detective sein, und Sie können nicht sehen?«
Der Rabbi schlug frustriert die Hände zusammen. »So war es, und so ist es wieder!«
»Wir hätten es wissen müssen«, stellte Frieda Kroner bitter fest. »Ausgerechnet wir. Wenn man wartet, wenn man nichts unternimmt. Wenn man tatenlos dasitzt … Dann kommen sie und holen dich.« Sie verstummte und schüttelte den Kopf. »Nein. Nicht *sie*. *Er* kommt und holt dich. Diesmal ist es nur *er.* Aber es läuft auf dasselbe hinaus, Detective. Wenn man nichts tut …«
»Dann stirbt man«, ergänzte Rabbi Rubinstein kalt. »Es hat sich nichts geändert. Er wird uns finden, und wir werden sterben.«
»So wie er die arme Sophie und Mr.Stein und jetzt Irving gefunden hat.« Der Name des Mannes schien ihr nicht über die Lippen kommen zu wollen.
Sie stand im schwachen Licht des Hoteleingangs und starrte angestrengt in die Dunkelheit, die mit der Stadt verschmolz.
»Irving lebt nicht mehr«, erklärte sie. »Der Schattenmann hat ihn geholt.«
»Hab ich gleich gesagt«, fügte Rabbi Rubinstein leise hinzu. »Hab ich gleich gesagt. Er will uns alle töten.«
Frieda Kroner seufzte tief und nickte. Sie unterdrückte einen Laut, halb Seufzer, halb Schluchzen, und Simon Winter sah, dass ihre Augen gerötet waren. »Sie haben von Irving wahrscheinlich keinen so guten Eindruck erhalten, Mr.Winter, aber das täuscht. Er ist ein sehr freundlicher Mensch und amüsant, besonders für eine alte, einsame Witwe wie mich. Und jetzt lebt er nicht mehr. Ich habe ja nicht geahnt, dass es so kommen würde.«
Einen Moment schien sie vor Kummer zu wanken, dann stieß sie einen wütenden, kehligen Laut aus, der an ein gefährliches, verwundetes Tier erinnerte.
»So ist es immer gegangen«, fügte sie schroff hinzu. »Eben waren sie noch da, an deiner Seite, und eh du es begreifst, sind sie verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.«

»Das stimmt, Detective«, bekräftigte der Rabbi. »Bald ist keiner mehr von uns übrig, und niemand erinnert sich noch an den Schattenmann.«
»Gehen wir noch mal zurück«, wandte Simon Winter ein. »Fangen wir noch mal von vorne an. Was macht Sie so sicher, dass Mr.Silver verschwunden ist? Und was meinen Sie mit ›ist verschwunden‹?«
Frieda Kroner antwortete in scharfem Ton. »Verschwunden bedeutet tot. So war es schon immer.«
»Wieso?«
Rabbi Rubinstein hob die Hand zu einer kleinen, beschwichtigenden Geste. »Frieda, erklären Sie es Mr. Winter. Dann wird er uns verstehen.«
Eine Sekunde sah sie den Rabbi empört an, dann antwortete sie: »Irving ist ein Gewohnheitsmensch. Montags geht er ins Fischgeschäft, zum Obststand und schließlich in den Supermarkt. Dann bringt er seine Einkäufe nach Hause und räumt sie ein. Danach geht er in die Bibliothek und liest die überregionalen Zeitungen. Anschließend macht er einen kurzen Spaziergang auf der Promenade. Schließlich kommt er nach Hause und ruft mich an, und wir gehen vielleicht ins Kino, weil es montags nicht so voll ist wie am Wochenende. Oder mittwochs: Da besucht Irving nachmittags den Bridge-Club; davor kommt er bei mir vorbei, um mich abzuholen, und manchmal bleibt er länger. Donnerstags geht er zu einer Debattiergruppe in der Bibliothek. Am Freitag sind die abendlichen Gottesdienste. Das sind die Dinge, die jetzt genau wie bei mir und beim Rabbi den Alltag ausmachen. Bei vielen Überlebenden ist es mehr oder weniger das Gleiche, Mr.Winter. Wir führen ein wohlgeordnetes Leben. Es ist, als ob die Nazis in jeden von uns eine Uhr eingepflanzt hätten und wir präzise funktionieren müssten. Wenn ich also am Dienstagabend zu Irving fahre und er ist nicht da, um mit mir wie jeden Dienstagabend in der Stadthalle zum Bingo zu gehen, dann weiß ich, dass Irving in Schwierigkeiten ist. Und für Menschen wie uns gibt es nur dreierlei Arten von Schwierigkeiten, Mr.Winter.«
»Und welche, Mrs.Kroner?«
»Zum einen Krankheit. Krankheit und Alter; das läuft manchmal auf ein und dasselbe hinaus. Vielleicht hatte Irving einen Schlag oder einen Unfall …«
»Aber wir haben in den Krankenhäusern angerufen, und er wird nirgends geführt«, warf Rabbi Rubinstein ein.

»Dann Gewalt. Vielleicht hat ihn irgendeiner von diesen jungen Leuten, die mit ihrem Lärm und ihren schnellen Autos allmählich Miami Beach übernehmen, in einer dunklen Seitenstraße überfallen …«
»Aber der Polizei ist nichts dergleichen gemeldet worden«, schaltete sich erneut der Rabbi ein.
»Und dann gibt es eben noch den Schattenmann.«
»Sie haben mit der Polizei gesprochen?«
»Ja, selbstverständlich, sofort«, bestätigte der Rabbi. »Die haben gesagt, sie können nicht vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden eine Vermisstenmeldung aufnehmen, aber sie waren so nett und haben für uns die Unfälle und Straftaten überprüft. Doch selbst, wenn die Zeit um sei, sagen sie, könnten sie nicht viel für uns tun.«
»So lange sie keine Leiche finden. Oder irgendein anderes Indiz dafür, dass ein Verbrechen vorliegt«, fügte Frieda Kroner bitter hinzu. »Ein alter Mensch, der in Miami Beach nicht zur gewohnten Zeit nach Hause kommt, ist nicht das Jahrhundertverbrechen, Detective. Das behandeln sie nicht gerade wie die Lindbergh-Entführung. Sie sind höflich, aber das ist auch schon alles. Einfach nur höflich.«
Sie zischte leise: »Der Schattenmann lebt mitten unter uns, und sie sind höflich!«
Simon Winter nickte. Er wusste, wovon sie sprach. In Ermangelung eines Hinweises auf eine Entführung, eines blutverschmierten Tatorts oder eines ähnlich unverkennbaren Anzeichens für ein Verbrechen würde die Polizei ihre Nachforschungen auf eine Fernschreibermeldung an die anderen örtlichen Polizeidienststellen und die Aufforderung beschränken, nach dem und dem die Augen offen zu halten – allenfalls würde man noch bei der täglichen Besprechung ein Foto verteilen.
»Sagen Sie, könnte es für sein Verschwinden irgendeine andere Erklärung geben?«
»Als da wäre?«
»Angst. Vielleicht ist er bei Verwandten …«
»Ohne uns Bescheid zu sagen?«
Eher unwahrscheinlich, räumte Winter ein.
»Litt er an Vergesslichkeit? Kurze Gedächtnislücken?«
Der Rabbi schüttelte verärgert den Kopf. »Wir sind nicht senil! Gott sei Dank leidet keiner von uns an Demenz! Wenn Irving verschwunden ist,

dann kann es dafür nur eine Erklärung geben!«
Simon Winter dachte angestrengt nach. Alle alten Menschen in Miami Beach waren Gewohnheitstiere, manche, wie offenbar auch Irving Silver, Sophie Millstein oder Herman Stein fast krankhaft. Sie alle hatten ihr Leben auf eine Reihe von Fixpunkten ausgerichtet, als könnten die unverrückbaren Termine, Abläufe, Verabredungen, Mahlzeiten und Medikamenteneinnahmen den plötzlichen Eintritt des Todes verhindern. Und, dachte er, wer bietet mehr Angriffsfläche als jemand mit starren Gewohnheiten?
Winter schüttelte den Kopf. »Einmal angenommen, das war der Schattenmann … also, Sophie wurde in ihrer Wohnung überfallen. Herman Stein starb in seiner Wohnung. Das scheint ein klares Muster zu sein …«
Diesmal schüttelte der Rabbi gereizt den Kopf. »Sie verstehen immer noch nicht, Mr.Winter! Hat ein Schatten eine festumrissene Gestalt? Hat ein Schatten Substanz? Ist er nicht vielmehr ein Phänomen, das sich mit dem Einfall des Sonnen- oder Mondlichts verändert? Deshalb war er ja so beängstigend, Mr.Winter. Damals in Berlin … Hätten wir gewusst, dass er Straßenbahn fährt, nun, dann wären wir zu Fuß gegangen. Hätten wir gewusst, durch welche Gassen er kommt oder durch welchen Fußgängertunnel … Hätten wir gewusst, in welchem Park er die frische Luft genießt … aber nichts dergleichen war bekannt. Jeder Moment war unvorhersehbar. Wieso sollte sich daran heute etwas geändert haben? Wenn er Sophie und den armen Mr.Stein in ihren Wohnungen getötet hat, dann nimmt der Schattenmann das nächste Mal eine andere Gestalt an und findet einen anderen Ort, und dort liegt jetzt Irving. Ich weiß es einfach!«
Diese spröden, trockenen Worte, die keinen Widerspruch duldeten, knisterten in der feuchten, stehenden Luft auf der Straße. Einen Moment verstummte der Rabbi, dann fügte er finster hinzu: »Er hätte sich gewehrt. Ausdauernd und heftig. Er hätte gebissen und gekratzt und mit allem um sich geschlagen, was er in die Finger bekommen konnte. Irving war zäh. Er war hart im Nehmen. Er ging jeden Tag spazieren. Er hat Gewichte gehoben und ist an warmen Tagen im Meer geschwommen. Er hatte noch Kraft, und er hätte wie ein Tiger gekämpft, denn Irving hat das Leben geliebt.«

»Es gab keinerlei Anzeichen für einen Kampf.«
»Das habe ich gesehen. Das heißt, der Schattenmann hat ihn auf der Straße entführt.«
»Das wäre aber ziemlich schwer gewesen. Meistens ist es hier sehr belebt. Sehen Sie sich die Veranda an. Normalerweise sind da Dutzende von Menschen, die auf die Straße blicken …«
»Für die meisten Kriminellen wäre das in der Tat schwierig gewesen, Detective, da haben Sie recht«, räumte der Rabbi nachsichtig ein. »Aber Sie dürfen nicht vergessen: Genau das hat er in all den Kriegsjahren immer und immer wieder getan. Still und unauffällig setzte er dem Leben von Menschen ein Ende. Mr.Winter, ist es Ihnen noch nie passiert, dass Ihnen beim Rasieren die Hand ausrutscht, während sie die Klinge hält, und wenn Sie in den Spiegel gucken, sehen Sie, dass Ihnen das Blut das Kinn herunterläuft? Aber hat es in dem Moment weh getan, als es passiert ist? Ich glaube nicht. So ein Mann ist er.«
Frieda Kroner nickte, bevor sie leise, doch wütend flüsterte: »Wir müssen ihn finden. Heute oder morgen oder diese Woche oder die nächste, aber wir müssen ihn finden. Sonst findet er uns. Wir müssen uns wehren.«
»Auch gegen einen Schatten«, fügte der Rabbi hinzu.
Simon Winter nickte. Dieser Mann ist anders als die anderen, dachte er. Er merkte, wie er sich daran die Zähne ausbiss, ihm Konturen zu verleihen, indem er systematisch die Fakten durchkaute.
»Was sagten Sie noch beim letzten Mal, Mrs.Kroner? Er ist einer von uns?«
»Ja, richtig. Er muss auch ein Überlebender sein.«
»Dann werde ich da ansetzen. Und ich schlage vor, Sie beide auch. Er wird da draußen sein, in einer Synagoge, an einem Holocaust-Mahnmal, bei einer Wohnungseigentümer-Versammlung so wie im Falle von Mr. Stein. Es muss Namen geben, Namenslisten. Da fangen wir an.«
»Ja, ja, verstehe«, sagte der Rabbi. »Ich kann mich auch mit anderen Rabbinern in Verbindung setzen.«
»Gut. Die unter sechzig können Sie streichen …«
»Er müsste älter sein. Nicht besser fünfundsechzig? Oder achtundsechzig?«
»Ja. Aber wir sind alle alt, und wir wissen, dass man nicht allen Leuten

die Jahre, die sie auf dem Buckel haben, gleichermaßen ansieht – manche erscheinen jünger, andere älter. Ich würde vermuten, dass der Schattenmann, der immerhin zwei – vielleicht sogar drei – Morde verübt hat, die Kraft und das Aussehen eines jüngeren Mannes hat. Das sollten wir im Hinterkopf behalten.«
Der Rabbi nickte. »Wie der Mann, dem sie in Israel den Prozess machen. Er war heute wieder in der Zeitung.« Simon Winter hatte das Bild des Mannes, der angeklagt war, Aufseher eines Vernichtungslagers gewesen zu sein, vor Augen. Er war jeden Abend im Fernsehen und in der Presse zu sehen: ein wuchtiger Mann, mit einem üppigen Taillenumfang, breiten Schultern und Holzpfählen von Armen. Er hatte eine fortgeschrittene Glatze und wirkte auf verstörende Weise grobschlächtig. Er wurde immer von zwei Polizisten flankiert und trug den Overall eines Gefängnisinsassen, doch seine Haltung und seine Statur verrieten den Gefangenen nicht.
»Sie haben diesen Mann gesehen, diesen Iwan den Schrecklichen?«, fragte Rabbi Rubinstein, und Winter nickte. »Sie haben zweifellos bemerkt, nicht wahr, Detective, dass dieser Mann nie gebrochen oder niedergeschmettert gewesen ist? Dass er nie geschlagen wurde, nie fast verhungert ist? Bei uns ist das ein bisschen anders, nicht?«
»Ich kann Ihnen nicht folgen.«
»Nicht, dass wir Überlebenden weniger …, wie soll ich mich ausdrücken, Detective? Ein echter Überlebender ist so unverkennbar gezeichnet, wie ich diese Tätowierung trage.«
Er hielt seinen Unterarm hoch und zog den Ärmel des dunklen Hemds, das er trug, zurück.
»Sehen Sie, wie es mit der Zeit verblasst ist? Aber es befindet sich immer noch da, nicht wahr? Innerlich ergeht es uns genauso. Das alles hat sich uns tief eingebrannt. Im Lauf der Jahre wird es schwächer, doch es ist immer noch da und wird nie ganz verschwinden. Man sieht es daran, wie wir die Schultern tragen, vielleicht sogar in unseren Augen. Ich glaube, das trifft für uns alle zu.«
»Was wollen Sie damit sagen?«
»Dieser Mann, der Schattenmann, er wird eines sagen, aber etwas anderes denken, es ist nichts Echtes an ihm. Und wenn wir genau genug hinschauen, werden wir das erkennen.«

»Das stimmt«, pflichtete Frieda Kroner im Brustton der Überzeugung bei. Es herrschte kurzes Schweigen, dann fuhr sie im Tonfall einer tüchtigen Sekretärin fort: »Ich kenne Irvings sämtliche Mitgliedschaften. Im Bridge-Club, in den Diskussionszirkeln. Ich kann die Namen der Mitglieder besorgen.«
»Ausgezeichnet. Und Adressen. Und Personenbeschreibungen, falls Sie da rankommen können. Achten Sie auf Einzelheiten. Jede Kleinigkeit könnte uns den entscheidenden Hinweis liefern.«
»Was meinen Sie mit *Einzelheiten?*«, hakte sie nach.
»Er war auch einmal Berliner. Spricht er vielleicht mit einem Akzent, wie Sie, Mrs.Kroner? Das wäre eine Möglichkeit, muss aber nicht sein.«
»Ja, ja, das leuchtet ein. Das kann ich nachvollziehen, aber wie schützen wir uns unterdessen?«
»Ändern Sie Ihre Gewohnheiten. Wenn Sie in den vergangenen zehn Jahren mittwochs um drei Uhr Nachmittag zum Supermarkt gegangen sind, dann gehen Sie von nun an meinetwegen um acht Uhr morgens. Wählen Sie sich eine andere Route als bisher. Wenn Sie zu einem Spaziergang auf die Promenade wollen, gut, aber laufen Sie zuerst zwei Blocks in die entgegengesetzte Richtung und machen Sie dann einen großen Bogen zurück. Wenn Sie einen Besuch vorhaben, rufen Sie zuerst dort an. Geben Sie Bescheid, Sie seien unterwegs. Wenn Sie immer Bus fahren, nehmen Sie sich jetzt ein Taxi. Finden Sie jemanden, der Sie begleitet. Bewegen Sie sich in Gruppen. Zu unvorhersehbaren Zeiten und im Zickzack. Bleiben Sie einen Moment vor verspiegelten Fenstern stehen und beobachten Sie die Leute hinter Ihnen. Drehen Sie sich blitzschnell um und schauen Sie die Straße entlang, auf der Sie gerade gegangen sind. Seien Sie wachsam.«
»Das ist klug«, kommentierte der Rabbi.
»Er könnte sich Ihnen auch als jemand Vertrautes nähern, zum Beispiel als Postbote oder als Lieferant. Trauen Sie keinem. Selbst wenn Sie seit zehn Jahren ins selbe Deli gegangen sind und mittags dasselbe Corned Beef gegessen haben, hören Sie jetzt damit auf! Und vertrauen Sie nicht einmal dem Mann hinter der Theke, auch wenn Sie sein Gesicht schon kennen, seit Sie nach Miami Beach gezogen sind. Denken Sie immer daran: Nichts ist sicher. Hinter allem könnte sich ein Schatten verbergen.«

Frieda Kroner kniff die Augen zusammen, während sie all die Ratschläge erwog.
»Und das rettet uns das Leben?«, fragte sie.
»Möglicherweise. Eine Garantie gibt es nicht. Eine Waffe ist keine Garantie. Ebenso wenig ein Pitbull.«
»Oder die Polizei«, fügte sie bitter hinzu.
»Das ist richtig. Die Polizei klärt Verbrechen auf, die bereits passiert sind. Selten verhindert sie eins.«
»Wir könnten weggehen, einfach die Stadt verlassen«, warf der Rabbi plötzlich ein.
»Für immer?«
»Nein, ich bin jetzt hier zu Hause.«
»Dann halte ich es für besser, dies zu verteidigen.«
»Ja. Hätten wir vor fünfzig, sechzig Jahren so gedacht … nein, lassen wir das lieber. Sorgen wir dafür, dass wir jetzt am Leben bleiben. Heute. In der Nacht. Morgen früh.«
Winter zögerte vor seiner nächsten Bemerkung und beobachtete das Gesicht des Geistlichen, während dieser in Gedanken in die Vergangenheit zurückwanderte und die Erinnerung an das Böse sich in jede Falte um seine Augen, auf der Stirn und um die Mundwinkel eingrub.
»Da wäre noch etwas«, fuhr Winter langsam fort. Er sah, wie der Rabbi den Blick langsam über die Landschaft von Jahrzehnten schweifen ließ, um schließlich wieder in der ungewissen Gegenwart anzukommen.
»Was wäre da noch, Mr.Winter?«
Winter antwortete leise. »Nehmen wir alle mal an, er wüsste, wer Sie sind. Und wo Sie wohnen. Gehen wir für den Moment auch einmal davon aus, dass er sich seiner Sache sicher ist, weil er vermutet, dass niemand nach ihm sucht. Nehmen wir ferner an, er plante in diesem Moment seinen nächsten Übergriff.«
Frieda Kroner schnappte nach Luft. Der Rabbi trat einen Schritt zurück.
»Glauben Sie das, Mr.Winter?«, fragte er mit einem Anflug von Panik.
»Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, allerdings sollten Sie, denke ich, den schlimmsten Fall einkalkulieren.«
»Aber wieso?«, fragte Frieda Kroner.
»Vielleicht hat er etwas von Mr.Silver erfahren.«

»Nein, das glaube ich nicht. Selbst unter Schmerzen. Nein.«
Winter nickte. »Vielleicht haben Sie recht. Aber da ist noch etwas, das mir gerade einfällt.«
»Was denn?«
Bei der Erinnerung kam er sich hilflos, ohnmächtig und dilettantisch vor. Er fragte sich, ob Irving Silver jetzt vielleicht noch vor ihm stünde, hätte er nur ein paar Tage früher daran gedacht. Er sah sich wieder in dieser drückenden Hitze, im Stimmengewirr der Kriminaltechniker zusammen mit dem jungen schwarzen Detective in Sophie Millsteins Wohnung stehen: Während er mit dem Detective sprach, zeigte er mit dem Finger auf das Telefontischchen.
»Sophies Adressbuch ist in der Nacht ihrer Ermordung verschwunden.«
»Was?«
»Ihr Telefonbüchlein. Es war nicht mehr am gewohnten Platz. Es war verschwunden.«
»Und Sie meinen, der Schattenmann …«
»Falls er es entdeckt hat, könnte er es mitgenommen haben. Und Sie standen beide drin, denn ich habe selbst gesehen, wie sie es aufgeschlagen hat, um Ihre Telefonnummern nachzusehen.«
»Aber wir wissen nicht …«, begann der Rabbi, verstummte jedoch plötzlich. Er wippte auf seinen Absätzen vor und zurück, dann legte sich ein verhaltenes Lächeln um seinen Mund. »Das ist wie ein Schachspiel, nicht wahr, Detective?«
»In gewisser Weise ja.«
»Er hat einige Züge gemacht. Er hat das Spiel beherrscht. Es kommt mir so vor, als hätten wir irgendwie übersehen, wie seine Figuren von einem Feld zum anderen ziehen. Wir sind zu dritt, und wir haben noch einige Tricks auf Lager, oder?«
»Das sehe ich auch so.«
»Ich habe keine Angst«, sagte der Rabbi plötzlich zu Frieda Kroner. »Egal, was passiert, kann er mir keine Angst machen. Ich glaube, auch Irving hatte keine Angst, als er ihn entführte, und ich glaube, dich kann er auch nicht mehr schrecken. Haben wir nicht das Schlimmste gesehen, was es auf dieser Erde geben kann? Gibt es etwas Schlimmeres als Auschwitz?«
Seltsamerweise lächelte nun auch Frieda Kroner. »Das haben wir alles

hinter uns …«
»Wir können auch dieser Gefahr ins Auge sehen.«
Simon Winter beobachtete, wie der alte Mann die Hand der alten Frau ergriff und sie einmal kurz drückte.
Er hatte das Gefühl, als sollte er etwas sagen, doch fehlten ihm die Worte. Frieda Kroner drehte sich zu ihm um. Sie sagte nichts, aber er wusste, dass sie alle für den nächsten Schachzug bereit waren.

Esther Weiss lehnte sich in ihrem kleinen Büro im Holocaust Center auf dem Schreibtischstuhl zurück. Sie schien nicht überrascht, ihn wiederzusehen.
»Sie haben noch weitere Fragen, Mr.Winter?«
»Ja«, antwortete er.
»Das stand zu erwarten. Wenn man den Deckel der Büchse der Pandora lüftet, kommen eine Menge Fragen heraus. Was möchten Sie denn wissen?«
»Haben Sie hier ein Register oder eine Liste von Holocaust-Überlebenden, ich meine, eine Art Adressbuch?«
Die junge Frau zog für eine Sekunde eine Augenbraue hoch, dann schüttelte sie den Kopf. »Eine Liste der Überlebenden?«
»Richtig.«
»Wie das Mitgliedsverzeichnis eines Clubs oder einer geselligen Gruppe?«
Er zögerte, dann erwiderte er: »Ja, auch wenn mir bewusst ist, wie seltsam das klingt.«
»Das wäre ein Frevel, Mr.Winter.«
»Tut mir leid … ich verstehe nicht ganz …«
Sie unterbrach ihn mitten im Satz. »Mr.Winter, diese Menschen wurden zu Holocaust-Opfern, gerade weil sie auf Listen standen. In Registern. Adresskarteien. Zuteilungslisten. Harmlose Begriffe, bis man sie mit Razzien und Verschleppungen in Verbindung bringt. Nein, Mr.Winter, es gibt keine Listen mehr, Gott sei Dank.«
»Aber hier im Holocaust Center und in den anderen Gedenkstätten …«
»Wir behandeln die Namen derer, die mit uns gesprochen haben und die weiter mit uns reden, sehr vertraulich. Die Wahrung der Privatsphäre ist für diese Leute von größter Bedeutung, Mr.Winter. Es ist schwer

nachzuvollziehen, wie diese Menschen zugleich solche Ausnahmeerscheinungen und so normal und unauffällig sein können. Viele von ihnen haben bis auf die Jahre, in denen sie in den KZs zusammengepfercht waren, ein einfaches, unspektakuläres Leben geführt. Folglich sind diese Erinnerungen etwas sehr Persönliches, das wir als solches respektieren. Im Center in Washington und dem in Los Angeles halten sie es genauso. Die Universität Yale hält ihre Videosammlung mit Augenzeugenberichten streng unter Verschluss. Sie haben mehr als zweitausend.«
»Wie viele Holocaust-Überlebende gibt es hier in Miami Beach?«
»In Miami Beach? Schwer zu sagen. Vor ein paar Jahren gab es eine Schätzung, die für ganz Süd-Florida auf fünfzehntausend kam. Von Boca Raton und Ford Lauderdale bis runter nach South Beach. Aber sie werden alt. Ihre Zahl schmilzt Monat für Monat dahin. Deshalb ist es so wichtig, ihre Erinnerungen festzuhalten.«
Sie musterte ihn misstrauisch.
»Wir haben keine Listen, Mr.Winter. Diese Leute kommen zu uns.«
Er überlegte einen Moment angestrengt, dann nahm er einen neuen Anlauf. »Nehmen wir mal an, ich wollte jemanden zurückverfolgen. Wenn ich mich an die Einwanderungsbehörde wenden würde, meinen Sie, die hätten noch Dokumente? Ich meine, aus den Vierzigern oder frühen Fünfzigern …?« Als Esther Weiss den Kopf schüttelte, sprach er nicht weiter.
»Das wage ich zu bezweifeln. Natürlich haben die Dokumente über die Leute, die in die Staaten eingewandert sind, und darüber, wie man mit ihnen verfahren ist. Aber eine komplette Zusammenstellung? Für Holocaust-Überlebende? Nein. Außerdem gab es so viele verschiedene Routen, über die sie hergekommen und danach auch innerhalb der Staaten weitergezogen sind. Von der Lower East Side nach Skopie, Illinois, oder Detroit oder Los Angeles und schließlich nach Miami Beach. Das sind keine amtlich registrierten Ortswechsel, die sind nur im Gedächtnis der Betroffenen festgehalten.«
»Aber es muss doch …«
»Was muss? In Israel hat man versucht, einfach nur die Namen der Menschen festzuhalten, die im Holocaust ermordet wurden. Sie haben drei Millionen zusammenbekommen, etwas weniger als die Hälfte. Nein,

Mr.Winter, es gibt keine Listen. Nur Chaos und Erinnerungen an den Alptraum.«
Sie schwieg und blickte ihm ins verwirrte Gesicht.
»Sie haben eine Frage, aber Sie stellen sie nicht. Sie wissen etwas, aber Sie sagen es nicht. Sie wollen, dass ich Ihnen helfe, aber Sie teilen mir nicht mit, wieso.«
Simon Winter wechselte unbehaglich die Stellung. Er war bestürzt. Wie konnte er nur so grenzenlos naiv sein, fragte er sich wütend, den Holocaust mit einer Art Kraftfahrzeugbehörde zu verwechseln, mit Namen und Adressen, Telefonnummern und aktuellen Fotos. Er erwiderte Esther Weiss' eindringlichen Blick. Es war sonst nicht seine Art, Informationen preiszugeben. Er schwieg eine Weile, während die junge Frau einige Papiere auf ihrem Schreibtisch sortierte.
»Als ich das letzte Mal hier war …«, tastete er sich vor.
»Nach dem Tod von Sophie Millstein«, nahm sie das Stichwort auf.
Er nickte. »Vielleicht erinnern Sie sich, dass ich mich für einen Mann interessiert habe, den Sophie nur als den Schattenmann kannte.«
»Natürlich. Dieser Greifer. Sie waren mit den anderen Berlinern im Gespräch. Ich entsinne mich.«
»Ich fürchte, dieser Mann, dieser Schattenmann, lebt hier in Miami Beach.«
Esther Weiss machte den Mund auf, um etwas zu erwidern, doch dann überlegte sie es sich anders. Sie holte tief Luft, bevor sie fragte: »Hier?« Sie sah plötzlich blass aus, und ihre Stimme war schwach.
»Ich glaube ja.«
Die junge Frau zögerte. »Aber das wäre ja …« Sie schüttelte den Kopf. »… unglaublich. Entsetzlich. Ich kann nicht glauben …«
»Ich vermute, er hat getötet, Miss Weiss. Ich glaube, er verfolgt Überlebende. Ich glaube, er hat Sophie verfolgt. Und einen Mann, einen Herman Stein …«
»Ich kannte Mr.Stein.«
»Und möglicherweise noch einen Mann. Irving Silver.«
Sie schüttelte den Kopf.
»Nein. Irving Silver war hier. Erst vor zwei Wochen. Er hat vor der Kamera gesprochen und seine Erinnerungen aufgezeichnet.«
Sie griff nach dem Telefon, als müsste sie irgendetwas in Händen halten.

»Er wird vermisst.«
»Haben Sie mit der Polizei gesprochen?«
»Ich nicht, andere schon.«
»Was sagen die?«
Er zuckte mit den Achseln. »Solange es keinen Hinweis auf ein Verbrechen gibt …«
»Aber der Schattenmann? Hier? Jemand sollte …«
»Was, Miss Weiss? Sie meinen, jemand sollte ermitteln? Das sehe ich genauso. Die Polizei? Die Justizbehörden? Der verfluchte Oberste Gerichtshof?«
»Ja. Ja. Im Justizministerium führen sie spezielle Ermittlungen durch. Sie haben Nazis aufgespürt …«
»Ist dieser Mann ein Kriegsverbrecher, Miss Weiss? In dem Fall wäre die Sache leichter.«
Sie schwieg. »Selbstverständlich ist er das«, erwiderte sie dann schroff.
»Sind Sie sicher?«
»Er war Kollaborateur, er hat ihnen geholfen. Ohne ihn …« Sie sah Simon Winter eindringlich an. »Wenn das kein Kriegsverbrechen ist.«
»Da wäre ich nicht so sicher.«
Esther Weiss atmete langsam aus. »Ich glaube, ich verstehe, was Sie meinen. Und wo sind die Beweise?«
»Ich fürchte, die meisten Beweise sind tot.«
Sie nickte. »Verstehe«, sagte sie. Ratlos sackte sie an die Lehne und legte die Hand an die Stirn. Für einen Moment drehte sie sich mit ihrem Schreibtischsessel zum Fenster, dann sah sie ihr Gegenüber mit einem durchdringenden Blick an.
»Was geht hier vor, Mr.Winter? Bitte sagen Sie mir, was hier im Gange ist.«
Doch die Antwort blieb er ihr zu diesem Zeitpunkt schuldig.

Simon Winter verließ das Holocaust Center mit ihrem Versprechen, ihm zu helfen, sowie mit einer Namensliste von etwa zwei Dutzend Gelehrten, deren Spezialgebiet die Holocaust-Überlebenden waren. Es handelte sich dabei in erster Linie um Soziologen und andere Wissenschaftler, meist Angehörige von Universitäten. Einige waren für bedeutende jüdische Organisationen tätig. Ein paar andere arbeiteten

freiberuflich als Autoren über verschiedene Aspekte des Holocaust.
Das Problem war nur, dachte Simon Winter beim Anblick der Liste neben dem Telefon in seiner Wohnung, das Problem war nur, dass sie ihm viel über die Vergangenheit erzählen konnten, während er versuchte, die Gegenwart zu entschlüsseln und die Zukunft zu erahnen. Er starrte auf die Namen und strich die drei mit einer Adresse in Süd-Florida an. Eine Sekretärin des Instituts für Europastudien an der University of Miami notierte seinen Namen und seine Telefonnummer, schien jedoch äußerst skeptisch, dass irgendein Professor einen pensionierten Detective zurückrufen würde, der sich in Bezug auf den Grund seines Anruf ziemlich bedeckt hielt. Die zweite Nummer gehörte einem in Plantation ansässigen Autor, der an einem Buch über die Kollaboration der Vichy-Regierung arbeitete, die für die Verschleppung Tausender französischer Juden in die deutschen Vernichtungslager verantwortlich war.
»Ich kann Ihnen mit Südfrankreich dienen«, erklärte der Professor zu seinem Bedauern, »aber Berlin, da muss ich passen.«
Der Mann schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: »Natürlich kann ich Ihnen wie jeder, der über den Holocaust forscht, eine Menge über den Tod erzählen. Den hundertfachen, tausendfachen Mord, der so selbstverständlich war wie der Sonnenaufgang am Morgen und der Einbruch der Dunkelheit am Abend. Mord als Eisenbahnfahrplan, pünktliche Alltagsroutine. Sind Sie daran interessiert, Mr.Winter?«
Als Simon Winter auflegte, war ihm klar, dass er etwas anderes, etwas Einmaliges brauchte, eine Beobachtung oder eine Verbindungslinie, etwas, das ihn aus dem Bereich düsterer, diffuser Erinnerungen herauskatapultierte und ihm handfeste Hinweise auf den Schattenmann lieferte. Es muss doch, dachte er, eine greifbare Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart geben. Etwas Handfestes, das die Lücke schloss.
Er sah aber keine und schlug mit der Faust auf den Tisch.
Sein Geduldsfaden war kurz davor, zu reißen.
Er holte einmal tief Luft, dann wählte er die dritte Nummer. Als ihn die automatische Ansage wissen ließ, die Nummer habe sich geändert, warf er den Hörer auf die Gabel. Er notierte sich die neue Nummer und unternahm den nächsten Versuch. Beim fünften Klingelzeichen war er

kurz davor, die Segel zu streichen, doch beim siebten hörte er ein mürrisches »Hallo?«.
»Spreche ich mit Mr.Rosen? L. Rosen?«
Nach einer kurzen Pause kam die Antwort: »Louis Rosen. Wer spricht da? Falls Sie Abos oder Versicherungen verkaufen oder Spenden haben wollen, vergessen Sie's«, versetzte der Mann in schneidendem Ton.
»Nein«, erwiderte Winter. Dann nannte er seinen Namen und erklärte: »Ich habe Ihre Nummer vom Holocaust Center.«
»Diese Nummern sollten eigentlich vertraulich behandelt werden.«
»Ich bin überzeugt, das werden sie auch, aber hier geht es um eine besondere Situation.«
»Besondere Situation? Was könnte so besonders sein, dass die ihre Zusage der Vertraulichkeit brechen?« Der Ton des Mannes wurde nicht umgänglicher, sondern verriet allenfalls eine gewisse Neugier.
»Ich habe Grund zu der Annahme, dass ein Mann, der in Berlin Greifer gewesen ist, heute in Süd-Florida lebt.«
Rosen schwieg. Eine ganze Weile blieb es still in der Leitung, dann antwortete er in ungerührtem, kaltem, doch zugleich fesselndem Ton: »Das ist faszinierend. Ein Greifer? Es haben nur wenige überlebt. Dasselbe wie bei den Kapos in den KZs. Wäre interessant, wenn Sie diesen Mann finden könnten. Es gibt so viele Fragen.«
»Was für Fragen?«
»Solche, die mit einem großen Warum beginnen, Mr.Winter.«
»Und wie würde Ihrer Meinung nach die Antwort darauf lauten, Mr.Rosen?«
»Ich müsste spekulieren. Mein Forschungsgebiet ist Polen. Das Warschauer Getto.«
»Hatten Sie dort Familie?«
»Natürlich. Ich war selbst dort.«
»Verstehe.«
»Aber das ist eine andere Geschichte, nicht wahr, Mr.Winter?«
»Ja. Aber könnten Sie für mich spekulieren, nach was für einer Persönlichkeit ich suche?«
Rosen schien seine Gedanken zu ordnen, bevor er antwortete. »Das ist eine überaus interessante Frage. Was für eine Persönlichkeit? Sind Sie sicher, dass Sie diese Tür aufstoßen wollen, Mr.Winter?«

»Ich muss es wissen. Ich brauche etwas Konkretes, an das ich mich halten kann.«
»Natürlich führt uns das auch zum großen Wie hinter all den Fragen zum Holocaust«, fuhr Rosen mit etwas tieferer Stimme fort. »Das liegt letztlich auch nur ein bisschen dichter an der Oberfläche als das Warum.«
»Ich bin gerade erst dabei, die Zusammenhänge ansatzweise zu begreifen«, warf Winter ein.
»Die wird niemand jemals begreifen«, entgegnete Rosen kalt. »Niemand, der nicht dort war. Die Zahlen waren einfach unfassbar. Die Grausamkeit so alltäglich. Das Böse so allumfassend.«
Simon Winter sagte nichts. Er merkte, dass der Mann am anderen Ende überlegte.
»Sie wollen also etwas über den Greifer erfahren? Kein Fanatiker. Kein Nazi. Geht eher in die Richtung dessen, was die Presse als kriminellen Psychopathen bezeichnet. Unerbittlich, erbarmungslos. Man erwartet natürlich, dass sie ihre Taten damit entschuldigen, sie hätten sich und ihre Familien retten wollten, nicht wahr?«
»Das liegt nahe.«
»Aber es stimmt natürlich nicht. Die meisten von ihnen haben überhaupt niemanden gerettet. Wohl nur die gerissensten unter ihnen, nehme ich an. Und die müssen eine Klasse für sich gewesen sein, meinen Sie nicht? Um zu überleben. Aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz.«
»Ja.«
»Folglich wissen Sie schon einmal von vornherein, dass Sie es mit einem systematischen Lügengebäude zu tun haben, nicht wahr, Mr.Winter? Mit einem Menschen, der sich selbst nichts vormachte, denn nur jemand, der klar sah, was vor sich ging, konnte die nötigen Schritte unternehmen und am Leben bleiben. Andererseits haben Sie es mit jemandem zu tun, dem es nichts ausmacht, die Dinge zu verfälschen. Der Täuschungsmanöver liebt. Aber das ist noch lange nicht alles, oder?«
»Ich bin ganz Ohr.«
»Es muss noch etwas gegeben haben, das über das bloße Kalkül hinausgeht. Ein grausamer Zug. Ein eiserner Überlebenswille. Der Greifer war zweifellos ein Mensch, dem das Leben eines anderen Menschen nicht einmal ansatzweise so wichtig war wie das eigene.

Demnach suchen Sie möglicherweise auch nach einem Mann mit einem beträchtlichen Ego. Einem Mann, der glaubt, er hätte Großes vollbracht. Das ist kein dummer Mensch. Nicht so ein beschränkter, grober Klotz wie ein Lageraufseher. Die Buchhaltermentalität der SS-Bürokraten, die dafür sorgten, dass die Güterzüge fahrplanmäßig fuhren, die suchen Sie bei ihm auch vergeblich. Wollte ein Greifer überleben, musste er schon genial sein. Findig. Sehen Sie das nicht?«
»Ja, aber wie komme ich diesem Menschen auf die Spur? Hier unter all den Überlebenden?«
Rosen legte wieder eine Pause ein, dann lachte er auf.
»Also, das wird unmöglich sein, Mr.Winter. Wie die berühmte Nadel im Heuhaufen. Unter Tausenden ist einer nicht genau das, was er zu sein vorgibt. Dennoch wäre er ein Experte. Er wüsste alles, was die Überlebenden wissen. Er wüsste um all ihre Qualen, weil er Anteil daran hatte. Er hätte Zugang zu denselben Alpträumen, doch er würde nicht mitten in der Nacht aufwachen und den Namen eines Angehörigen schreien, der damals in die Gaskammer ging. Sehen Sie, Mr.Winter, er hätte keinen Schaden genommen, wäre vollkommen intakt. Und zugleich in seinem innersten Wesen falsch. Außerdem wäre da irgendwo tief drinnen ein unbändiger Hass … Wie gesagt, faszinierend. Wirklich faszinierend.«
»Ich muss ihn finden.«
»Ist es denn ein er? Manche Greifer waren Frauen. Haben Sie einen Namen?«
»Nur einen Decknamen. Der Schattenmann.«
Der Begriff schien Rosen nichts zu sagen.
»Und Sie glauben, er ist hier?«
»Ja.«
Rosen sprach weiter im selben gleichmütigen Ton. »Und Sie wollen ihn unbedingt finden? Wieso?«
»Ich glaube, dass er erneut getötet hat.«
»Oha, also das ist wirklich interessant. Wen denn?«
»Jemanden, der ihn möglicherweise wiedererkannt hat.«
»Das leuchtet ganz und gar ein. Und was haben Sie mit der Sache zu tun?«
»Das Opfer war meine Nachbarin.«

»Ach so, auch das leuchtet ein. Rache?«
»Ich möchte ihn aufhalten.«
Wieder kehrte in der Leitung Stille ein, und Winter dachte eine Sekunde lang, er sollte etwas sagen, doch er tat es nicht. Nach einer ganzen Weile setzte der Mann dem Schweigen ein Ende, denn er sagte ruhig und bestimmt: »Ich glaube nicht, dass Ihnen das gelingt.«
»Und wieso nicht?«, fragte Winter.
»Weil er ein Experte auf dem Gebiet des Todes ist. Aller Arten von Tod.«
»Das bin ich auch.«
»Und die Zeit, Mr.Winter. Sie hat die besseren Karten als Sie.«

Simon Winter stand vom Tisch auf und trat ans Fenster. Es war später Nachmittag, und der Hof des Sunshine Arms war von warmem Sonnenlicht überflutet. Der Posaunenengel schien sich darin wohl zu fühlen und die letzten Strahlen zu genießen, bevor sich die drückende Schwüle der Nacht über die City legte. Zum ersten Mal, seit Sophie Millstein bei ihm an die Tür geklopft hatte, beschlich Simon Winter ein Gefühl der Niederlage. Jeder, mit dem er sprach, erzählte ihm das Gleiche: Tod und Vergeblichkeit. Er hob die Hand und strich sich über die Stirn. Vor Frustration rieb er so fest, dass seine Haut sich rötete. Das bringt mich noch um, dachte er. Bei dem Gedanken schmunzelte er schuldbewusst – schließlich hatte er genau das vorgehabt, als Sophie Millstein vor seiner Wohnungstür stand.
Er beschloss, einen Spaziergang zu machen und zu sehen, ob vielleicht die Bewegung ihm eine zündende Idee verschaffte, die seine Ermittlungen beflügelte. Er drehte sich also um, griff nach seiner zerknitterten alten Dolphins-Basketballkappe und hatte die Hand bereits am Türknauf, als hinter ihm das Telefon klingelte. Er zögerte und überlegte, ob er die Nachricht später auf dem Anrufbeantworter abhören sollte, verwarf jedoch den Gedanken und war mit wenigen Sätzen am Apparat. Er nahm den Hörer in dem Moment ab, als sich das Band einschaltete.
»Nein, ich bin da, warten Sie«, übertönte er seine eigene metallische Stimme.
»Mr.Winter?« Es war Frieda Kroner.

»Ja, Mrs.Kroner, was gibt’s?«
»Irving«, sagte sie. Ihre Worte klangen hart wie Eisen. »Die Rettungsschwimmerstation am South Point. Die letzte vor der Mole. Wir warten dort auf Sie.«

Er sah drei Polizeiautos auf einem Sandstreifen neben dem Zugang zum Strand. Seitlich davon befand sich ein kleiner Park, durch den sich ein Trimm-dich-Pfad wand. Er verfügte über ein halbes Dutzend Picknickplätze sowie ein paar Schaukeln und Wippen; an den Wochenenden war er beliebt; viele der Immigrantenfamilien, die in engen, niedrigen Wohnblocks unmittelbar am Rande von South Beach lebten, feierten dort ihre Partys. Außerdem war das Gelände ein beliebter Aufenthaltsort der Obdachlosen, weil es nachts nicht sonderlich streng bewacht wurde, und schließlich bot der Park auch noch den Modezeitschriften eine begehrte Kulisse für ihre Hochglanzfotos, da er an den Government Cut grenzte, den breiten Kanal, über den die Kreuzfahrtschiffe ins offene Meer hinausfuhren. Es konnten sich auch kleine Dramen abspielen, wenn ein Mann, dessen Hoffnungen so zerschlissen waren wie seine Kleider, hungrig zusah, wie Hühnchen und Kochbananen gegrillt wurden, wie Kinder spielten und wenige Meter davon entfernt ein Model sündhaft teure Abendroben und Juwelen trug, um damit vor einem Fotografen zu posieren.
Von der langen Mole aus konnte man meilenweit ins offene Meer hinaus sehen oder aber in entgegengesetzter Richtung die klare Skyline der City betrachten. Hinter dem Cut lag Fisher Island, ein Wohnviertel mit eigenem Fährdienst, in dem die Reichen, die sündhaft Reichen, unter sich waren. Auch Angler liebten die Mole, wenngleich der Strand selbst hier unten nicht zu den begehrtesten Stellen zählte. Da er nun mal an der Spitze von Miami Beach lag, gab es hier die höchsten Wellen, und die Brandungsrückströmungen waren gefährlicher als überall sonst. Einige Surfer lockte gerade das. Die Touristen wurden meistens angehalten, sich lieber an den ausgedehnten Sandstränden eine Meile weiter oben zu tummeln. Es gab einen Holzsteg, der zur Mole hinausführte. Von dort aus entdeckte Simon Winter auch sehr schnell die einsame Rettungsschwimmerstation.
Rund um den Strandwart-Hochsitz aus blassgrünem Holz zählte er ein

halbes Dutzend Polizisten. Im selben Moment entdeckte er auch Rabbi Rubinstein und Frieda Kroner, die in vielleicht sechs, sieben Metern Entfernung standen und den Polizisten zusahen, die nicht recht zu wissen schienen, was von ihnen erwartet wurde. Ein einziger Mann von der Spurensicherung, der trotz der Hitze Schlips und Jackett trug, beugte sich über den Sand, doch Simon Winter konnte nicht sehen, was er dort überprüfte. Ein zweiter Mann war ähnlich beschäftigt, kehrte Winter jedoch den Rücken zu.
Er eilte hinüber, so dass seine Basketballschuhe auf den Holzbohlen ein Geräusch verursachten, das an den Hufschlag eines Pferdes erinnerte. Der Rabbi drehte sich zu ihm um, während Frieda Kroner unverwandt auf die Polizisten starrte.
»Mr.Winter«, grüßte der Geistliche langsam. »Danke, dass Sie hergekommen sind.«
»Was ist passiert?«
»Sie haben uns angerufen, das heißt, Frieda.«
»Haben sie Mr.Silver gefunden?«
»Nein«, erwiderte Frieda Kroner, ohne sich von den Polizisten loszureißen. »Sie haben seine Kleider gefunden.«
»Was?«
Der Rabbi schüttelte den Kopf. »Der Polizist hat sie angerufen. Offenbar hat irgendein Jugendlicher versucht, in einem Einkaufszentrum eine Kreditkarte zu benutzen, und die Verkäuferin in der Abteilung für Videospiele befand, dass der Junge, der, wie sich herausstellte, in Wahrheit Ramón oder José oder Eduardo hieß, nicht wie ein Irving aussah, und so rief sie die Polizei. Der Teenager druckst herum, tischt erst eine, dann eine andere Geschichte auf, doch als jemand Klartext mit ihm redet, rückt er bald mit der Wahrheit heraus und sagt, er hätte diese Brieftasche mit der Kreditkarte gefunden. Sie glauben ihm nicht, aber er bleibt dabei, und so fahren die Beamten schließlich mit ihm hier raus, und er zeigt es ihnen.«
»Was?«
»Irvings Kleider. Am Strand, als hätte er sie dort abgelegt.«
»Und die Brieftasche?«
»Die lag obendrauf.«
Simon Winter nickte.

»Hier hat er ihn umgebracht«, erklärte Frieda Kroner leise.
Der alte Detective holte tief Luft und dachte: *Nein, das glaube ich nicht.*
Er ließ die beiden stehen und lief eilig über den Sand. Mit jedem Schritt wuchs sein Zorn über seine Unfähigkeit und Dummheit. Doch mit jedem wütenden Schritt versuchte eine andere Stimme in seinem Innern, ihn zu beruhigen und zur Wachsamkeit zu ermahnen, denn vielleicht, dachte er, gibt es hier etwas zu erfahren, und er wusste aus seiner Zeit als Detective, dass Frustration mehr als irgendetwas sonst seine Beobachtungsgabe trübte.
Zwei der uniformierten Polizisten lösten sich aus der Traube und traten ihm in den Weg.
»Das hier ist ein abgesperrter Bereich, Senior«, verkündete einer von ihnen mit der Arroganz der Jugend.
»Wer leitet hier die Ermittlungen?«, erkundigte sich Winter in scharfem Ton.
»Der Detective. Und wer will das wissen?«, konterte der Streifenpolizist gereizt.
Winter war kurz davor, die Hand auszustrecken und den jüngeren Mann wegzuschieben, zögerte jedoch, und in dieser Sekunde hörte er eine Stimme, die ihm bekannt vorkam:
»Ich, Mr.Winter.«
Über die Schulter des jungen Beamten hinweg sah er, wie sich Walter Robinson langsam aus dem Sand erhob. Robinson machte dem jungen Uniformierten Zeichen. »Lassen Sie ihn durch.«
Simon Winter stapfte auf ihn zu. Walter Robinson reichte ihm nicht die Hand, sondern sagte stattdessen: »Ich hatte gehofft, Sie hier zu treffen. Anderenfalls hätte ich Sie aufgesucht.«
»Und wieso?«, wollte Winter wissen.
Der junge Detective antwortete nicht, sondern stellte seinerseits eine Frage. »Sie kannten Mr.Silver?«
»Ja.«
»Und auch Sophie Millstein.«
»Das liegt auf der Hand, Detective.«
Robinson fasste Winter am Ellbogen und führte ihn zu einer Stelle, an der ein Kriminaltechniker Tatortfotos machte.
Der Mann sah zu Robinson auf. »Kommen Sie schon, Walt. Lassen Sie

mich den Scheiß hier eintüten und meine richtige Arbeit machen.«
Walter Robinson schüttelte den Kopf.
»Also, Mr.Winter«, sagte er ruhig. »Sie waren mal Detective. Was sehen Sie?«
Der Techniker hörte mit und warf seine eigene Antwort ein: »Walter, also wirklich. Das sieht doch nun echt ein Blinder. Alter Mann will Schluss machen, kommt nachts hierher, wo er ungestört ist, faltet seine Kleider ordentlich zusammen und watet in die Brandung. In ein paar Tagen wird die Leiche, je nach Strömung, weiter oben am Strand an Land gespült. Sollten die Küstenwache anrufen, damit sie ein Auge drauf haben.«
Robinson funkelte den Techniker verärgert an. »Das sehen Sie«, erklärte er kalt. »Mich interessiert, was dieser Herr hier sieht.«
Winter suchte den Strand sorgfältig ab. Er fand Silvers Kleider so zusammengefaltet vor, wie der Techniker sie beschrieben hatte: die Hinterlassenschaft eines Mannes, der ein ordentliches Ende wünscht.
»Die Brieftasche lag obendrauf?«
»Ja«, bestätigte Robinson.
»Sonst irgendwas am Strand?«
»Wir haben nichts finden können.«
»Kein Abschiedsbrief?«
»Nein.«
»Haben Sie die Kleider untersucht?«
»Nur so, wie sie da liegen.«
Winter kniete sich neben die Sachen. »Darf ich?«, fragte er.
Robinson hockte sich neben ihn. Er hielt einen Asservatenbeutel hoch.
»Nur zu«, ermunterte er ihn.
Es war ein flacher Strohhut dabei. Simon Winter nahm ihn und drehte ihn um. Er sah die Initialen I.S. ins dunkel verfleckte Schweißband eingestanzt. Er machte Robinson darauf aufmerksam und warf den Hut dann in den Beutel. Als Nächstes nahm er sich das geblümte Polyesterhemd vor. Die Blumenranken waren zu blaugrünen Girlanden verschlungen. Er ließ den Blick langsam über das komplizierte Muster schweifen und betastete den Stoff mit den Fingern, bis er den Kragen erreichte. Hier hielt er inne. Er merkte, wie sich sein Herzschlag beschleunigte, und einen Moment lang war ihm schwindelig.

»Da«, sagte er leise, fast im Flüsterton.
Robinson beugte sich vor und tastete an der Stelle, auf die Winter zeigte, über das Gewebe. Er nahm das Hemd selbst in die Hände, hielt es gegen das späte Dämmerlicht und überprüfte es mit zusammengekniffenen Augen.
Der junge Ermittler nickte und ließ den Atem hörbar zwischen den Zähnen entweichen. »Kann sein«, meinte er. »Ich denke, Sie könnten richtigliegen.«
Winter stand auf und blickte übers Meer. Jede Welle, die an den Strand schlug, schien nach der rasch einsetzenden Nacht zu greifen und die Dunkelheit über die Küste zu werfen.
»Es ist Blut«, erklärte Winter. »Irving Silvers Blut.«
»Allerdings nicht viel«, wandte Robinson bedächtig ein. »Könnte nichts weiter als ein Schnitt beim Rasieren gewesen sein.« Dann drehte er sich zu dem Techniker um. »Tüten Sie diese Sachen sorgfältig ein.« Er winkte den uniformierten Polizisten zu. »Ich will, dass diese Stelle weiträumig abgesperrt wird. Es könnte der Tatort eines Mordes sein.«
Simon Winter blickte eine Weile schweigend über den Ozean, während die frische Brise allmählich der nächtlichen Schwüle wich.
»Er ist nicht da draußen«, sagte er leise.
»Wer ist nicht da draußen?«, fragte Walter Robinson nach.
»Irving Silver.« Winter hob die Hand und richtete sie aufs Meer. »So soll es aussehen. Dass er irgendwo dort draußen ertrunken ist. Von den Wellen verschlungen. Aber das stimmt nicht.«
»Wo ist er dann?«, wollte der junge Detective wissen.
»Woanders. Irgendwo weit weg, in der Einöde vielleicht. Zum Beispiel in den Everglades.«
»Die Leiche an einer Stelle, die Kleider hier?«
»Genau.«
Walter Robinson pfiff leise und starrte ebenfalls ins Weite. »Das wäre clever. Das würde uns wirklich ganz schön alt aussehen lassen.« Er überlegte, dann fügte er hinzu: »Vielleicht haben Sie recht.«
Winter drehte sich zu dem jungen Ermittler um. »Sie erwähnten, Sie wollten mich aufsuchen? Wieso?«
»Weil ich mich neuerdings«, erwiderte Walter Robinson bedächtig, »für Geschichte interessiere.«

16

Ein ganz legales Feiglingsspiel

Gegenüber dem Schwesternzimmer der geschlossenen Abteilung des Jackson Memorial Hospital befand sich ein Münztelefon, und Espy Martinez blieb davor stehen. Eilig wählte sie die Nummer des Morddezernats Miami Beach. Zum dritten Mal an diesem Nachmittag sah sie sich gezwungen, Walter Robinson eine Nachricht zu hinterlassen. Sie knallte den Hörer auf, dann holte sie tief Luft und spähte in den Flur zu Leroy Jeffersons Zimmer.
Sie versuchte, abzuschätzen, ob sie der Wahrheit näher gekommen war oder Gefahr lief, sie vollends aus den Augen zu verlieren. Dann marschierte sie den Korridor entlang und horchte auf das schnalzende Geräusch ihrer Absätze auf dem hochglanzpolierten Linoleum. In einem der Zimmer, an denen sie vorbeirauschte, weinte jemand, doch sie konnte nicht sehen, wer.
Am Maschendrahtgitter versah ein älterer Wachmann seinen Dienst. Sie erkannte ihn von einem halben Dutzend Gerichtssälen wieder. Er trug das dichte, graue Haar zum Bürstenschnitt gestutzt, und auf seinen kräftigen Unterarmen prangten verschlungene Tätowierungen. Als er sie kommen sah, hob er die Hand und begrüßte sie mit einem schiefen Grinsen.
»Hi, Mike«, sagte sie. »Das hier muss leichter sein, als die schweren Jungs zwischen Knast und Gerichtssaal hin und her zu karren.«
»Na ja«, erwiderte er, »hier muss ich drauf achten, mir nix einzufangen, und ansonsten nur rumsitzen und Zeitung lesen.«
»Gibt’s zur Abwechslung mal gute Nachrichten?«
»Das wär wirklich was Neues.«
»Geht’s gut?«
»Klar doch.«
»Dann klingt das hier nach einem angenehmen Posten.«
»Da liegen Sie richtig, Miss Martinez.«
»Ist Alter schon da?«
»Vor ein paar Minuten gekommen. Ist mit dem Doktor reingegangen.«

Sie wollte sich gerade in ein Besucherformular auf einem Klemmbrett eintragen, als der Wachmann flüsterte: »Ich glaube, der arme Leroy hat heute ein bisschen Probleme mit den Schmerzen, Miss Martinez. Hat heute Vormittag den Finger nonstop auf dem Klingelknopf gehabt und die Schwestern auf Trab gehalten. Ich glaube, weil Sie ihm das Bein zerschossen haben und er sein Crack nicht bekommt, na ja, ich glaub, deswegen ist er ein bisschen gereizt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Hmhm«, machte sie und nickte.
Der Wachmann grinste. »Der Knabe ist vielleicht nicht ganz klar im Kopf, so dass Sie ihn ein bisschen in die Mangel nehmen können, falls Sie die Gelegenheit bekommen, Sie verstehen?«
Espy Martinez brachte mit Mühe ein Lächeln auf die Lippen, obwohl sie das Gefühl nicht loswerden konnte, dass womöglich gleich eher sie als Leroy Jefferson in die Mangel genommen werden würde. Zu einer Art Salut legte sie den Zeigefinger an die Stirn. Gefängniswächter, dachte sie, wissen alles und haben ein bemerkenswertes Gespür dafür, aus welcher Richtung bei einem Fall gerade der Wind weht.
Als sie die Tür zum Krankenzimmer öffnete, hörte sie, wie sich jemand übergab, danach ertönte ein gedehntes, jammervolles »Scheiiiße«. Sie setzte eine trockene, forsche Miene auf und trat in den Raum. Ihr Blick fiel augenblicklich auf Leroy Jefferson, dessen Bein noch im Streckverband ruhiggestellt war und der gerade versuchte, sich im Bett aufzusetzen. Als er sich zu ihr umdrehte, sah sie, dass ihm eine dünne Schweißschicht auf der Stirn stand. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen.
»Sie fühlen sich nicht gut, was, Mr.Jefferson?«
Der Angeklagte sah sie finster an, dann beugte er sich vor und spuckte in einen Abfalleimer neben dem Bett.
»Das Miststück, das mich angeschossen hat«, zischte er.
»Ihm geht’s den Umständen entsprechend gut«, ging Thomas Alter schnell dazwischen und erhob sich von einem Metallklappstuhl.
»Stimmt’s, Doktor?«
Ein junger Arzt in weißem Kittel stand neben Jefferson und nickte. »Die Beschwerden halten sich im normalen Rahmen.«
»Normal, verdammt«, fluchte Jefferson. »Ich will die nächste Dosis.«

Der Arzt sah auf die Uhr, dann auf das Patientenblatt und schüttelte den Kopf. »Nee. Erst wieder in anderthalb Stunden.« Die Auskunft kam in kaltem Ton ohne irgendwelches Mitgefühl. Noch während der Doktor sprach, registrierte Martinez in Jeffersons Gesicht die nächste Woge Schmerzen und Übelkeit. Er wollte sich schon wieder über den Eimer neben seinem Bett beugen, doch dann überwand er den Würgereiz und ließ sich erschöpft nach hinten fallen. »Ist ja nichts mehr zu holen«, flüsterte er. Ein intravenöser Schlauch, der von einem Ständer in seinen Arm hinunterführte, klirrte leise am Metall. Martinez sah einen Moment weg und nahm die nüchterne Umgebung des kleinen Zimmers in sich auf. Weißgetünchte Wände. Ein graues Stahlgitter vor einem schmutzstarrenden Fenster, das selbst die Sonne nur grau verfleckt hereinließ. Ein zweckdienliches Krankenbett, ein Nachttisch. Ein Pappbecher und ein billiger Plastikkrug mit Wasser. So öde wie die Gefängniszelle, die ihn kaum einen Block weiter erwartete.
Alter sah den jungen Arzt, der das Patientenblatt wieder ans Fußende legte, irritiert an. »Ich glaube, er könnte was vertragen«, meinte der Strafverteidiger.
Der Mediziner sah auf. »Sie sind der Anwalt, richtig?«
»Richtig.«
»Nun, dann beschränken Sie sich auf den juristischen Kram«, entgegnete er leise. Er sah Espy Martinez an. »Mein Schwager ist Cop«, teilte er ihr mit. Er zeigte mit dem Daumen auf Leroy Jefferson. »Er ist okay. Sein Bein macht ihm höllische Schmerzen, und er ist auf Entzug. Deshalb ist ihm zum Kotzen übel, und jedes Mal, wenn er sich zu diesem Eimer rüberbeugt, muss es sich anfühlen, als ob ihm jemand ein Messer in dieses Knie bohrt und es darin dreht. Aber das bringt ihn nicht um. Es macht ihn nur nicht glücklich. Ihn glücklich zu machen ist auch nicht mein Job; nur, ihn am Leben zu halten.« Damit schritt der Arzt an ihr vorbei und war zur Tür hinaus.
Leroy Jefferson ballte die Hände zu Fäusten. »Wegen Ihnen werde ich nie wieder normal laufen«, warf er ihr vor.
Sie schüttelte den Kopf. »Bricht mir das Herz«, erwiderte sie. »Ich hab ›Keine Bewegung‹ gesagt, aber stattdessen haben Sie auf mich geschossen. Selbst schuld.«
Leroy Jefferson sah sie wieder finster an und wollte etwas entgegnen,

wurde jedoch von Thomas Alter unterbrochen.
»Das ist nicht Sinn und Zweck dieses Treffens«, sagte der Pflichtverteidiger.
»Richtig«, erwiderte Martinez. »Zweck dieser Unterredung ist es, mir einen Eindruck zu verschaffen, ob dieser Angeklagte die Fähigkeit besitzt, die Wahrheit zu sagen, was ich im Moment eher bezweifle.«
Alter machte eine theatralische Geste wie ein überspannter Schauspieler bei einer Dinner-Theatervorstellung. »Dann nehmen Sie ihn mit. Stellen Sie ihn vor Gericht. Tun Sie, was Sie für richtig halten, aber vergessen Sie, dass er Ihnen hilft, und es sieht mir doch sehr danach aus, dass Sie seine Hilfe bitter nötig haben.«
Espy Martinez riss sich zusammen und sprach ruhig. »Hören Sie, der Lügendetektortest wirkt überzeugend, hat aber keine Beweiskraft …«
»Wollen Sie einen Unschuldigen einbuchten?«, warf Leroy Jefferson aggressiv ein. Sie ignorierte ihn.
»Was ist mit dem Fingerabdruck?«, fragte Alter. »Da kommen Sie nicht drum herum.«
Sie beantwortete die Frage nicht, sondern stellte stattdessen fest: »Mag ja sein, dass es nicht seine Hände um Sophies Hals gewesen sind, aber die Beweise, dass er in ihrem Zimmer war und Gegenstände gestohlen hat, sind erdrückend. Vielleicht hat er ja einen Komplizen gehabt. Vielleicht waren sie zu zweit da drin. Dann wäre er immer noch an einer schweren Straftat in Tateinheit mit Mord beteiligt.« Sie sah zu Jefferson hinüber. »Das Strafmaß dafür, falls Sie es noch nicht wussten, ist der Stuhl.«
»Scheiße«, knurrte Jefferson. »Ich hab keinen ermordet und hatte auch keinen dabei.«
Alter funkelte seinen Mandanten an und sagte: »Halten Sie einfach die Klappe und lassen Sie mich mit der Staatsanwältin reden.« Und an Espy Martinez gewandt: »Was schlagen Sie vor?«
»Ich schlage vor, dass Sie mir, bevor ich weitere Schritte unternehme, erst mal erklären, was Sie unter Hilfe verstehen. Verraten Sie mir, was Ihr Mandant an Beweisen im Köcher hat.«
»Nicht ohne Garantie.«
»Was für eine Garantie?«
»Dass wir zu einer Absprache kommen. Keine Haftstrafe.«
»Vergessen Sie’s.«

»Dann können Sie mich mal. Finden Sie den Mörder dieser alten Frau ohne ihn.«
»Genau das werden wir tun.«
»Aber klar doch. Viel Glück. Schon den blassesten Schimmer, wer diesen fragmentarischen Abdruck an ihrer Kehle hinterlassen hat?«
»Darauf erwarten Sie doch wohl keine Antwort.«
»Nein, wirklich nicht«, entgegnete Alter mit einem entspannten Lächeln. Er drehte sich zu Leroy Jefferson um. »Sie halten gefälligst Ihren Mund, Leroy. Mit der Staatsanwaltschaft zu verhandeln, ist ungefähr so wie das Warten auf das Morphium. Es tut weh. Ihnen wird schlecht. Aber schlussendlich erhalten Sie, was Sie wollen, und alles ist in Butter.«
Jefferson war aschfahl. Er nickte. »Ich habe ihn gesehen«, sagte er.
»Wen gesehen?«, hakte Martinez hastig nach.
»Klappe halten, habe ich gesagt!«, brüllte Alter.
Leroy Jefferson sackte aufs Kissen zurück. Ihm lief der Schweiß in einem Rinnsal die Wange herunter, doch er grinste Espy Martinez an.
»Sie brauchen mich noch«, erklärte er. »Sie finden keinen Killer, wenn ich Ihnen nicht zeige, wer es ist. Hab ihn gut erkannt. Hab beobachtet, wie er diese alte Frau umgebracht hat.«
Martinez biss die Zähne zusammen. »Sie wissen, dass ich genügend Anklagepunkte gegen Sie zusammen habe, um Sie für tausend Jahre in Raiford Prison einzubuchten. Was sag ich, zehntausend. Bis in alle Ewigkeit. Von mir aus können Sie da verfaulen.«
Jefferson schüttelte nur den Kopf und wiederholte: »Ihr braucht den alten Leroy noch. Fragen Sie diesen Detective, der wird Ihnen das Gleiche sagen.«
Martinez warf Alter einen Blick zu.
Der Pflichtverteidiger zuckte nur mit den Achseln. »Was soll ich sagen, Espy? Er hat recht.«
»Tatsächlich? Wieso fällt es mir dann so schwer, Mr.Jefferson zu glauben? Vielleicht, weil er ein abgewrackter Junkie ist, der lügt, sobald er nur den Mund …«
»Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, Espy, er war da.«
»Klar, er und einer von seinen Junkie-Kumpeln. Der einzige Deal, zu dem ich mich breitschlagen lassen könnte, wäre lebenslänglich. Er kann seinen jämmerlichen Arsch retten, indem er gegen diesen Abschaum

aussagt, der Sophie Millstein ermordet hat.«
»War kein Kumpel dabei, hab ich schon mal gesagt«, beharrte Jefferson, und trotz der Schmerzen schlich sich ein selbstgefälliger Ton ein, als er hinzufügte: »War ’n Weißer, ’n alter Weißer.«
Thomas Alter lächelte wieder. »Ich denke, wir haben Miss Martinez schon mehr als genug geholfen.«
»Sie behaupten …«
»Er war da. Er hat den Mord mitangesehen. Was wollen Sie noch? Da haben Sie Ihr Angebot.«
»Sie meinen, dieser Abschaum ist Zeuge eines Mordes geworden und hat dann noch schnell, bevor die Nachbarn eintrafen, das Opfer beraubt? Läuft es darauf hinaus?«
Sie konnte nicht verbergen, wie perplex sie war.
»Sie haben’s erfasst«, erwiderte Alter achselzuckend. »Gibt seltsame Dinge im Leben.«
Eine Weile schwiegen sie alle.
»War nett, Sie zu sehen, Frau Staatsanwältin«, sagte Thomas Alter. »Sie melden sich, ja? Wir sind jederzeit erreichbar. Und jetzt kennen Sie den Stand der Dinge.«
Espy Martinez bohrte ihren Blick so lange in Thomas Alters Augen, bis ihm das selbstsichere Grinsen verging.
»Meinen Sie allen Ernstes, ich würde diesem Junkie-Wrack da einen Deal anbieten, nachdem er um ein Haar einen Cop und dann mich umgebracht hat? Meinen Sie, wir lassen ihn mit diesen Delikten einfach laufen?«
Alter saß provozierend ruhig auf seinem Stuhl, als taxierte er still, was sie ihm sagen wollte und wie wütend sie war.
»Ich denke gar nichts, Espy. Ich weiß nur, dass Mr.Jefferson Ihnen Informationen liefern kann, die Sie brauchen werden, und der Preis für diese Informationen ist gepfeffert. Andererseits war Aufklärung schon immer eine kostspielige Sache. Sehen Sie? Ich hab eine philosophische Ader.«
»Richtig. Das wird schweineteuer. Sehen Sie? Ich hab auch ’ne scheiß philosophische Ader«, kicherte Leroy Jefferson, obwohl ihn bei den letzten Worten offenbar ein glühender Schmerz durchzuckte, so dass ihm die Mundwinkel zitterten.

»Überziehen Sie den Preis besser nicht, Tommy«, erwiderte Martinez, »sonst bleiben Sie am Ende auf Ihrer Ware sitzen.«
»Seien Sie so freundlich, und machen Sie die Tür hinter sich zu«, bat der Pflichtverteidiger höflich.

Wie immer war die Vorladung in Abe Lassers Büro in roter Tinte verfasst, um die Dringlichkeit zu unterstreichen. Wenn Lasser einen zu sich rief, war es immer dringlich, dachte sie, ob es stimmte oder nicht. Sie hörte rasch ihren Anrufbeantworter ab, doch Walter Robinson hatte sich nicht gemeldet. Für einen Augenblick brachte sie so viel Distanz auf, um sich zu fragen, ob sie darauf wartete, von ihrem Liebhaber zu hören, oder von dem Detective, der den Fall bearbeitete. Sie wusste die Antwort nicht, vermutete jedoch, dass beide Wünsche gleichermaßen beharrlich, wenn auch in zwei verschiedenen Tönen wie eine Stimmgabel in ihr widerhallten.
Als sie das Büro betrat, stand Lasser an seinem Fenster und starrte über die Stadt.
»Wissen Sie, während der Ausschreitungen habe ich genau hier an diesem Fenster gestanden, und ich konnte bis zu dem Reifen-Discounter auf der Twenty-first Avenue sehen. Ich hatte ein Fernglas und konnte sogar erkennen, wie die Kerle den Laden in Brand gesteckt haben. Sie kamen seitlich um das Gebäude gerannt, dann blieben sie stehen, stapelten einen Haufen Abfall und schütteten Benzin darüber. Wie eine geistesgestörte Bande übler Großstadtpfadfinder.« Er zeigte hinaus und lachte ohne irgendeinen ersichtlichen Grund. »Es war vier Blocks entfernt, und es kam mir vor wie im Fernsehen.«
Er wandte sich vom Fenster ab.
»Absolut verrückte Sache«, fuhr er fort. »Diese ameisengroßen Gestalten, die irgendwo da unten herumkrabbelten und dieses riesige alte Lagerhaus abfackelten. Der Kasten hat zwei Tage lang gebrannt. Und da stehe ich als Bezirksoberstaatsanwalt für Kapitalverbrechen an meinem Fenster und sehe ohnmächtig zu.«
Sie nickte und dachte: Irgendwann kommt er auf den Punkt.
»Ist so, wie wenn man Zeuge eines Unfall wird, nur schlimmer, weil das kein Unfall war, sondern ein Verbrechen. Bedeutend schlimmer. Mutwillig und zerstörerisch. Kein Schicksalsschlag, die Tat von

Menschen.«
Er trat vom Fenster zurück.
»Schicksalsschläge überlassen wir den höheren Mächten, Espy. Aber die Taten von Menschen sind der Grund, weshalb wir hier sind. Das ist unser Metier.« Er lächelte. »Ich klinge wie ein Philosoph«, meinte er.
»Vor kaum einer Stunde hat Tommy Alter dasselbe zu mir gesagt.«
Lasser grinste. »Tatsächlich? Dann muss wohl was dran sein.«
Er trat hinter seinen Schreibtisch. Er hatte sein Jackett ausgezogen, und sie sah, dass sein offensichtlich maßgeschneidertes Hemd tailliert war.
Als Lasser eine Kopie des Berichts zum Lügendetektortest hervorzog, äußerte sie nichts.
»Ich hasse diese Dinger«, bemerkte er und ließ den Ordner auf den Tisch fallen, als sei er infektiös. Die Seiten flatterten einen Moment. »Nun, Espy, fühlen Sie sich auch so, als stünden Sie an einem Fenster und wüssten, dass dort jeden Moment ein Verbrechen geschieht, ohne dass Sie irgendetwas daran ändern können? Wenn dieser Abschaum Leroy Jefferson ungestraft davonkommt, dann ist das ein Verbrechen. So wahr ich hier stehe, ist das nichts anderes als diese Brandstiftung von damals. Als ob wir selbst das Streichholz an entflammbares Material halten würden. Sicher, er mag eine Weile schwelen und glimmen, vielleicht eine Woche, einen Monat, vielleicht sogar ein halbes Jahr. Aber dann geht er hin und tut genau das, was er laut diesem verdammten Bericht diesmal nicht getan hat: Er bringt eine harmlose alte Dame um. Sie verstehen, Espy?«
»Ja, Sir.«
»Sie sind diesem Mr.Jefferson begegnet. Wie lautet Ihre Prognose? Wie schätzen Sie die Chancen ein, dass er zu einem nützlichen Mitglied der Gesellschaft wird?«
Diese letzten Worte trieften vor Sarkasmus.
»Eher gering, Sir.«
Abe Lasser brach in schallendes Gelächter aus. »Gering. Ja, gelinde gesagt. Tendiert wohl eher gegen null.«
Er setzte sich und wippte nach hinten. »Vielleicht haben wir ja Glück, Espy. Vielleicht bringt der Mistkerl Leroy Jefferson ja irgendeinen anderen Schleimscheißer um statt ein gottesfürchtiges, unbescholtenes Mitglied unserer Gesellschaft, auch wenn ich das eher bezweifle, da der

Mistkerl mit Vorliebe kleine, alte Damen ausraubt und ich den Verdacht hege, dass er sich so schnell wie möglich wieder diesem Erwerbszweig zuwenden wird.«
Er schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: »Selbst wenn er dank Ihrer Kaliber fünfundzwanzig künftig humpelt. Also, sagen Sie's mir, Espy, haben Sie das Gefühl, dass das Glück auf Ihrer Seite ist? Gibt es irgend so ein kleines hispanisches Heinzelmännchen, das die Geschicke der Familie Martinez in eine gute Richtung lenkt? Oder vielleicht eine gute Fee, die Simsalabim sagt, ihren Zauberstab schwingt und schwuppdiwupp fällt unser Leroy Jefferson über seinesgleichen her, statt dass jemand um seine geliebte Großmutter trauern muss?«
»Ich glaube nicht, Sir.«
Lasser drehte sich in seinem Sessel. »Was für ein Jammer.«
Er schwang zurück und beugte sich über den Schreibtisch, um mit dem Finger auf den Bericht zu tippen. »Eins muss man Tommy Alter lassen. Er weiß, was er tut. Lässt den Test von unserem eigenen Mann durchführen. Ziemlich ausgebufft. Muss ich mir merken, damit wir es ihm, wenn er das nächste Mal hier angekrochen kommt, heimzahlen können. Von Philosoph zu Philosoph.« Er lehnte sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und ging mit seinem Sessel in die nächste Runde.
»Also, Espy, was gedenken Sie zu tun?«, fragte Lasser unvermittelt.
»Verzeihung, was ich …«
»Ja. Was wollen Sie tun? Ist Ihr Fall. Ihre Entscheidung. Ich bin nur da, um Sie, ähm, zu unterstützen.«
Espy Martinez merkte, wie sie rot anlief. »Ich dachte …«
»Sie dachten, ich übernehme den Gang nach Canossa?«
»Ja.«
Er schüttelte den Kopf. »Nein. Ihr Fall. Ich gebe Ihnen nur gewisse Richtlinien an die Hand. Zum Beispiel diese: Jefferson wird des zweifachen versuchten Mordes angeklagt, nachdem er auf Sie und diesen Detective geschossen hat. Diese beiden Delikte haben, scheint mir, nichts mit dem Mord an Sophie Millstein zu tun.«
»Verstehe.«
»Auf der anderen Seite hat ein tatsächlicher Mord, besonders ein so ruchloser wie der an Sophie Millstein, natürlich Vorrang gegenüber

einem Schusswechsel, selbst einem so schwerwiegenden wie dem von Mr.Jefferson.«
»Verstehe.«
»Wirklich, Espy?«
Sie kochte zu sehr, um den Mund zu halten. »Ich soll dafür den Arsch hinhalten.«
Lasser nickte. »Nicht gerade elegant, aber treffend formuliert.«
Sie schnappte nach Luft. Es schien plötzlich heiß im Büro zu sein.
»Wenn Jefferson uns Sophies Mörder ans Messer liefert …«
»Dann sind Sie die Heldin und machen Schlagzeilen.«
»Falls das Ganze aber nur Quatsch ist und ich ihn laufen lasse und er spaziert da raus und bringt jemanden um …«
»Dann fallen die Lobeshymnen nicht ganz so enthusiastisch aus, nicht wahr?«
»Nein, wohl eher nicht.«
Lasser wippte weiter auf seinem Stuhl.
»Wäre natürlich besser, wenn Walter Robinson den Fall ohne Jeffersons Hilfe lösen könnte. Sehen Sie da irgendwelche Chancen?«
»Kann ich nicht sagen. Wir fangen ja praktisch wieder von vorne an. Ich glaube, er hat nicht einmal eine Spur. Wir waren entschlossen, Jefferson auf den elektrischen Stuhl zu bringen, und dann kommt dieser Bericht und macht uns alles zunichte.«
»Fieser kleiner Apparat, dieser Lügendetektor. Macht alles unnötig kompliziert, Grau in Grau, verschwommen statt eindeutig und unanfechtbar.«
»Jedenfalls bin ich mir nicht sicher, was Walter zu bieten hat.«
»Die Spur ist schon kalt. Haben Sie sich mal die Statistik zur Lösung von Mordfällen angesehen? Jeder Tag, der ohne Verhaftung vergeht …«
Der Oberstaatsanwalt hielt die Hand hoch und führte sie, während er weitersprach, im Sturzflug nach unten.
»Was ist mit diesem fragmentarischen Abdruck, den der Mörder hinterlassen hat?«
»So weit ich weiß, hat er ihn schon vergeblich durch den Computer gejagt. Ich glaube, das hat er als Erstes getan.«
»Demnach ist Sophies Mörder in jüngerer Zeit nicht mit der Polizei in Konflikt gekommen. Kein gutes Omen.«

»Offensichtlich nicht.«
»Dann wird’s wirklich schwierig. Natürlich gilt das Gegenteil für Tommy Alter und Leroy Jefferson. Falls Robinson irgendwie von Zauberhand in der Sache weiterkommt, sinkt im selben Maße der Wert einer Zeugenaussage von einem mörderischen Junkie, nicht wahr?«
»Ja.«
»Das wäre mir das Liebste«, meinte Lasser, neigte seine Rückenlehne nach hinten und ließ eine Weile verträumt den Blick über die Zimmerdecke schweifen. »Würde gar zu gerne sehen, was für ein Gesicht der selbstgefällige Tommy Alter macht, wenn wir ihm eröffnen, dass wir den werten Leroy Jefferson nicht mehr brauchen. Eine echte Genugtuung wäre das.«
»Jefferson behauptet, er wäre bei dem Mord Augenzeuge gewesen.«
»Tatsächlich? Ach, wären doch nur sämtliche Augenzeugen dieser Welt Heilige, Jungfrauen oder Pfadfinder. Das macht es ein bisschen heikel, nicht wahr?«
»Inwiefern?«
»Nun ja, was sollte man der Familie Millstein oder irgend so einem Schmierfink der *Miami Tribune* sagen, der das alles rausfindet und eines Tages anruft, um Ihnen eine Menge ungemütliche Fragen zu stellen – ich meine, wo man dann zugeben muss, dass die Staatsanwaltschaft die Aussage eines Augenzeugen verworfen hat, weil er, sagen wir mal, ein etwas unangenehmer Zeitgenosse war? Ich glaube nicht, dass sich diese Erklärung in der Presse gut machen würde.«
»Nein, Sir, ich auch nicht.«
»Die finden das raus, Espy, das wissen Sie so gut wie ich, nicht wahr? Tun die Mistkerle immer.« Er räusperte sich. »Eine heikle Situation, Espy. Heikel.« Lasser betrachtete sinnend eine Akte auf seinem Tisch. Er nahm sie zur Hand und blätterte wie beiläufig, fast geistesabwesend darin herum. »Sie geben mir dann Bescheid, was Sie machen werden, nicht wahr?«
Sie hatte ihre Wut wieder im Griff. »Ja, Sir, sobald ich mich entschieden habe.«
»Zögern Sie nicht.«
»Nein, Sir.«
»Ach so, und noch was, Espy – sollten Sie im Hinterkopf behalten, wenn

Sie sich durch dieses Minenfeld durcharbeiten. Eine Priorität …«
»Die wäre, Sir?«
»Wir finden Sophie Millsteins Mörder, wir stellen ihn vor Gericht und wir verurteilen ihn. Das hab ich versprochen. Ausgerechnet einem verdammten Rabbi. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Lassen Sie sich das eine Warnung sein, Espy. Wenn Sie ein Versprechen geben, das praktisch nicht zu halten ist, dann tun Sie's wenigstens gegenüber einem Menschen, der weder hier noch im Jenseits viel zählt. Deshalb gedenke ich, so dumm das auch gelaufen sein mag, mein Versprechen zu halten.«
Er sah blitzschnell von den Papieren auf seinem Schreibtisch hoch und stieß den Finger in ihre Richtung. »Sie werden es für mich halten.«
Espy Martinez nickte, auch wenn sie sich in diesem Moment wie im Dunkeln auf Glatteis fühlte.
Lasser lachte, doch das konnte die Spannung, die im Raum knisterte, nur geringfügig mildern.
»Lassen Sie den Kopf nicht hängen, Espy«, sagte er, ohne ihr irgendetwas Ermutigendes mit auf den Weg zu geben. »Diese Dinge machen das Strafrecht ja gerade so spannend.« Er lächelte. »Es hat fast etwas Existenzielles. Lebensspiele, so nenne ich das gerne. Es kommt einem manchmal so vor, als wäre man mitten in einem Feiglingsspiel, bei dem zwei Autos mit Vollgas aufeinanderzurasen und man sich mit angehaltenem Atem fragt, wer als Erster ausweicht, nur dass wir es in Anzug und Krawatte, in einem Gerichtssaal mit Eichenpanelen nach einem strengen Regelwerk, mit Richtern und all dem anderen zivilisatorischen Brimborium austragen, obwohl es doch im Grunde um etwas beinahe Primitives, Archaisches geht, nicht wahr?«
»Als da wäre?«, fragte sie bitter zurück. Sie fühlte sich vollkommen alleingelassen.
»Gerechtigkeit«, erwiderte Lasser nonchalant.

17

Wie von einem anderen Stern

Nachdem die beiden alten Leute ihm eine Stunde lang eine Geschichte erzählt hatten, die selbst für den hartgesottenen Ermittler der Mordkommission in ihm kaum zu fassen war, gebot Walter Robinson ihrem Bericht mit einer stummen Geste Einhalt. Er merkte, dass er eine Atempause brauchte, einen Moment, um das Gehörte zu verdauen, und so schlug er vor, ihnen allen Kaffee oder etwas Kaltes zu trinken zu bringen.
Frieda Kroner sah finster in die Runde. »Wir trinken Kaffee, während *er* plant!«, sagte sie ärgerlich.
»Ich denke, wir sollten weitermachen«, meinte auch Rabbi Rubinstein.
Robinson warf Simon Winter, der seit ihrer Rückkehr ins Morddezernat Miami Beach kaum etwas zu der Unterredung beigesteuert hatte, einen Blick zu. Der alte Detective winkte dankend ab, doch als Robinson ihn weiter vielsagend ansah, fiel der Groschen, und er begriff, dass der Jüngere ihn um Hilfe bat. Also überlegte er es sich und bat: »Vielleicht eine Limonade.«
Als er sich zu Wort meldete, fuhren Frieda Kroner und der Rabbi in ihren Sesseln herum. Frieda Kroner runzelte die Stirn und wollte etwas sagen, doch der Rabbi brachte sie diplomatisch zum Schweigen, bevor ihr die Worte über die Lippen kamen. »Vielleicht einen Kaffee, mit Milch und Zucker«, schlug er vor, und die alte Frau neben ihm nickte widerstrebend. »Zwei Stück Zucker«, murmelte sie, »um mir das Leben wieder zu versüßen.«
»Alles klar«, meinte Walter Robinson. »Fünf Minuten. Bin gleich wieder da.«
Er ließ sie alle in einem der Verhörzimmer sitzen und trat zielstrebig in den Flur. Ihn erfasste eine Woge der Erschöpfung, und er lehnte sich an eine Wand und schloss die Augen. Er wollte seine Vorstellungskraft ausschalten, merkte aber, dass ihm das nicht gelang. Eine schwindelerregende Sekunde lang fragte er sich, wie es gewesen sein musste, in einen Viehwaggon gepfercht zu werden und vom Gewicht der

Nachbarn kaum noch Luft zu bekommen. Arbeit macht frei, musste er plötzlich denken. Er öffnete die Augen und keuchte wie ein Mann am Ende eines langen Dauerlaufs.
Vom anderen Ende des Flurs drang das Weinen einer jungen Frau herüber. Er war für die Ablenkung dankbar. Es war der langgedehnte Laut eines Menschen, der langsam, aber unaufhaltsam in den Abgrund der Verzweiflung gleitet, keine Agonie, sondern dumpfe Trauer. Er kannte den Fall; eine einundzwanzigjährige Mutter hatte ihre drei kleinen Kinder, das älteste fünf, unbeaufsichtigt in ihrer kleinen Wohnung zurückgelassen, während sie im Laden um die Ecke Windeln und Lebensmittel einkaufte. Sie stammte aus Nicaragua und war erst seit wenigen Monaten im Land – das heißt, gerade lang genug für ihren Mann, sich davonzustehlen, und nicht lange genug, um Freunde zu finden, die ihr mit Babysitten aushelfen konnten. Das Rattenloch, in dem sie wohnte, tauchte gewiss auf keinem der idyllischen Fotos der Touristeninformation auf, die lieber mit dem unbeschwerten, sonnengebräunten Miami Beach kokettierte. An den Fenstern zur Wohnung der jungen Frau fehlten die Fliegengitter, und die Klimaanlage funktionierte nicht, so dass sie, wenn sie geöffnet waren, die Hitze des Tages hereinließen. Während sie einkaufen ging, war der Dreijährige aus dem Kinderbettchen geklettert, in das sie ihn gesteckt hatte, und auf die Fensterbank gekraxelt, um ein wenig frische Luft zu bekommen oder nur mit der Neugier eines Kindes zu sehen, woher der Straßenlärm kam. In schwindelnder Höhe hatte er das Gleichgewicht verloren und war kopfüber aus dem zweiten Stock des Wohngebäudes gestürzt. Genau in dem Moment, als seine Mutter zurückkehrte, war er auf dem Zement des Bürgersteigs aufgeschlagen, so dass sie mitansehen musste, wie ihr Kind dem Pflaster entgegenraste und mit einem grässlichen knirschenden Geräusch fast genau vor ihren Füßen landete.
In dem Moment hatte sie geschrien, jedoch seit ihrer Ankunft im Präsidium außer einem gelegentlichen Hilferuf an Santa Maria, Madre del Dios, kein Wort mehr gesprochen, sondern sich an ihren Rosenkranz geklammert.
Walter Robinson stieß einen langen, tiefen Seufzer aus. Die junge Frau begreift das alles nicht, dachte er. Sie versteht kaum diesen Tod, sie versteht dieses Land nicht, und sie würde vermutlich ohnehin nicht viel

verstehen, weil sie arm, ungebildet und allein ist, und ganz gewiss versteht sie nicht, weshalb die *policía* ihr die anderen beiden Kinder weggenommen hat und dabei ist, sie wegen Fahrlässigkeit anzuzeigen. Schließlich war sie auf dem Weg zum Lebensmittelladen, um ihnen von ihren letzten Dollars Milch zu kaufen, weil sie die Kinder liebte.
Er löste sich von der Wand und verdrängte das Schluchzen der Frau in das allgemeine Hintergrundgeräusch, das alle Polizeireviere kennzeichnet, auch die modernen, mit Teppichboden und in die Decke eingelassenen Leuchten. Es war traurig, aber die Norm, und er wusste, dass niemand, der eine Uniform oder eine Dienstmarke trug, diese Traurigkeiten allzu nah an sich heranlassen durfte, auch wenn jede vermutlich irgendwo in der Psyche einen Kratzer hinterließ. Er setzte sich energisch in Bewegung und bremste seine Schritte nur einmal, als sich die Tür zu einem anderen Verhörzimmer öffnete und in einem Gerangel zwei Detectives mit einem Jugendlichen in Handschellen herausstürzten.
»Komm schon, tougher Bursche«, befahl einer der Beamten, doch der Teenager mit dem von Akne vernarbten Gesicht und den langen Schnittlauchlocken sowie einem Tattoo auf dem beachtlichen Bizeps, das einer Heavy-Metal-Band huldigte, dachte nicht daran, der Anweisung zu folgen, sondern rammte sich erneut in die beiden Polizisten. Alle drei taumelten in einem einzigen Knäuel zu Boden.
Als Robinson rasch hinübereilte, gab es einen kurzen Ringkampf der drei Akteure.
Der Jugendliche versuchte, nach den Detectives zu treten. Die Männer ihrerseits rollten sich mit eingeübten Griffen auf den Tatverdächtigen und hatten ihn augenblicklich unter Kontrolle. Die Szene erinnerte Robinson an einen Streit zwischen Brüdern, bei dem die älteren sich auf den jüngeren setzen, bis er sich nicht mehr wehrt.
»Brauchen Sie Hilfe?«, fragte Robinson fast beiläufig.
»Äh, nein, nicht nötig, Walt«, erwiderte einer der Kollegen, während er sich in aller Seelenruhe bückte, ein Büschel langer, schwarzer Haare packte und dem Jungen das Gesicht fest auf den Boden schlug.
»Scheiß Bullenarschloch!«, brüllte der Junge.
Der Polizist wiederholte die Aktion.
»Wichser!«

Der zweite Beamte manövrierte sich herum, stieß dem Teenager ein Knie in den Rücken und verdrehte ihm brutal die Arme.
»Das hast du ja wenigstens nicht vermasselt«, brachte er eher irritiert als wütend mit zusammengepressten Zähnen heraus.
»Sicher, dass ihr keine Unterstützung braucht?«, erkundigte sich Robinson erneut.
»Für diesen kümmerlichen Schwanzlutscher bestimmt nicht«, erwiderte der Detective.
»Leck mich!«, schrie der Junge. Doch als er immer wieder mit dem Gesicht auf den Boden krachte, dämpfte das schnell seine Kampflust.
»Leckt mich beide!«, brachte er zwischen den Schlägen heraus.
»Worum geht's?«, fragte Robinson.
»Der Kleine hat sich bei 'nem Drogendeal übers Ohr hauen lassen. Gott, und was für ein großartiger Deal! Crack im Wert von fünfzig Mäusen. Geht nach Hause, schnappt sich aus Daddys Nachtschrank 'ne Neun-Millimeter und macht sich auf die Suche nach dem Typen, der ihn über den Tisch gezogen hat. Er schießt den Jungen auf offener Straße in den Kopf, direkt vor der Miami Beach High, bei Schulschluss. Eine Freizeitbeschäftigung der besonderen Art, wie? Hat 'ne richtige Show abgezogen, so was wie *Miami Vice* aus den Achtzigern, minus schicke Klamotten und angesagte Frisuren, minus Rennboote und schnelle Schlitten. Dafür hat er echtes Blut verspritzt. Wegen fünfzig Mäusen, du Vollidiot.« Bei jedem Wort des letzten Satzes hatte der Detective den Kopf des Jungen im Takt zu seinen Gefühlen auf den Boden gestoßen.
»Und *du* siehst nicht wie Don Johnson aus«, stellte Walter Robinson fest.
Der Detective, ein junger Mann, zuckte grinsend mit den Achseln: »Jeder wie er kann.«
Der Teenager sackte zusammen. Die beiden Polizisten zerrten ihn hoch, und der Junge knurrte: »Fickt euch, Scheißbullen.« Als er den Kopf an die Wand lehnte, quoll ihm ein leuchtend roter Blutstrahl aus der Nase und lief über Lippe und Kinn. »Ihr habt mir die scheiß Nase gebrochen!«, heulte er. »Drecksäcke!«
»Nein, haben wir nicht«, antwortete der Detective ruhig. »Das war der Boden.«
»Fickt euch«, wiederholte der Junge, als der ältere Beamte über die

hinterhältige Bemerkung des jüngeren lachte.
»Kannst du dir nicht mal was Neues einfallen lassen, Arschloch?«, beklagte sich der ältere Detective sarkastisch. »Ich meine, Dumpfbacke, kapierst du nicht, dass uns schon genug Leute gesagt haben, wir sollen uns ficken, praktisch im Minutentakt oder zumindest einmal die Stunde, und das tagein, tagaus, so dass wir es uns nicht mehr fürchterlich zu Herzen nehmen? Ich meine, als Beleidigung zieht das einfach nicht. Also, wie wär's mal mit was Cleverem? Zeig mal, was du auf dem Kasten hast, sei originell, Dumpfbacke. Sag was, das uns so richtig trifft. Gönn uns den Spaß.«
»Fickt euch«, antwortete der erstaunte Teenager.
Der ältere Detective wandte sich an Walter Robinson. »Da kommt man über die junge Generation echt ins Grübeln, Walt, was?« Er grinste. »Zu viel Fernsehen. Schlägt aufs Hirn. Zu viel laute Musik. Stumpft die Sinne ab. Stimmt's, Dumpfbacke?«
»Fick dich«, wiederholte der Junge sein Mantra.
»Siehst du, was ich meine?«, sagte der Detective. Er ruckte noch einmal an den verdrehten Armen des Verdächtigen.
»Aauu!«, brüllte der Junge. »Fick dich! Ich krieg trotzdem nur Jugendstrafe, Arschloch.«
»Für vorsätzlichen Mord? Träum weiter, Kleiner«, erwiderte der Detective. Dann setzte er sich mit dem Kollegen in Bewegung, indem sie den Delinquenten Richtung Fahrstuhl halb schoben und halb zogen, um ihn in eine Verwahrzelle zu bringen, in der er ein paar Stunden schmoren würde, während die Beamten den unvermeidlichen Papierkram erledigten.
Der zweite Detective blieb einen Moment neben Robinson stehen, um sich die Kampfspuren vom Anzug zu wischen. Während er sich mit den Händen über den Stoff strich, flüsterte er: »Der kleine Mistkerl hat vermutlich auch noch recht. Der Junge, auf den er geschossen hat, liegt im Koma, kommt aber wahrscheinlich durch, auch wenn er von jetzt an nicht gerade ein allzu tolles Leben vor sich hat, und wir müssen die Anklage auf versuchten Mord und schwere Körperverletzung mit einer tödlichen Waffe runterstufen. In was für einer Welt leben wir eigentlich, Walt, he? Baller gleich los, wenn dir einer fünfzig Mäuse schuldet, macht ja nix, denn irgendein Richter sagt dir dann: ›Du unartiger

Lümmel, tu das bitte ja nicht wieder …‹ Na ja, wir werden den Richter wenigstens zu überreden versuchen, ihn nicht nach Jugendstrafrecht zu verknacken. Nur dass er gerade mal sechzehn ist. Shit. Sechzehn, aber sonst in jeder Hinsicht sechsundzwanzig.« Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er seinem Partner und dem Tatverdächtigen hinterher.
Walter Robinson sah dem Trio nach, bis es verschwand, und dachte: *Das hier begreife ich.* Ein alleingelassenes Baby, das von der Fensterbank fällt, ein Teenager, der jemanden zu erschießen versucht und damit rechnet, billig davonzukommen – das waren Alltagsbegebenheiten. An diesen Verbrechen oder tragischen Ereignissen war nichts Schockierendes, Einmaliges oder auch nur ansatzweise Außergewöhnliches. So was passiert eben. Morgen würden erneut ganz ähnliche Dinge passieren. Der Detective starrte auf die Tür zu dem Verhörzimmer, in dem die beiden alten Überlebenden und ein betagter Polizist auf seine Rückkehr mit Erfrischungsgetränken und Kaffee warteten, damit sie ihm weiter eine Geschichte erzählen konnten, die von so viel Hass und abgründig Bösem zeugte, dass es seine Vorstellungskraft überstieg. Ihm war bewusst, dass ihm sein eigener Erfahrungshorizont kein bisschen dabei helfen konnte, auch nur ein einziges Wort davon zu ermessen. Er wusste nur, dass er in ein mörderisches System gestürzt worden war, das selbst ihn tief verunsicherte, und einen Moment lang fragte er sich, ob vielleicht irgendwo am Rande jeder Lebensgeschichte ein Schattenmann lauerte.
Er stellte sich die schonungslose Frage: Wie findet man einen Kriminellen, der kein Krimineller im üblichen Sinne ist?
Gute Frage, dachte er, ohne zu wissen, dass sie sich auch Simon Winter wenige Tage davor gestellt hatte.
Wie findest du diesen Mann?
Stelle fest, wo er einen Fehler begangen hat. Irgendwo muss er einen gemacht haben.
Wie stößt man auf diesen Fehler?
Versetze dich in diesen Mann, versuche, den Schattenmann zu begreifen, und du bekommst heraus, wo ihm ein Irrtum unterlaufen ist.
Hineinversetzen? Was ist das für ein Mensch, der auf diese Weise hasst?
Bei dieser Frage stieß Walter Robinson mit einem leisen Pfeifen die Luft aus. Er hatte keine Ahnung, hoffte allerdings, dass die alten Menschen,

die im Verhörzimmer auf ihn warteten, ihm dabei helfen würden.
Er schüttelte den Kopf. Du denkst zu viel, sagte er sich. Er versuchte, alles abzuschütteln, und eilte zu seinem Schreibtisch.
Er wusste nur, dass er unbedingt einen bestimmten Anruf machen wollte.

Espy Martinez griff nach dem Hörer, bevor das erste Klingelzeichen verklungen war. »Ja?«
»Espy …«
»Walter, mein Gott, ich hab die ganze Zeit versucht, dich zu erreichen …«
»Ich weiß. Es tut mir leid. Ich war an einem Tatort, und jetzt habe ich diese Leute in einem Verhörzimmer sitzen.«
Er verstummte, und beide schwiegen eine Weile.
»Ich wollte mit dir reden«, gestand er ein. »Einfach nur reden.«
Sie lachte, und es schwang Erleichterung mit. »Das wäre schön. Einfach nur über dich und mich zu reden. Über uns. Oder auch das Wetter …«
»Es ist verdammt heiß …«
»Oder was hältst du von Sport? Geht der Wimpel diese Saison an die Dolphins?«
Er grinste. »Gute Idee, aber die falsche Sportart.«
»Na schön, wie wär's mit der Zukunft?«
»Unsere Zukunft? Oder Leroy Jeffersons?«
»Gute Frage. Leroy Fucking Jefferson.«
Walter Robinson schmunzelte. »Du klingst ja schon wie ein Cop. Vielleicht sollten wir ihn Leroy F. Jefferson nennen. Oder auch F. Leroy Jefferson, hat mehr Klasse.«
Sie schüttelte den Kopf. »Ist wohl unvermeidlich. Erst die Arbeit … Ich habe mich mit Alter und seinem entzückenden Klienten getroffen. Was für ein reizender Kerl, dieser Mr. Jefferson. Kontaktfreudig, angenehme Umgangsformen. Da bekommt man so richtig Zutrauen in die Welt, in der wir leben.«
»So schlimm?«
»Tja, weißt du was? Weißt du, was er ist? Leroy F. Jefferson, der *Augenzeuge*.«
»Er hat den Mord gesehen? Er war da?«
»Ja. Und als der brave Bürger, der er gerne sein will, hat er anschließend

ganz schnell die arme Sophie Millstein beraubt. Bevor die Leiche kalt war.«
»Du lieber Himmel, was für …«
»Im Ernst. Problem ist nur, der Mörder war …«
»Ein alter weißer Mann«, platzte Robinson heraus.
»Woher weißt du …«
»Ich glaube«, meinte Robinson gedehnt, »du kommst besser rüber und hörst dir an, was die Leute zu sagen haben, die bei mir im Verhörzimmer sitzen.«
»Woher – ich glaube, ich komme nicht ganz mit. Aber ich bin gleich da.«
»Am Tatort habe ich in der Mordnacht einen älteren Mann getroffen. Einen Nachbarn. Er hat mir erzählt, sie hätte Angst gehabt. Vor jemandem, den sie vor fünfzig Jahren gekannt hatte – ein halbes Jahrhundert her und in einer anderen Welt. Ich hab ihn zunächst einfach ignoriert, statt auf ihn zu hören. Also bin ich, nachdem der Lügendetektorbericht auf dem Tisch war, wieder ins Büro und hab meine alten Notizen durchgesehen. Da hatte ich seinen Namen vermerkt und, na ja, es mag vielleicht ziemlich abwegig klingen, aber kann sein, dass ihre Angst nicht unbegründet war, verdammt!«
»Was?«
»Das ist zwar nicht die erste Regel für einen Mordermittler, sollte es aber sein.«
»Was denn?«
»Jedem zuzuhören und nichts gleich beiseitezuwischen, nur weil es zunächst nicht ins Bild passt, denn vielleicht tut es das am Ende doch.«
Martinez war aufgeregt. »Heißt das, du hast eine Spur? Etwas, das uns weiterführt? Ich würde Alter und Jefferson liebend gerne sagen, sie sollen sich zum Teufel scheren.«
»Mach dir keine allzu großen Hoffnungen, Espy. Wir haben hier ein paar ziemlich verängstigte ältere Menschen und einen unerhörten Typ von Mörder. Unerhört und beispiellos.«
An dieser Stelle verstummte er, weil ihm der Kopf zu sehr schwirrte. Nach einer Weile fügte er hinzu: »Aber wenn Leroy F. Jefferson ihn gesehen hat, verflucht, das wär immerhin was. Ein Anfang.«
Espy Martinez stand von ihrem Schreibtisch auf. »Gut, bin schon

unterwegs.«
»Großartig, beeil dich, diese alten Leute könnten müde werden.«
»Und hinterher …«
Walter Robinson schmunzelte und sagte in veränderter Tonlage: »Na ja, danach können wir den Fall diskutieren, oder vielleicht hast du eine bessere Idee. Wenn ich mich recht entsinne, geriet unsere letzte Diskussion des Falls ziemlich, nun ja, gesellig. Aber wenn du lieber übers Wetter reden möchtest, also, ich bin dabei, wer weiß, wohin uns das führen mag.«
Martinez wurde rot und grinste. Sie legte auf, stopfte eilig ein paar Unterlagen in ihre Aktentasche und eilte aus dem Büro. Es war schon spät und kaum noch ein Kollege oder eine Sekretärin im Gebäude. Sie sprang die hohen Stufen der bereits stillstehenden Rolltreppen hinunter, lief an leeren, dunklen Sitzungssälen vorbei, winkte dem Wachmann an der Eingangstür zu, der nur mit einem Auge von den Hochglanzseiten des *Penthouse* aufsah; so selbstvergessen starrte er auf die dort dargebotenen Brüste und Genitalien, dass er für jeden Besucher als Student durchgegangen wäre, der fürs Examen büffelt. Draußen erwartete sie die aufgestaute Hitze und das künstliche Licht der abendlichen Stadt. Ihr Eifer siegte über die gewohnte diffuse Angst, und so eilte sie entschlossen und in dem Hochgefühl zu ihrem Wagen, um wenn auch noch keine Lösungen, so doch die ersten bruchstückhaften Antworten auf ein weites Feld von Fragen zu bekommen.

Simon Winter sah schweigend zu, wie der Rabbi und Frieda Kroner der jungen Frau von der Staatsanwaltschaft zuliebe ihre Geschichte noch einmal geduldig wiederholten. Ihm entging nicht, wie Espy Martinez und Walter Robinson gelegentlich Blicke tauschten, aus denen mehr als rein berufliche Freundschaft sprach, doch das berührte ihn nicht weiter; vielmehr stellte er ganz sachlich fest, dass Espy Martinez an Schönheit der Tochter seines Vermieters in keiner Weise nachstand, und das erfüllte ihn nun doch mit ein wenig Neid. Er für seinen Teil hielt sich jedenfalls fast ganz aus der Unterhaltung heraus.
Als der Tod von Herman Stein zur Sprache kam, drehten sich die beiden alten Überlebenden zu ihm um, und er merkte, dass von ihm ein Kommentar erwartet wurde. Also sagte er: »Stein wurde ermordet.«

Walter Robinson schüttelte kaum merklich den Kopf. »Ein abgeschlossener Fall von Selbstmord.«
»Er hat den Namen seiner Frau falsch geschrieben.«
»Aber er war zweifellos angespannt, deprimiert und voller Angst …«, fiel Espy Martinez ein.
Winter betrachtete sie eindringlich und suchte in ihrem Gesicht und ihren Augen nach Anzeichen für etwas, das über Jugend und Unerfahrenheit hinausging. »Ja, das war er allerdings.«
»Aber Sie glauben nicht, dass es diesen Fehler erklärt?«
»Auf gar keinen Fall; niemals.«
Martinez warf Robinson einen kurzen Blick zu, doch er hatte sich zurückgelehnt und das Kinn nachdenklich auf die Brust gesenkt, ohne Simon Winter aus den Augen zu lassen.
»Walter?«, fragte sie. »Was meinst du?«
»Ich glaube, Menschen machen ständig Fehler«, erwiderte er langsam. »Aber ich glaube nicht, dass Herman Stein in diesen Abschiedszeilen dieser Fehler unterlaufen ist, es sei denn, mit voller Absicht.«
Frieda Kroner schlug lautstark mit der flachen Hand auf den Holztisch des Verhörzimmers. Es klang wie der Schuss aus einer Pistole. »Siehst du, hab ich doch gleich gesagt! Dann glauben Sie uns also, Mr. Junior-Detective? Ihnen wird klar, womit wir es hier zu tun haben?«
»Ich höre Ihnen aufmerksam zu«, erwiderte Robinson ruhig.
Dabei überschlugen sich in seinem Kopf die Gedanken, und eine beklemmende Ahnung drängte wie eine Sturzflut gegen einen Damm. Er versuchte, sich auf die beiden alten Leute zu konzentrieren und den bösen Verdacht zu unterdrücken, doch die diffuse Furcht schlug zu hohe Wellen, als dass er sie auf Dauer würde bändigen können.
»Ich weiß, was Sie denken«, sagte Winter ruhig. »Das ist mir auch gerade in den Sinn gekommen.«
Robinson wandte sich dem älteren Kollegen zu und musterte den Ausdruck in seinem Gesicht. Er hegte nicht den geringsten Zweifel, dass Winters Vermutung stimmte. Ihn hatte genau im selben Moment derselbe entsetzliche Gedanke wie ein Blitz getroffen. Als Robinson Simon Winter zunickte, war es, als knüpften sie ein unsichtbares Band oder besiegelten eine stumme Abmachung mit einem Handschlag.
»Was meinen Sie?«, fragte Espy Martinez.

»Lass es mich später erklären«, antwortete Robinson. »Bitte.« Er deutete auf den Rabbi und Frieda Kroner. »Bitte erzählen Sie weiter.«
Doch der Rabbi protestierte. »Was haben Sie auf einmal? Da ist doch was im Busch!« Er sah von Robinson zu Winter und wieder zu Robinson. »Da ist gerade was passiert, und ich möchte wissen, was.«
Einen Moment lang schwiegen alle im Raum.
Von irgendwo anders im Polizeipräsidium drangen Schreie durch die schallgedämmten Wände, verhallten jedoch schnell. Der Rabbi verschränkte die Arme vor der Brust und erwartete eine Antwort auf seine Frage. Kaum sah Frieda Kroner die Geste, klatschte sie erneut auf den Tisch.
»Mr.Winter, Detective Robinson, was ist?«, fragte sie in forderndem Ton. »Ich mag ja alt sein, aber angesichts meiner Lebenserfahrung muss man mich nicht wie ein Kind behandeln, das man mit kleinen Lügen beschwichtigt oder dem man bestimmte Dinge vorenthält. Also bitte! Wenn es was mit der armen Sophie oder Mr. Stein und jetzt auch noch meinem lieben Irving zu tun hat, dann will ich es auf der Stelle wissen!«
»Frieda hat vollkommen recht«, stimmte der Rabbi energisch ein. »Sie haben irgendetwas gesehen, vielleicht ein wenig Licht am Ende des Tunnels? Ich hoffe …«
Simon Winter schüttelte den Kopf. »Nein, ich wünschte, das wär es.« Er tauschte erneut einen Blick mit Walter Robinson und dann mit Espy Martinez, die verwirrt schien.
»Walter, was zum Teufel geht hier vor?«, fragte sie. »Habe ich was verpasst?«
Robinson zuckte mit den Achseln und lächelte, allerdings ohne eine Spur von Freude. »Das war nur so was von Ermittler zu Ermittler. Es hat klick gemacht, eine Erkenntnis. Mr.Winter und ich …«
»… haben im selben Moment dasselbe begriffen«, führte Winter den Satz zu Ende.
»Und was, wenn ich fragen darf?«, hakte Rabbi Rubinstein nach.
Simon Winter sah Robinson kurz an. Dann wandte er sich an den Rabbi und an Mrs.Kroner. »Ich bitte um Entschuldigung. Ich hätte das von Anfang an sehen müssen, aber ich bin nicht mehr so auf Draht wie früher. Tut mir leid.«
Der Rabbi tat die Bemerkung mit einer ungeduldigen Geste ab.

»Mr.Winter, raus damit!«
»Herman Stein stirbt in einem geschlossenen Raum. Sophie stirbt, und die Polizei macht sich augenblicklich auf die Suche nach dem Junkie, der sie ermordet zu haben scheint. Irving Silver geht ins Wasser, so sieht es jedenfalls aus. Und wir alle denken, Sie beide sind die Nächsten. Doch Detective Robinson kommt plötzlich ein Gedanke – und deshalb kann er auf seinem Stuhl kaum noch still sitzen und merkt vielleicht, wie ihm der Schweiß im Nacken steht und wie sich sein Magen zusammenkrampft – ihm kommt der Gedanke, dass vielleicht, nur vielleicht, Herman Stein nicht das erste Opfer war. Habe ich recht, Detective?«
Walter Robinson nickte ernst. »Sprechen Sie weiter«, bat er leise.
Espy Martinez legte sich unwillkürlich die Hand auf den Mund, ohne zu merken, dass es die klassische Überraschungsgeste Hunderter von Hollywood-Schauspielerinnen war.
Frieda Kroners Züge sackten in sich zusammen.
Rabbi Rubinstein ruckte auf seinem Stuhl zurück, als ginge es um jeden Zentimeter Distanz zu dem, was Simon Winter gerade gesagt hatte.
»Sehen Sie, dem Detective kam folgende Überlegung: Wieso fängt dieser Mann erst jetzt zu morden an? Die Antwort liegt auf der Hand: Das tut er nicht.«
Winter sah in die Runde, bis sein Blick auf den beiden alten Menschen ruhte. »Was meinen Sie? Könnte es sein, dass Sie zwei die letzten Berliner sind, die vom Schattenmann wissen? Oder könnte es noch andere geben, die Sie nicht kennen? Halten Sie es für möglich, dass es mal zwanzig gab? Oder auch hundertzwanzig? Eintausendzwanzig? Wie viele haben den Keller überlebt? Den Transport in den Viehwaggons? Das KZ? Um es auf verschlungenen Wegen bis hierher zu schaffen? Wie viele Menschen könnten ihn irgendwo in einer schmalen Gasse, im Gestapo-Hauptquartier, in einer Straßenbahn oder bei einem Bombenangriff im Bunker wenn auch noch so kurz gesehen haben? Meinen Sie nicht, dass er seit dem letzten Schuss, der im Krieg gefallen ist, an all die Gesichter gedacht und Angst bekommen hat, dass dieser oder jener Überlebende ihn enttarnen könnte? Und wozu würde ihn das bringen?«
Die anderen verspürten keine Neigung, die Antwort in Worte zu kleiden, und so blieb die Runde stumm.

Simon Winter wandte sich an Walter Robinson. »Fasst das mehr oder weniger Ihre Überlegungen zusammen?«
Er nickte. »Ziemlich genau. Nur dass es noch schlimmer sein könnte.«
»Noch schlimmer?«, fragte Espy Martinez. »Inwiefern?«
»Nehmen wir mal an, dass dieser Schattenmann existiert und dass er, sagen wir, dreimal seine Mordpläne in die Tat umgesetzt hat. Aber war's das? Wie viele noch? Über wie viele Jahre? An wie vielen Orten? Hat er sich letztes Jahr nach Miami Beach zurückgezogen oder vor fünfundzwanzig Jahren? Wo hat er sich aufgehalten und wie viele Menschen haben ihr Leben gelassen? Wir wissen nichts, abgesehen von dem, was er vor fünfzig Jahren war – in Berlin, mitten im Krieg –, und selbst für jenen Zeitpunkt haben wir keinen Namen, keine sonstige Identifizierung, keine Fingerabdrücke oder besonderen Merkmale. Wir haben nur die Erinnerungen dieser Menschen. Erinnerungen von Kindern oder Jugendlichen an Momente der Angst und des Schreckens, in denen sie für Sekunden jemanden gesehen haben. Wie können wir die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenbringen?«
Espy Martinez holte tief Luft. »Ich weiß, wie«, sagte sie leise.
Alle anderen fuhren zu ihr herum.
»Mr.Leroy Fucking Jefferson«, erklärte sie.

Frieda Kroner brauchte eine Weile, bis sie sich gefasst hatte. »Das ist aber ein ungewöhnlicher Name …«
Erst jetzt merkte Espy Martinez, dass sie die Obszönität in den Namen eingefügt hatte, ohne an die empfindlicheren Ohren älterer Menschen zu denken, die anders als praktisch jedes Mitglied des Strafrechtssystems nicht so selbstverständlich mit Kraftausdrücken um sich warfen. Sie entschuldigte sich augenblicklich.
»Tut mir leid, Mrs.Kroner. Bei Leroy Jefferson handelt es sich um den Mann, den Detective Robinson ursprünglich des Mordes an Sophie Millstein verdächtigt hat. Offenbar war er in ihrer Wohnung – oder in deren unmittelbarer Nähe – und hat beobachtet, wie dieser Schattenmann hineingegangen ist und das Verbrechen begangen hat.«
»Demnach«, erwiderte der Rabbi bedächtig, »kann uns dieser Jefferson sagen, wie der Schattenmann heute aussieht. Er kann ihn beschreiben?«
»Ja, ich glaube schon.«

»Phantombild«, schlug Winter vor. »Ein Phantombildzeichner könnte mit ihm arbeiten und uns ein aktuelles Bild liefern. Das wäre ein Anfang. Hat er noch mehr Informationen zu bieten? Ein besonderes Merkmal vielleicht?«
»Das weiß ich nicht«, antwortete Martinez. »Noch nicht. Der Preis für Mr.Jeffersons Kooperation ist hoch.«
»Wie hoch?«, unterbrach Robinson sie.
»Kein Stuhl, kein Bau.«
»Mist!«, murmelte der Detective.
»Verzeihung«, sagte Frieda Kroner. »Lehnt er einen Rollstuhl ab? Und Treppen?«
»Er möchte, dass sämtliche Klagen gegen ihn fallengelassen werden. Er will das Gericht als freier Mann verlassen.«
»Ach so, verstehe. Und das ist ein Problem?«
Espy Martinez nickte. »Er hat einen Polizisten angeschossen.«
»Wenn er so was tut, muss er ein schlimmer Mensch sein«, vermutete sie.
»Sie sagen es«, bestätigte Martinez.
In Simon Winters Kopf arbeitete es. »Wenn wir ein gutes Bild von ihm hätten, also, etwas, das ihm einigermaßen ähnlich sieht …«
Martinez drehte sich zu ihm um. »Ja? Was ist mit diesem Bild?«
»Nun ja, zunächst einmal würde es dem Rabbi und Mrs.Kroner helfen. Sie wären besser gewappnet. Sie würden nicht dasitzen und einfach darauf hoffen müssen, dass sie einen Mann wiedererkennen, den sie vor fünfzig Jahren nur für Sekunden gesehen haben. Sie würden wissen, wie der Mann, der sie verfolgt, inzwischen aussieht. Das wäre ein Riesenvorteil. Er hätte nicht mehr alle Trümpfe in der Hand.«
»Das stimmt«, pflichtete Mrs.Kroner bei. »Wir wären ihm nicht ganz so hilflos ausgeliefert.«
»Und außerdem kommt mir da noch die eine oder andere Idee«, fügte Simon Winter hinzu.
»Ich glaube, ich weiß, was Sie denken«, meinte Walter Robinson. »Sie denken, es gibt nur eine einzige Sache, vor der dieser Mann Angst hat und die ihn zu einer Kurzschlusshandlung verleiten könnte: seine Anonymität zu verlieren, richtig?«
Simon Winter nickte mit einem Lächeln. »Wir scheinen ähnlich zu

denken.«
»Und«, fuhr Robinson fort, »wenn wir diese Anonymität in Gefahr bringen können, dann schaffen wir vielleicht noch etwas anderes.«
»Und das wäre?«, fragte Rabbi Rubinstein eifrig.
Simon Winter antwortete eiskalt für sie beide. »Ihm eine Falle zu stellen.«

18

Mit den Wölfen heulen

Der Holzfäller wohnte in einem bescheidenen Vier-Zimmer-Haus in einer ruhigen Sackgasse eines Vorstadtviertels von Nord-Miami, wo an jedem zweiten Domizil ein Anhänger mit Motorboot stand, einer Gegend, in der man ein Wochenende ums andere von Barbecue zu Barbecue lebte. Es war sauber und gepflegt; hier investierten Polizisten und Feuerwehrleute, Beamte und Angestellte aus dem öffentlichen Dienst ihr sauer verdientes Geld in den sozialen Aufstieg, und diese soliden, einstöckigen Schlackensteinhäuser mit kleinem Swimmingpool im Garten waren der sinnfällige Beweis. Es gab weißgetünchte Flachdächer oder rote Dachpfannen. Jeder Rasen war gemäht, jede Hecke beschnitten. Die neuesten Modelle der Allrad-Geländewagen, mit denen sie die Motorboote zum drei, vier Meilen entfernten Wasser zogen, waren auf Hochglanz poliert und blitzten in der Mittagssonne. Als Walter Robinson auf der Suche nach der Hausnummer des Kollegen langsam die Straße entlangfuhr, bellte hier und da ein Hund. Er vermutete, dass die Tiere wegen seiner Hautfarbe anschlugen; in diesem Viertel gibt’s keine Schwarzen, dachte er. Nur die Mischung aus Weißen und Latinos, die im Dade County unvermeidlich ist. Die Schwarzen, die zur selben Mittelschicht wie der Holzfäller gehörten, blieben in ihren eigenen Vierteln unter sich. Dort gab es nicht ganz so viele schattenspendende Bäume oder Bücher in der Grundschulbibliothek, dafür ein paar braune Flecken mehr auf dem Rasen, und es war ein wenig schwerer, an Hypotheken heranzukommen. Diese Viertel lagen alle ein bisschen näher an Liberty City oder Overtown, ein wenig näher an den Randgebieten der Armut. Als er vor dem Haus des Holzfällers hielt, kam ihm ein seltsamer Gedanke: Ihm fielen all die frühen Entdecker ein, die in die Neue Welt aufgebrochen waren und ihre Angst überwunden hatten, dass die Erde eine Scheibe sei und sie mit ihren Booten plötzlich über den Rand kippen könnten. Solche historischen Kenntnisse verdankte er seiner Mutter, die den Lehrerberuf nicht selten auf die eigenen Kinder ausdehnte, wenn sie ihnen bei Tisch nicht

gerade – wie so oft – geduldig, doch beharrlich Manieren beibrachte. Sie hatten sich geirrt, dachte er. Die Welt ist rund. Und auch wieder nicht: Die Ränder sind allerdings von Menschen gemacht, und es ist erschreckend leicht, ins Nichts zu kippen.
Als er aus dem Wagen stieg, schlug ihm die Hitze wie eine ärgerliche Beschwerde entgegen. Die Zufahrt zur Haustür glühte, und über dem Zement flimmerte die Luft. An einer Seite des Hauses sah er eine Holzschaukel und davor eine kleine Ansammlung von Zwei- und Dreirädern ans Garagentor gelehnt. Auf der anderen Straßenseite mähte eine Frau um die vierzig in abgeschnittenen Jeans und Mickymaus-T-Shirt den Rasen. Als er ausstieg, hörte sie auf und stellte den Motor aus. Auf seinem Weg zum Eingang bohrte sich ihr Blick in seinen Rücken.
Er klingelte und wartete, dann hörte er nach einer Weile eilige Schritte. Die Tür flog auf, und eine junge Frau spähte heraus. Sie trug weite, lange Shorts und ein Bikini-Oberteil; das dunkle Haar war streng zurückgesteckt. Auf ihrer Hüfte trug sie ein Baby. »Ja?«
»Ich bin Detective Robinson. Könnte ich wohl Ihren Mann sprechen?«
Sie zögerte und lächelte nicht. »Er hat immer noch Schmerzen«, sagte sie.
»Ich muss ihn aber sprechen«, wiederholte Robinson.
»Er braucht Ruhe«, flüsterte sie.
Bevor er etwas erwidern konnte, brüllte jemand aus dem Haus: »Wer ist denn da, Schatz?«
Die Frau des Holzfällers hätte liebend gern die Tür wieder zugemacht, doch stattdessen öffnete sie sie weit und rief: »Es ist Detective Robinson, er will dich sprechen.« Sie wies mit dem Kopf Richtung Garten, und Robinson trat ein. Er sah auf den ersten Blick, dass es für ein Haus mit kleinen Kindern außergewöhnlich ordentlich war. Auf einer Etagere standen gepflegte Pflanzen, nirgends lag Spielzeug herum. Im Windfang hing über einem Haussegensspruch ein Kruzifix. Auf seinem Weg kam er am üblichen Wandschmuck vorbei: gerahmte Fotos von Babys und Eltern, ein paar Werbeposter zu wenig lohnenswerten Kunstausstellungen.
Als er jedoch das Wohnzimmer betrat, blieb er überrascht stehen. Hinter der Sofaecke hing ein großes Gemälde in leuchtenden Farben, im Stil der

naiven Malerei von Haiti – zweifellos von der Hand eines Künstlers mit wenig Bildung und herausragendem Talent. Es stellte eine Marktszene dar, in der die großflächig aufgetragenen leuchtenden Farben zu den kräftigen Schwarztönen in den Gesichtern der einfachen Menschen, die den Platz bevölkerten, einen lebhaften Gegensatz bildeten. Es übte einen einzigartigen Zauber aus und zog Robinson augenblicklich in seine kleine Welt, als gäbe es ein wenig von den Geschichten der Menschen auf der Leinwand preis. Der Detective starrte darauf und wunderte sich, so etwas im Haus des Holzfällers vorzufinden. Er hatte schon viele Gemälde dieser Art gesehen, die allerdings gewöhnlich in den angesagten Galerien der Reichenviertel von South Miami und Coral Gables hingen. Die Gutbetuchten standen auf diese Kombination aus gegenständlicher Ausgestaltung und primitiver Ursprünglichkeit. Die besseren Werke aus der verarmten Karibik gelangten an die Wände der Millionen-Dollar-Villen mit Blick über die Biscayne Bay.
»Irgendwie anders, was?«, meinte der Holzfäller leise. Er hatte den Raum durch eine Nebentür betreten.
Walter Robinson riss sich los. »Ein schönes Bild«, staunte er.
»Hätten Sie hier nicht erwartet, hm?«
»Nein«, räumte Robinson zögernd ein.
»Vor einer halben Ewigkeit hat meine Frau Kunst studiert, ich meine, vor den Kindern und den Hypotheken und so, und sie hat es von einer Reise da runter mitgebracht. Hab nie verstanden, wieso jemand freiwillig Ferien auf Haiti macht. Nur ein Haufen Leute, die mit jeder Sekunde ärmer werden. Deshalb versuchen sie ständig, rüberzukommen.«
»Die Küstenwache hat gerade erst wieder einen randvollen Kutter aufgebracht«, bestätigte Robinson.
»Da haben Sie's«, erwiderte der Holzfäller. »Na, jedenfalls schleift meine Frau das Ding seitdem überall mit hin und sagt, eines Tages wäre es einiges wert. Und wissen Sie was? Das Ding würde inzwischen für zehn-, fünfzehntausend weggehen. Beste Investition, die wir je gemacht haben, auch wenn es da an der Wand irgendwie fehl am Platz ist. Muss es mal versichern lassen. Verdammt, ich hätte lieber ein sechs Meter langes Aquasport. Aber, was soll ich sagen, nach einer Weile hängt man irgendwie dran.«
»Kann ich mir denken.«

»Ich meine, ist schon irgendwie komisch, oder?«
»Inwiefern?«
»Na ja, irgend so ’n armes Schwein hat das Ding gemalt und vielleicht ein paar Kröten dafür bekommen, vielleicht mal gerade genug für ’ne Mahlzeit oder ein neues Huhn oder ’ne Tankfüllung oder so. Aber das war’s auch schon. Sein Bild, das schafft es locker hier rüber in die Staaten. Der Kerl würde wahrscheinlich alles dafür geben, selber herzukommen, wie so viele von den armen Schweinen. Und sein verdammtes Bild ist so viel wert; von der Summe kann er sein Leben lang nicht mal träumen. Das ist schon irgendwie komisch, oder?«
»Ja.«
»Und wetten, dass diese Gemälde es nicht nötig haben, in irgendeinem zusammengeschusterten, klapprigen Boot übers Meer zu kommen, das größere Chancen hat, fünfzig Meilen vor der Küste zu sinken, als heil am Strand zu landen, he?«
Der Holzfäller drehte sich um und ließ sich behutsam in einen Sessel sinken.«
»Sind Sie ’n Kunstliebhaber, Walter?«
»Ich interessier mich dafür.«
»Konnte nie viel damit anfangen, aber was versteh ich auch davon? Meine Frau hat mich früher mit zu Ausstellungen und so geschleift. Hab gelernt, die Klappe zu halten. Einfach nur rumzustehen, zu nicken, den importierten Sprudel zu trinken und die Hors d’œuvres zu futtern. Ich sag immer zu allem Ja und Amen. Erleichtert die Sache kolossal, besonders, wenn man keine Ahnung hat.«
Sein Arm war immer noch bis zum Hals eingegipst und stand in einem Winkel von neunzig Grad von seinem Körper ab. Der Holzfäller erinnerte an einen besonders großen Vogel, der mit einem gebrochenen Flügel herumhüpft.
Er verzog das Gesicht, als er die Stellung wechselte.
»Das Mistding tut immer noch weh«, erklärte er.
»Was sagen die Ärzte?«
»Immerhin keine Operationen mehr, Gott sei Dank. Vier Monate verdrahtet wie ’ne verfluchte Marionette, dann vielleicht sechs bis acht Monate Reha. Danach möglicherweise, aber auch nur möglicherweise wieder in den Dienst. Aber das steht noch in den Sternen, keiner weiß

wirklich, wie der scheiß Arm sich verhält, wenn wir erst versuchen, was damit anzustellen.«
»Wie fühlen Sie sich?«
»Macht meine Frau wahnsinnig, mich ständig im Haus zu haben. Die Kinder sind’s auch schon ein bisschen leid. Ich bin ja selber wie ein kleines Kind. Kann nirgends hinfahren. Kann überhaupt kaum was machen. Hocke viel vor der Glotze. Was in aller Welt finden die Leute eigentlich an diesen Soaps?«
Walter Robinson antwortete nicht, und der Holzfäller grinste. »Werd selbst ein bisschen verrückt«, fügte er hinzu.
Der Holzfäller lehnte sich zurück, beugte sich jedoch augenblicklich wieder vor.
»Ich weiß nicht, wie ich halbwegs bequem sitzen soll«, meinte er.
Nachdem er ein paar Sekunden lang hin und her gerückt war, schaute er seinen Kollegen an und zog eine Augenbraue hoch. »Also, Walter, Sie haben nicht die lange Fahrt hierher gemacht, nur um nach mir zu sehen, stimmt’s? Ich meine, hätte nix dagegen gehabt, aber schließlich waren wir keine dicken Kumpel oder so, muss demnach was anderes sein, was Sie hertreibt, oder?«
Robinson nickte, und genau in dem Moment kam die Frau des Holzfällers herein. »Das Baby hält Mittagsschlaf«, teilte sie mit. »Gott sei’s gedankt. Eine Stunde oder so bitte mucksmäuschenstill.« Sie warf Robinson einen Blick zu, als befürchtete sie, dass er jeden Moment zu singen oder tanzen anfangen würde.
»Es gibt ein Problem mit der Anklage gegen Leroy Jefferson. Ich wollte nur, dass Sie es von mir statt von irgendjemand anderem hören.«
»Ein Problem?«, fragte seine Frau.
»Was für ein scheiß Problem?«, wollte der Holzfäller in einem angespannten, kehligen Ton wissen.
»Jefferson kommt als Mörder der alten Frau nicht mehr in Frage. Aber er kann zu dem Fall und damit auch möglicherweise zu zwei anderen Mordfällen unverzichtbare Informationen liefern. Entscheidende Informationen.«
»Was wollen Sie mir damit sagen?«
»Ich will damit sagen, dass er einen Deal bekommt.«
»Verdammt! Was für einen Deal? Ich sag Ihnen, was für einen Deal der

Wichser verdient hat. Ich würde liebend gern meinen Revolver nehmen, ihn dem Scheißkerl in den Hintern stecken und peng! Den Deal bekäme der Bastard von mir.«
»Du weckst noch das Baby auf«, mahnte seine Frau leise. Der Holzfäller starrte sie an. Er machte den Mund auf, schluckte die Bemerkung jedoch hinunter. Dann wandte er sich wieder Walter Robinson zu. Seine Augen hatten sich zu Schlitzen verengt.
»Spucken Sie schon aus, was Sie mir sagen wollen.«
»Ich will sagen, dass er, wenn er kooperiert, möglicherweise nicht in den Bau geht.«
Der Holzfäller schlug heftig gegen die Sessellehne, und Robinson wusste, dass ihm die Bewegung stechende Schmerzen durch den Arm geschickt haben musste. Der Polizist knurrte wie ein bösartiger Hund.
»Er schießt mich an und spaziert als freier Mann da raus?«
»Wir versuchen, ihn unter Druck zu setzen. Werden ihn unter Druck setzen. Ihm mit Haftmilderung winken und zusehen, dass er wenigstens für ’ne Weile sitzt …« Robinson brach mitten im Satz ab, als er sah, wie sich die Züge des Holzfällers verdüsterten. »Aber Sie wissen ja, wie das läuft, Sie kennen die Prioritäten, Sie wissen, wie die Chancen stehen.«
»Ja. Verfluchte Scheiße, hätte nur nie gedacht, dass sie *mich* mal so verarschen würden.« Der Holzfäller ließ die Luft zwischen den Zähnen entweichen. »Also, das gefällt mir nicht. Das gefällt mir ganz und gar nicht. Und ich kann mir auch nicht denken, dass das übrige Revier das super finden wird. Ich meine, Cops sind im Allgemeinen nicht gerade glücklich darüber, wenn andere Cops was abbekommen, stimmt’s nicht, Walter? Glaube nicht, dass die Kollegen begeistert sind, wenn der Schütze mit freundlicher Genehmigung des Staatsanwalts durch die Gegend läuft.«
»Er hilft uns, einen Mord aufzuklären. Er hilft uns, einen richtig gemeinen Typen aus dem Verkehr zu ziehen.«
»Klar doch, und einen anderen lasst ihr dafür unbesehen durch den TÜV«, antwortete der Holzfäller.
Walter Robinson fiel auf die Bemerkung nichts ein. Es entsprach im Prinzip der Wahrheit.
»Es tut mir leid«, sagte er. »Ich dachte nur, Sie würden es zumindest von mir hören wollen.«

»Klar doch, meinen untertänigsten Dank.« Der Holzfäller wandte sich einen Moment ab, dann fuhr sein Kopf wieder herum, und er starrte Robinson unerbittlich an. »Ist das *Ihr* Deal, Walter? War das *Ihre* Idee?«
Robinson ließ sich mit der Antwort Zeit. Er musste plötzlich an den Rabbi und Frieda Kroner denken, und dann sah er vor sich, wie der Schattenmann sie verfolgte. Ebenso schnell durchzuckte ihn der Gedanke an Espy Martinez, und er wollte nicht, dass sie den ganzen Frust und die geballte Wut des Holzfällers über sich ergehen lassen musste. Also biss er die Zähne zusammen und erwiderte: »Ja, natürlich. Das ist mein Deal.«
»Paar Fälle aufklären, was? Damit Ihr Stern noch ein bisschen heller strahlt, was? Erst mal ’ne Belobigung vom Dezernat, dann vielleicht ’ne nette kleine Beförderung? Mit der Zahl an aufgeklärten Mordfällen an die Spitze und den Trupp übernehmen? Ein paar Schlagzeilen haben ja auch noch keinem geschadet, wie? Der neue schwarze Star in Miami Beach, ja?«
Robinson versuchte, den rassistischen Seitenhieb zu überhören. »Nein. Möglicherweise jemanden davon abhalten, noch einen Mord zu begehen, das ist der Deal.«
»Wer’s glaubt«, schnaubte der Holzfäller sarkastisch. »Aber sicher doch. Und Sie kümmern sich selbstredend einen Dreck darum, ob es Sie nebenbei auch voranbringt.«
»Sie irren sich.«
»Sicher«, erwiderte der Polizist. »Hab mich neun Jahre in Uniform abgerackert, bis ich die Dienstmarke bekam, dann noch mal drei Jahre Raub und Autodiebstahl. Was halten Sie *davon* als Förderprogramm für Minderheiten? Wie lange haben Sie gebraucht, Walter? Sie sind schnurstracks ins Morddezernat durchmarschiert. Kometenhafter Aufstieg, Walter. Keine Zeit an der Front vergeudet, hm? Und ich arbeite vielleicht überhaupt nicht wieder, also echt, meinen allerbesten Dank!«
Beide Männer schwiegen. Der Holzfäller schien an etwas zu kauen.
»Tun Sie, was Sie tun müssen«, knurrte er. »So läuft das eben. Das versteh ich. Tun Sie, was Sie tun müssen.«
Walter Robinson stand auf. »In Ordnung«, sagte er. »Danke.«
»Und ich werde tun, was ich tun muss«, fügte der Holzfäller hinzu.
Robinson hielt inne. »Wie meinen Sie das?«

»Ach, nichts. Absolut gar nichts. Und jetzt verschwinden Sie schon.«
»Was haben Sie damit gemeint?«
»Wie gesagt, überhaupt nichts. Da ist die Tür.«
Er wollte noch etwas erwidern, brachte es aber nicht heraus. Er verließ das Wohnzimmer und trat an die Haustür. Als er sie aufzog, holte ihn die Frau des Holzfällers ein.
»Detective?«, sagte sie leise.
Er drehte sich um. »Ja?«
»Es war Ihre Verhaftung, bei der er freiwillig ausgeholfen hat. Es war Ihr Plan, und fast wäre er dabei draufgegangen. Dank Ihnen ist er vielleicht für den Rest seines Lebens behindert. Und jetzt lassen Sie den Scheißkerl, der es getan hat, laufen? Fahren Sie zur Hölle, Detective.«
Sie sagte *Detective*, doch er hatte den Verdacht, dass die Frau des Holzfällers in ihrem Zorn ein ganz anderes Wort auf der Zunge hatte. Er fragte sich, wieso sie es nicht ausgesprochen hatte.
»Verlassen Sie mein Haus«, verlangte sie. Er glaubte, am Ende des Satzes ein grollendes N zu hören, das jedoch verstummte, als wäre es ihr im letzten Moment gelungen, die rassistische Pöbelei herunterzuschlucken. Aber vielleicht, dachte er im nächsten Moment, hatte er sich ja auch geirrt. Vielleicht war sie einfach nur wütend und hatte nicht die geringste Absicht, ihn zu diskriminieren. Vielleicht hatte sie nie gemerkt, dass sie in einer Welt lebte, die sich in ihrer Phobie vor Schwarzen kaum weniger einkapselte als die der Plantagenbesitzer vor dem Bürgerkrieg. Vielleicht, doch er bezweifelte es. Für ihn gehörte das zum Wesen von Miami; es war ein Ort, an dem die Leute *Nigger* dachten, aber nicht sagten. Er hatte nur noch den Wunsch, möglichst schnell hier rauszukommen und sich wieder an seine Arbeit zu machen. Er nickte nur, trat aus der kühlen klimatisierten Luft in die erbarmungslose Mittagshitze und hatte das Gefühl, als hätte er Dreck in dieses makellose Heim getragen. Als sie hinter ihm die Tür zuschlug, hörte er, wie das Baby schrie.

Espy Martinez hasste es, wie sehr Tommy Alter die Schadenfreude anzuhören war.
»Ich wusste, dass Sie zur Vernunft kommen würden, Espy«, feixte er.
»Nein, Tommy, das sehen Sie nicht richtig. Ich beuge mich

ausschließlich dem Gebot der Zweckdienlichkeit und nicht der Vernunft.«
Sie saßen in einer Ecke der Cafeteria im Justizgebäude. Vor ihnen dampfte der Kaffee in ihren unberührten Tassen. Die anderen Tische waren von ein paar Kollegen beider Sparten bevölkert, selten jedoch gleichzeitig, und wenn es doch einmal vorkam, dann meist, um Beleidigungen und Drohungen auszutauschen oder aber, wie in diesem Fall, einen Deal auszuhandeln. Die anderen Anwälte sahen gelegentlich zu ihnen herüber, doch da sie stillschweigend verstanden, was zwischen ihnen ablief, mieden sie die nächstgelegenen Tische und schufen so eine Pufferzone um die Verhandlungsparteien.
»Nun ja, egal wie Sie es nennen wollen. Wie sieht Ihr Angebot aus?«
»Um eine Haftstrafe kommt er nicht herum, Tommy. Er kann nicht einfach einen Polizeibeamten anschießen und glauben, er geht ungestraft daraus hervor.«
»Wieso nicht? Die Polizei kommt, um ihn wegen etwas zu verhaften, das er nicht getan hat. Die Polizei schlägt seine Tür ein und schwingt die Waffen. Er kann von Glück sagen, dass er dabei nicht draufgegangen ist. Er kann von Glück sagen, dass *Sie* ihn nicht für etwas erschossen haben, dass er nicht getan hat. Meiner Meinung nach müssten Sie alle sich bei ihm entschuldigen.«
»Er war Zeuge eines Mordes und hat anschließend das Opfer beraubt. Da kann ich mich des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass eine Entschuldigung nicht angemessen wäre.«
»Wie auch immer, keine Haft. Wenn’s sein muss, eine Bewährungsstrafe. Schraubt die Anklage runter – Einbruch; tätlicher Angriff, aber er wandert nicht in den Knast. Nicht, wenn er euch dabei hilft, einen Killer zu finden, vielleicht sogar weitere Morde zu verhindern.«
Espy Martinez atmete hörbar ein. »Was sagen Sie da, Tommy? Weitere Morde? Was hat er zu Ihnen gesagt? Wissen Sie etwas?«
»Hab ich da einen Nerv getroffen, Espy? Nein, ich kann nicht behaupten, dass ich irgendetwas sicher wüsste, reine Spekulation, wissen Sie. Denke einfach mal, dass es einen Grund gibt, weshalb die alte Frau umgebracht wurde. Immerhin möglich, dass derselbe Grund auch auf andere zutrifft. Nur eine Vermutung.«

Martinez zögerte, und Alter grinste.
»Sie bekommen, was Sie brauchen, Espy. Einen echten, lebenden Augenzeugen. Es mag für Sie nicht der beste Deal aller Zeiten sein, aber es ist auch nicht der schlimmste, den dieses Gemäuer gesehen hat.«
»Volle Kooperation. Umfassende Zeugenaussage. Täterbeschreibung. Er arbeitet mit dem Phantomzeichner, tut alles, was Walter Robinson von ihm will. Und dann steht er bitte schön für einen Prozess zur Verfügung und sagt wahrheitsgemäß aus, wenn er aufgerufen wird. Ist das klar? Wenn er auch nur ein einziges Mal zögert oder was Falsches oder Irreführendes äußert, wenn er unentschuldigt fernbleibt, wenn er sich auch nur ein einziges Mal im Ton vergreift, wandert er in den Bau. Und zwar für lange. Sind wir uns da einig, Tommy?«
»Das ist akzeptabel. Handschlag drauf?«
»Bin gerade nicht in Stimmung, Ihnen die Hand zu schütteln, Tommy.«
Er lachte. »Hatte irgendwie auch nicht damit gerechnet. Nehmen Sie’s nicht so tragisch, Espy. Er hilft Ihnen, Ihren Mann einzubuchten, und denken Sie mal, in welchem Glanz Sie dann erstrahlen. Denken Sie einfach daran, wenn wir zum Richter gehen. Ich sorge dafür, dass wir für morgen Vormittag auf seinem Terminkalender stehen. Die können Jefferson schon früh rüberbringen. Er ist gerade zum Rollstuhlfahrer befördert.«
Espy Martinez nickte. »Ich möchte, dass wir während der regulären Sprechzeiten hingehen – so still und unauffällig wie möglich. Nur eine kurze Absprache, und danach kommt Jefferson mit dem Detective aufs Revier.«
Alter lächelte und stand auf. »Klar. Klingt vernünftig.«
»Wir müssen die Integrität der Ermittlungen wahren.«
»Was für eine wohlgesetzte, gewichtige Formulierung. Selbstverständlich müssen Sie das.«
»Tommy, machen Sie mich nicht noch wütender, als ich ohnehin schon bin.«
»Wieso sollte ich?«, fragte er, ohne eine Antwort abzuwarten. Stattdessen drehte er sich um und durchquerte die Cafeteria. Bevor er zur Tür hinaus war, sah Martinez, wie er eine Faust ballte und siegesbewusst in die Höhe reckte. Sie konzentrierte sich auf die beiden alten Menschen in Miami Beach und klammerte sich an den Gedanken, dass ihre

Aufgabe ans Medizinische grenzte: Es war der Versuch, sie am Leben zu halten.

Auf dem Platz war ein schlaksiger Teenager, der ein wenig schneller als die anderen zu sein schien und ihnen offenbar an Sprungkraft überlegen war, denn er schnellte scheinbar mühelos zum Korb. Von der Bank aus, auf der er saß, direkt innerhalb des Maschendrahtzauns, beobachtete Simon Winter, wie der Junge das Spiel beherrschte und ungerührt größere Spieler hinter sich ließ.
Ich war auch mal so, dachte er. Schmunzelnd überlegte er, was er getan hätte, um den Jungen aufzuhalten. Man musste präzise und pragmatisch denken, wenn man den Spielfluss auf dem Basketballfeld zu seinen Gunsten lenken wollte, und er merkte, dass diese Phantasievorstellungen ihn befriedigten wie Süßigkeiten kleine Kinder; nicht unbedingt fürs Leben nötig, aber doch ein vorübergehender Genuss.
Er beobachtete den jungen Mann genau. Er war groß, etwa eins neunzig, doch das hätte Simon Winter immer noch einen leichten Vorsprung verschafft. Erste Regel, dachte er, mach ihm den Ball abspenstig. Komm ihm an der Stelle im Bogen des Freispielraums zuvor, wo er am liebsten den Pass annimmt, dann hindere ihn daran, sich umzudrehen und vor dem Korb in Position zu gehen. Zwinge ihn, den Ball an einer der Seiten anzunehmen, wo er weniger Platz zum Manövrieren hat. Zwinge ihn, mit Links zu spielen – da scheint er schwächer zu sein –, und wenn er sich zum Sprungwurf streckt, scheint er nicht ganz so schnell hochzukommen. Mach ihm die Grundlinie streitig, damit er nicht nach rechts wechseln kann. Sorge dafür, dass er sich für den Drop-Step-Trick entscheidet und um den Verteidiger herum zum Sprungwurf ansetzt. Ein paar schafft er vielleicht, aber die meisten Bälle werden vom Korbring abprallen. Halte keinen Moment die Füße still, so dass er sich jedes Bisschen hart erarbeiten muss, früher oder später langsamer wird und sich nach einer Passmöglichkeit umsieht; wenn es so weit ist, dann weißt du, dass du deinen Job erledigt hast.
Winter nickte und lächelte. Immer, wenn er in Gedanken mitspielte, endete es in einem Sieg für ihn.
Auf dem Feld vor seinen Augen sah Winter, wie der Teenager zwischen zwei Verteidigern eine Bresche schlug und den Ball mit leichter Hand

sanft in den Korb hob. Der Junge kannte sich aus. Mit voller Wucht ein Dunking hinzulegen, machte zwar Eindruck, doch die echten Spieler erkennen und bewundern den Spielzug, der Resultate bringt.
»Ist das Ihr Spiel, Mr.Winter?«
Simon Winter fuhr zu der Stimme herum. »War es mal, Detective.« Walter Robinson setzte sich neben ihn auf die Bank. »Meins nicht«, sagte er. »Ich wollte nicht. Wenn man schwarz ist und athletisch, geht jeder automatisch davon aus, dass man Basketballer wird. Ich hab stattdessen ein bisschen Highschool-Football gespielt. Außenstürmer in einer richtig guten Mannschaft. Haben die Stadtmeisterschaft gewonnen.«
»Das muss toll gewesen sein.«
»Wahrscheinlich der beste Tag, den man sich im Leben wünschen kann. Siebzehn, bald achtzehn, blutverschmiert, ein bisschen benommen und erschöpft, aber als Sieger vom Platz marschieren – so was hab ich nie wieder erlebt. Hat irgendwie was Unschuldiges an sich.«
»Waren Sie gut, Detective?«
»Nicht übel. Wirklich nicht übel. Als Außenstürmer neben dem Tackle, das ist ’ne merkwürdige Sache. Die meiste Zeit versucht man, an der Linie seinen Mann zu stehen, man wirft sich gegen die Linebacker und Außenverteidiger, man gehört zu den Dronen, die die glorreichen Running-Back- und Quarterback-Jungs verteidigen. Aber dann kommt es auch immer mal wieder vor – sozusagen als Belohnung für all die Knochenarbeit –, dass man hinter die gegnerische Linie gelangt und in die dritte Reihe der Defense stürmt, und wenn man endlich mal frei steht, kommt der Ball auf einen zugeschossen. Ab und zu gibt es diesen großen Moment, in dem man von Verteidigern umringt ist und weiß, jetzt kommt es nur auf dich an. Man streckt die Hände aus, und es ist klar, wenn man ihn jetzt fallen lässt, fängt man wieder ganz von vorne an, als Arbeitsbiene sozusagen. Packst du ihn dagegen, steht dir danach alles offen und du bestimmst, was du machen willst. Solche Momente habe ich geliebt.«
»Es steckt Poesie im Sport«, meinte Winter lächelnd.
»Und eine Menge Metaphorik«, fügte Robinson hinzu.
»Wie haben Sie mich hier gefunden?«
»Dank der Kadoshs. Die haben mir erzählt, dass Sie nach Einbruch der

Dunkelheit gern hierher in den Park kämen und den Basketballern zusähen.«
»Wusste gar nicht, dass sie mich so genau observieren.«
Robinson grinste, und Winter zuckte mit den Achseln. »Natürlich. Sie haben recht. Lektion Nummer eins: Die Nachbarn wissen immer mehr, als sie zeigen. Da haben wir's mal wieder. Damit wäre also geklärt, wie Sie mich gefunden haben. Bleibt nur noch die Frage, wieso.«
»Weil Leroy Jefferson morgen früh dem Richter vorgeführt wird und spätestens morgen Mittag neben einem Phantombildzeichner sitzt, um uns eine Beschreibung und eine Aussage zu liefern, und sobald wir die haben, müssen wir den nächsten Schritt unternehmen.«
»Die Falle stellen.«
»Genau.«
»Ich glaube, wir müssen sehr vorsichtig sein«, erklärte Simon Winter.
»Sicher. Haben Sie einen bestimmten Grund im Auge?«
»Weil wir uns in einer äußerst prekären Position befinden, Detective.«
Walter Robinson nickte. »Ich höre«, sagte er.
»Wir müssen diesen Mann finden. Diesmal sind wir dazu verpflichtet. Wir haben nur diese eine Chance, und wir dürfen es nicht vermasseln.«
»Reden Sie weiter«, ermunterte ihn der Detective.
Simon Winter legte eine Pause ein und sah den Spielern dabei zu, wie sie sich auf dem Feld vor ihm drehten und wendeten. Die Natriumdampflampen tauchten ihre Haut in ein gelbliches Licht, als kränkelten ihre schweißgebadeten Muskeln und kämpften weniger um den Ball als gegen eine seltsame Krankheit an.
»Wenn wir den Schattenmann jetzt nicht entlarven und daran hindern, weiter zu morden, wenn wir ihm lediglich einen Schrecken einjagen, dann wird er verschwinden. Er kann überall hingehen. Er kann sein, wer er will. Wenn er uns durch die Maschen schlüpft, haben wir nicht die leiseste Ahnung, wohin er entwischt. Sehen Sie, wir wissen nichts über seine Herkunft, seine Lebensgeschichte, seit Kriegsende jedenfalls nicht. Folglich wissen wir auch nicht, worauf er zurückgreifen kann. Wie verfolgt man einen Menschen ohne Substanz? Glauben Sie, er hinterlässt eine Spur, die wir verfolgen können? Das wage ich zu bezweifeln. Nicht, wenn er nach so vielen Jahren bis an diesen Punkt gekommen ist. Ich würde daher sagen, dass dieser Leroy Jefferson unsere größte Hoffnung

ist. Wir müssen unser Phantom diesmal schnappen.«
»Sie haben gründlich darüber nachgedacht?«
Winter nickte, dann wandte er sich zu Robinson um.
»So wie Sie. Deshalb sind Sie doch wohl heute Abend hergekommen?«
Robinson streckte die Füße aus und lehnte sich entspannt zurück. »Sie standen bei der Kripo Miami hoch in Ehren.«
»Sie haben meine Personalakte angesehen?«
»Selbstverständlich. Wollte wissen, mit wem ich's zu tun habe.«
»Das ist alles Unsinn, wissen Sie. Hat den und den Fall gelöst. Diesen oder jenen verhaftet. Wurde dann und dann belobigt. Das sagt Ihnen nichts darüber, wer ich bin.«
»Das ist wahr. Also, wer sind Sie, Mr.Winter?«
Simon Winter schwieg. Dann zeigte er auf das Spiel. »Sehen Sie den Jungen mit dem Ball?«
Walter Robinson nickte. »Der die Muskelpakete an die Wand spielt?«
»Ja, den.«
»Hmhm. Was ist mit ihm?«
»Bei mir käme er damit nicht durch.«
Robinson prustete los, doch dann beobachtete er den Teenager beim Spiel, sah, wie schnell er den ersten Schritt machte, beobachtete die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er einen Handwechsel beim Dribbeln vollführte.
»Wären Sie stärker?«, fragte er nach einer Weile.
»Nein. Ich würde ihm Stück für Stück etwas nehmen. Und dann, wenn er überhaupt nicht damit rechnet, würde ich ihn in die Doppeldeckung zwingen. Ihn kalt erwischen. Er würde den Ball verlieren.«
Robinson atmete langsam aus. »Schwierig.«
»Aber die einzige Möglichkeit.«
»Sie haben recht. Sie meinen, so sollten wir es anpacken?«
»Ja. Die Falle muss wie eine gedachte Linie sein. Ein unsichtbarer Verteidigungsring. Der Schattenmann muss etwas für zugänglich halten. Sich seines Erfolgs ziemlich sicher sein. Aber in Wahrheit tut er, was wir wollen. Kommt dahin, wo wir ihn erwarten. So muss es laufen.«
Die beiden Männer schwiegen
»Die beiden alten Leute, Rabbi Rubinstein und Frieda Kroner …«
»Machen Sie sich um die keine Sorgen. Wenn es so weit ist, tun sie, was

sie tun müssen.«
»Ich hab vor ihren Wohnungen rund um die Uhr je einen Streifenwagen postiert.«
»Nein, die müssen Sie abziehen. Wir dürfen ihn nicht noch misstrauischer machen, als er es gewiss ohnehin schon ist.«
»Aber wenn er …«
»Sie sind sich über das Risiko im Klaren. Sie sind der Köder, und das wissen sie.«
»Das gefällt mir nicht.«
»Machen Sie einen besseren Vorschlag.«
Walter Robinson schwieg. »Trotzdem gefällt es mir nicht«, sagte er schließlich.
Winter schmunzelte. »Sehen Sie? Da bin ich Ihnen gegenüber im Vorteil. Ich arbeite für niemanden. Bin nicht mehr bei den Stadtvätern von Miami in Lohn und Brot. Ich muss mir um gar nichts Gedanken machen, außer darum, die Sache erfolgreich zu Ende zu bringen. Kann mir auch völlig egal sein, was die Zeitungen dazu sagen; mir redet kein Vorgesetzter rein. Als ich sagte, wir können ihm eine Falle stellen, war es so gemeint, wie ich es gesagt habe. Und für eine Falle braucht man nun mal einen Köder. Er muss frisch und verlockend sein, und er läuft immer Gefahr, gefressen zu werden, nicht wahr? Vielleicht schnappen die Federn nicht genau im richtigen Moment ein und die Beute rennt weg, nachdem sie sich den Köder geschnappt hat. Meine Empfehlung an Sie, Detective, wäre also, sich absolut bedeckt zu halten, Sie und Ihre Freundin, Miss Martinez. Falls es schiefgehen sollte, können Sie mir die Schuld geben.«
»Das würde ich nicht tun.«
»Natürlich würden Sie das, und ich hätte nichts dagegen. Ich bin nur ein verrückter alter ehemaliger Polizist, und es würde mir nicht das Geringste ausmachen. Was sage ich, wahrscheinlich würde es ein bisschen Abwechslung in mein Leben bringen.«
»Ich würd’s trotzdem nicht tun.«
»Wieso nicht? Ich bin alt, Detective Robinson. Und wissen Sie was? Mir macht nichts mehr Angst. Begreifen Sie das? Nichts. Außer vielleicht, diesen Hurensohn nicht zu schnappen.«
Simon Winter lächelte und klatschte für einen guten Wurf auf dem

Spielfeld Applaus. »Ich glaube, ich will nicht, dass mich dieser Kerl überlebt.«
»Ich denke, Sie haben noch ein paar gute Jährchen vor sich.«
Der alte Mann lachte laut. »Na ja, einigen wir uns auf Jährchen, ob ich sie deswegen gleich als *gut* bezeichnen würde …«
»Einverstanden. Ich zieh die Streifenwagen ab. Und dann?«
Winters Stimme klang unvermittelt frostig, als er die Frage beantwortete: »Dann zwingen wir ihn, den nächsten Zug zu machen.«
»Und wie hatten Sie sich das vorgestellt?«
»Also, normalerweise würden Sie, wenn Sie ein Bild vom Tatverdächtigen haben, damit hausieren gehen. Sie würden es in die Fernsehnachrichten bringen, dafür sorgen, dass es der *Herald* auf der Titelseite bringt. Die ganze Gegend damit zupflastern, richtig? Und dann hoffen, dass jemand anruft.«
»Das ist die übliche Vorgehensweise, ja.«
»Aber bei unserem Mann wird es nicht funktionieren, richtig?«
»Nein«, antwortete Robinson. »Nach allem, was ich vermute, nicht. Er würde abhauen, weiter nichts.«
»Wenn wir ihn verschrecken, retten wir immerhin vielleicht Frieda Kroner und Rabbi Rubinstein das Leben. Wir vergraulen ihn, und sie leben möglicherweise friedlich bis ans Ende ihrer Tage.«
»Und schauen dabei unentwegt über die Schulter, weil er jeden Moment zurückkommen könnte.«
»Aber sie leben.«
»Das ist wahr, sie leben.«
Beide Männer schwiegen eine Weile. Sie horchten auf die Geräusche vom Spiel, die erhobenen Stimmen, das Klatschen, wenn zwei Körper zusammenprallten, das Rasseln des Korbnetzes, wenn ein Ball durchrutschte.
»Wir pfeifen also auf die übliche Vorgehensweise«, stellte Robinson fest. »Was machen wir stattdessen?«
Winter grinste. »Mir ist da so eine Idee gekommen«, begann er. »Sehen Sie, *er* wird nicht wissen, dass wir sein Foto haben, und er wird nicht wissen, dass wir auf ihn warten. Wir tun also etwas sehr Subtiles. Wir *suggerieren* etwas. Wir tun nur gerade mal so viel, dass wir ihn zu einer übereilten Reaktion provozieren, wenn er eigentlich noch nicht so weit

ist.«
»Verstehe. Was suggerieren wir ihm?«
»Na ja, zum Beispiel könnten die hiesigen Rabbiner eines Abends im Gottesdienst erwähnen, dass ein Schatten über die Gemeinde gefallen ist. Im Holocaust Center könnten wir einen Handzettel anbringen, auf dem jeder, der Erkenntnisse über das Berlin der Kriegsjahre beizusteuern hätte, gebeten wird, sich mit Rabbi Rubinstein in Verbindung zu setzen. Derselbe Zettel könnte auch bei ein paar Wohnungseigentümer-Versammlungen aushängen. Nur so viel, dass ihn die richtigen Reizwörter ins Auge fallen und die richtigen Gefühle bei ihm auslösen, so dass er zu dem Schluss kommt, es sei an der Zeit zu handeln. Aber wiederum nicht so viel, dass er beschließt zu fliehen.«
Walter Robinson nickte. »Das wird nicht ganz leicht zu bewerkstelligen sein«, meinte er leise.
»Haben Sie schon mal Grätenfische vor Key Biscayne geangelt, Detective? Tolles Erlebnis. Die Fische sind in seichtem Gewässer sehr scheu und reagieren misstrauisch auf jedes Geräusch und jede Bewegung. Aber sie haben Hunger, und dort gibt es nun mal Krabben und kleine Krebse, die für sie Delikatessen sind. Deshalb findet man sie da. Das Wasser ist graublau, hundert verschiedene Schattierungen, die sich binnen Sekunden verändern, und die Fische heben sich nur ganz geringfügig davon ab. Ein Schriftsteller hat sie deshalb mal als Gespenster bezeichnet. Man starrt stundenlang ins Wasser, und dann entdeckt man plötzlich diese winzige Bewegung, diese geringfügige Abweichung in der Farbgebung, und das deutet auf einen Fisch hin. Dann wirft man die Angelrute aus, und wenn der Köder ganz behutsam nur etwa dreißig Zentimeter vor dieser diffusen Gestalt plaziert ist, hat man einen Grätenfisch am Haken, wovon alle Angler träumen.«
»Hab ich auch schon gehört«, erwiderte Walter Robinson.
»Ich denke«, erwiderte Simon Winter bedächtig, »der Angelsport würde Ihnen liegen.«

19

Die Warnung des Engels

Das Spiel war aus, und Walter Robinson bestand darauf, Simon Winter zum Sunshine Arms zurückzufahren. So rollten sie gemächlich im Dienstwagen des Detective durch das Vergnügungsviertel von Miami Beach. Winter blickte immer wieder auf die kleine Rechnereinheit, die in der Mitte des Armaturenbretts installiert war, und sagte nach einer Weile mit einem schiefen Grinsen:
»Wenn ich dieses verdammte Ding sehe, fühle ich mich wirklich alt.«
Er blickte auf und betrachtete das nächtliche Treiben auf der Straße, das langsam an ihnen vorbeiglitt. Der ältere Detective seufzte.
»Was ist?«
»Schauen Sie sich das an. Sehen Sie, was da gerade passiert?«
Robinson blickte auf das dichte Gedränge weißer Limousinen und glänzender dunkler Luxuskarossen, die etwa in der Mitte eines Blocks in zwei Reihen vor einem Nachtclub parkten. Über dem Eingang des Clubs leuchtete bis zur vollen Höhe zweier Geschosse eine Palme aus lila und roten Neonröhren. Auf dem Bürgersteig drängte sich eine Traube Weißer und Latinos, soziale Aufsteiger Anfang bis Mitte zwanzig. Den MBA oder Juraabschlüsse in der Tasche, suchten sie auf dem Weg zu ihrem ersten richtigen Job ein wenig Zerstreuung und trafen hier auf den älteren, doch ewig jugendlichen Typ. Dazwischen tummelte sich vereinzelt eine Gattung, die es so nur in Miami zu geben schien, die Drogenkultur-Mitläufer, meist junge Männer, die sich wie *Narcotrafficista* benahmen: das grell bunte Hemd bis zur Taille aufgeknöpft, Goldkettchen um den Hals, dazu ein feiner Leinenanzug, als könnten sie damit die Realität ihres Lebens als Büroangestellte oder Buchhalter kaschieren.
Es war wie eine Maskerade, bei der jeder einen exotischen, reichen, herzlosen kolumbianischen Auftragskiller mimte, was natürlich den wenigen echten Exemplaren dieser Spezies dabei half, sich mit derselben Berufskleidung unerkannt unters Volk zu mischen. Die Frauen schienen im Allgemeinen hohe Stilettos und üppige Mähnen zu bevorzugen, bei

der Kleidung Pailletten und Seide – Pfauen, so farbenprächtig wie das blinkende Emblem über der Tür. Als Simon Winter und Walter Robinson vorüber glitten, vibrierte der Wagen unter den schweren Bässen des Rock ’n’ Roll mit lateinamerikanischem Einschlag.
»Was sehen Sie, Senior?«, fragte Robinson, und Winter begriff sofort, dass er das Wort benutzte, um ihn zu foppen.
Also antwortete er in gespielt gereiztem Ton mit dünner Fistelstimme: »Was ich sehe, junger Mann, ist, wie sich alles verändert. Auf der einen Straßenseite die Broadway Delicatessen. Da gab’s mal die beste Hühnersuppe von ganz Miami Beach. Wahrscheinlich immer noch. Daneben einen Lebensmittelladen, wo alte Leute wie ich frisches Obst und Fleisch einkaufen, das nicht einen Monat lang Frostbeulen bekommen hat. Da kennen sie einen mit Namen, und wenn man mal ein bisschen knapp bei Kasse ist, dann schreiben sie an, bis die Rente auf dem Konto ist.«
Simon Winter schwieg und fuhr in normalem Ton fort: »In ein, zwei Jahren gibt es die nicht mehr, was meinen Sie? Der Nachtclub ist angesagt, das bedeutet Konkurrenz, das Ladenlokal gegenüber ist plötzlich was wert, weil, wie Sie zweifellos wissen, Detective, ein neuer Dollar immer mehr wert zu sein scheint als ein alter.«
Robinson nickte. Er ließ den Blick über die Menge vor dem Nachtclub schweifen. Er sah, wie ein Rausschmeißer einen Radaubruder mit bezwingender Überredungskunst zur Raison brachte, einen Mann, dessen weißer Anzug bedeutend mehr gekostet haben dürfte, als ein Detective in der Woche verdiente. Er sah, dass Winter dasselbe Handgemenge verfolgte.
»Zu viel Kokain. Das Problem mit dem Zeug ist, dass es einen dazu bringt, sich unglaublich dumm zu benehmen und sich dabei unglaublich clever vorzukommen.«
Winter lachte. Sie fuhren weiter, bis die belebten Bürgersteige nur noch im Rückspiegel aufschienen. Simon Winter machte Robinson Zeichen, umzudrehen.
»Falsche Richtung«, meinte der jüngere Mann, während er Winter trotzdem den Gefallen tat.
»Ich will nur was sehen«, meinte Winter. Im nächsten Moment wendeten sie erneut und fuhren parallel zum Strand und dem Meer dahinter. »Hab

das immer geliebt«, sagte Winter bedächtig. »Je älter ich werde, desto mehr.«
»Was denn?«, fragte Robinson und versuchte, gleichzeitig zu fahren und an dem älteren Mann vorbei auf die Weite des Ozeans zu blicken.
»Egal, wie viele Hotels und Wohnblocks wir hochziehen, das Meer ist immer da. Dagegen kann keiner was machen. Können sie nicht aufschütten und nicht zubetonieren. Das gefällt mir. Mögen Sie das Meer, Detective?«
»Als Junge nicht, da hab ich es gehasst. Aber jetzt ist es anders.«
»Gut.«
Robinson nickte und bog erneut ab. In wenigen Minuten hatten sie das Sunshine Arms erreicht und hielten vor dem Eingang. Winter hatte schon die Hand am Türknauf, als er innehielt.
»Denken Sie an die Männer, die Sie verfolgen, Detective?«
»Manchmal schon. Aber meistens sind sie für mich eher ein Objekt als eine Persönlichkeit. Sie sind die Summe einer Reihe von Faktoren oder auch Beobachtungen. Sie sind eher so was wie Schlussfolgerungen als Menschen.«
»Also, mir sind die Bösen immer unter die Haut gegangen. Irgendwann waren sie kein Aktenzeichen mehr, sondern etwas vollkommen anderes. Und dann gab es immer den einen oder anderen, der was Besonderes wurde.«
»Und Sie nie losgelassen hat?«
»Niemals.«
»Kann nicht sagen, ob ich so einen schon mal hatte.«
»Wie viele ungelöste Fälle haben Sie?«
»Hab den Überblick verloren, Mr.Winter. Scheinen sich immer mehr aufzutürmen. Dabei liegt meine Aufklärungsquote höher als bei sämtlichen Kollegen in der Abteilung.«
Simon Winter schüttelte den Kopf. »Zu meinen Zeiten war jeder Mord bis zu einem gewissen Grad was Besonderes.«
»Das war einmal.«
»Was halten Sie vom Schattenmann?«
»Kann ich noch nicht sagen. Es ist schwer, ein Gespür für ihn zu bekommen. So viel ist allerdings schon mal sicher: Er macht mich um einiges kribbeliger als irgendein Fall, an dem ich je gearbeitet habe. Sie

kennen das ja: Normalerweise hat man eine verdammt klare Vorstellung davon, wonach man sucht, selbst wenn man noch keinen Namen und kein Gesicht hat. Man weiß trotzdem, was für ein Typ er ist. Charakterzüge, Psyche – was weiß ich –, das lässt sich einordnen, es bleibt im Rahmen des Normalen. Keine Überraschungen. Der Schattenmann scheint ein bisschen anders zu sein.«
Er hielt inne, korrigierte sich. »Nein, vollkommen anders.«
»Wieso jagen wir ihn dann, Walter?«
Es war das erste Mal, dass Simon Winter den Jüngeren beim Vornamen angesprochen hatte, und Robinson registrierte es.
»Weil wir glauben, dass er ein-, zwei-, vielleicht dreimal oder noch öfter getötet hat.«
»Serienmörder?«
»Also, nicht direkt. Jedenfalls entspricht er ganz gewiss nicht einem von den FBI-Profilen, die ich kenne. Aber mehrfacher Mord – ist das nicht ein triftiger Grund?«
»Es ist ein triftiger Grund, aber der falsche.«
»Würden Sie mir das erklären?«
»Es ist der falsche Grund. Sie sind dabei, weil es Ihr Beruf ist. Die Polizei, dein Freund und Helfer. Ich bin dabei, weil er meine Nachbarin ermordet hat und ich mich ihr gegenüber in der Pflicht fühle und weil er vielleicht diese anderen beiden Menschen umbringen könnte, die nicht mal meine Freunde sind, denen ich aber ein Versprechen gegeben habe. Gleichwohl, alle diese Gründe sind auch nicht besser als Ihrer. Ich schätze, weder Sie noch ich, noch Ihre hübsche Freundin von der Staatsanwaltschaft werden je den besten Grund begreifen. Der Rabbi, der kennt ihn, und Frieda Kroner auch. Sehen Sie, wir können eine Leiche begreifen oder auch zwei oder von mir aus auch zwanzig und sagen: Da läuft ein Krimineller herum, den wir zur Strecke bringen müssen. Die beiden hingegen, wenn die den Schattenmann sehen, dann sehen sie Hunderte, Tausende, Millionen, die alle in den Tod gegangen sind. Sie sehen ihre Brüder und Mütter und Väter und Onkel, Tanten, Nichten, Neffen, Nachbarn, Freunde, Bekannten, einfach alle. Glauben Sie, dass diese Toten für uns je mehr als Zahlen sein werden? Aber für diese beiden sind sie etwas anderes, nicht wahr?«
Simon Winter öffnete die Tür und stieg aus. Dann drehte er sich noch

einmal zu Walter Robinson um.
»Sie sollten alte Männer nicht über diese Dinge sinnieren lassen, macht die Sache nur noch komplizierter, was?«
Robinson nickte bedächtig. »Ich glaube«, erwiderte er, »dass wir beide diesen Mann schnappen sollten; dann können wir darüber nachdenken, was er getan hat.« Wieder schwieg er, bevor er hinzufügte: »Alles, was er getan hat.«
»Ja«, sagte Simon Winter. »Wir sollten ihn fassen.«
Er richtete sich auf und schloss die Tür. Als Robinson losfuhr, hob er die Hand zum Abschied. Simon Winter blieb stehen, bis die Rücklichter am Ende der Straße noch einmal aufblinkten und dann um die Ecke verschwanden. Er stand allein auf dem abendlichen Bürgersteig. Mit der feuchten Luft der Tropennacht stieg ihm ein schwerer Geruch in die Nase, als verdampfte irgendwo ein wenig Melasse oder Ahornsirup. Es hatte etwas Trügerisches. Die Wärme täuschte über die Gefahren der Dunkelheit hinweg. Er merkte, wie er auf einmal mit seiner Zielperson ein Zwiegespräch führte: Hast du deine beste, schlimmste Arbeit nach Sonnenuntergang in Angriff genommen? Ist das die Zeit, in der du immer so richtig gefährlich geworden bist? Bei Nacht sind die Menschen dir mehr als bei Tage ausgeliefert; war das die Zeit, in der du ihnen aufgelauert hast? In Nächten wie dieser?
Er gab sich selbst die Antwort: Ja.
Simon Winter horchte auf den fernen Verkehrslärm von der Straße, in den sich die Alltagsgeräusche aus seinem Wohnblock mischten: Fernseher, Musik, anonyme Stimmen, die sich bei einer Auseinandersetzung erhoben. Nirgends Kindergeschrei, wurde ihm bewusst. Nicht in diesem Teil der Stadt. Hier sind wir alle alt, und wir machen alte Geräusche.
Winter machte einen Schritt auf seine Wohnung zu, dann blieb er stehen und starrte auf den leeren Brunnen und den tanzenden Putto in der Mitte.
»Also«, sagte er laut, »was für eine Melodie hast du heute Abend für mich? Etwas Munteres, nehme ich an? Etwas, um mich aufzuheitern?«
Der Engel spielte ungerührt lautlos weiter.
»Na schön«, sprach Winter weiter. »Was hast du heute Abend gesehen? Irgendwas außer der Reihe? Etwas Ungewöhnliches?«
Er starrte dem Engel in die toten Augen, als rechnete er mit einer

Antwort. So verharrte er ein paar Sekunden, dann drehte er sich ruckartig um und ließ den Blick über den ganzen Innenhof schweifen. Die Wohnung der ermordeten Sophie blieb dunkel, in den Fenstern der Kadoshs ein Stockwerk darüber schimmerte nur das bläuliche Licht des Fernsehers. Während er dort stand und hinüberspähte, ging das einzige Licht beim alten Finkel aus. Winter drehte sich weiter herum und fixierte seine eigene Wohnung. Die Dunkelheit, die ihm von drinnen entgegenschlug, schien so flüssig und in Bewegung wie das Meer, für dessen Anblick er gerade einen beachtlichen Weg auf sich genommen hatte. Langsam nahm er Stück für Stück den ganzen Hof in Augenschein und achtete dabei auf jeden Schatten, jede Form, jeden Winkel und Wandvorsprung.
Da ist nichts, sagte er sich.
Siehst du jetzt schon Gespenster?
Du bist allein und müde und solltest schlafen gehen.
Er machte einen Schritt, dann blieb er stehen.
Eine Nacht wie diese, musste er wieder denken.
Unwillkürlich atmete er heftig ein.
Aber er kennt mich doch nicht, beharrte Simon Winter. Er weiß nichts von mir, und schon gar nicht, dass ich nach ihm suche. Er glaubt, seine Feinde seien gebrechliche, alte Holocaust-Überlebende mit einem schwachen Gedächtnis und bruchstückhaften Erinnerungen. Auf die hat er es abgesehen. Nicht auf dich. Er hat keine Ahnung von dir.
Oder doch?
In diesem Moment merkte er, dass er unwillkürlich mit der rechten Hand an die linke Brust gegriffen hatte, als trüge er dort wie so viele Jahre lang noch seinen Dienstrevolver im Schulterholster.
Da ist nichts, und du bist allein, beharrte er, und du benimmst dich ziemlich albern. Dann korrigierte er sich: Man kann nicht vorsichtig genug sein. Schlimmstenfalls ist es dir hinterher peinlich, dass du deinen Instinkten aufgesessen bist, aber das ist es dann auch schon, und die Alternative wäre um einiges schlimmer.
Er ging einige Schritte weiter und hasste dabei das Geräusch, das seine Schuhe auf dem Bürgersteig machten. Wie ein Trommelwirbel, schimpfte er innerlich. Sei leise. Auf Zehenspitzen trat er auf den Grasstreifen neben dem Gehweg, um sich lautlos dem Gebäude zu

nähern.
Vor dem Eingang blieb er stehen und ließ die Hand eine Weile über dem Türknauf schweben. Langsam zog er die Finger zurück.
Wenn du diese Tür aufmachst, hört er dich. Er erkennt das Geräusch und steht sprungbereit.
Er wird damit rechnen, dass du wie jeder andere müde alte Mann nach Hause kommst und nichts Eiligeres zu tun hast, als ins Bett zu gehen, um dir ein paar Stunden unruhigen Schlaf zu gönnen. Er wird damit rechnen, dass du mit einem Ruck die Eingangstür öffnest, im Vestibül ungeduldig mit deinem Schlüsselbund herumfuchtelst, deine Wohnung aufschließt und hereinpreschst.
Simon Winter trat von der Tür zurück und huschte in seinen eigenen Schatten. Er lehnte sich an die Seitenwand des Gebäudes und horchte angestrengt auf irgendein ungewöhnliches Geräusch, das ihm die Angst, die sich langsam, aber sicher wie eine Infektion in seinem Körper ausbreitete, bestätigte.
Also gut, dachte er. Wo würde er warten?
Im Hausflur? Nein. Da brennt Licht, und er kennt sich mit den Gewohnheiten der übrigen Bewohner nicht aus. Anders als im Haus von Herman Stein findet er hier kein Versteck.
Also drinnen?
Ja. Drinnen.
Wie wäre er reingekommen?
Das liegt auf der Hand: durch die Gartentür. Genau wie bei Sophie. Dasselbe ausgeleierte Schloss, das schon bei der leisesten Berührung mit einem Schraubenzieher nachgibt.
Und wenn er erst mal drin ist?
Simon Winter ging seine kleine Wohnung durch, führte sich ihren Grundriss vor Augen. Nicht in der Küche; der weiße Linoleumboden reflektiert das Licht von der Straße, es ist zu hell. Auch nicht im Bad, bietet nicht genügend Platz zum Manövrieren. Bleiben Wohn- und Schlafzimmer. Eins von beidem. Er überlegte angestrengt weiter, dann kam er zu dem Schluss: nicht das Schlafzimmer. Er wird damit rechnen, dass ich beim Betreten das Licht einschalte, und abgesehen vom begehbaren Kleiderschrank, der mit Kleidungsstücken, Schachteln und allem möglichen nutzlosen Zeug vollgestopft ist, leuchtete die Lampe

jeden Winkel aus. Bleibt also nur das Wohnzimmer. Bietet das größtmögliche Überraschungsmoment.
Winter schlich sich behutsam und geräuschlos um das Gebäude herum nach hinten. Aus einer Wohnung ein Stück weiter weg hörte er das Kläffen eines Hundes. Als er um die Ecke war, ging er schneller voran. Von hier ab kann er mich nicht mehr hören, sagte sich Winter.
Er huschte am rückwärtigen Zaun entlang, indem er das schwache Licht aus dem angrenzenden Wohngebäude mied, und näherte sich geduckt der kleinen gefliesten Terrasse, die zu seinem Apartment gehörte. In der Nähe der Gasse hinter dem Zaun schepperte etwas in einer Mülltonne. Eine Katze, dachte er. Oder eine Ratte.
Während er sich anschlich, führte er in Gedanken mit seinem unsichtbaren Gegner ein Zwiegespräch: Was hast du dabei? Eine Handfeuerwaffe? Gut möglich. Etwas Kleines, Wirkungsvolles. Kaliber zweiundzwanzig oder fünfundzwanzig, typische Attentäterwaffe. Aber das Geräusch, das sie macht, kannst du nicht gebrauchen. Würde schnell auf dich aufmerksam machen, egal, wie leise sie dir erscheint. Das ist in Miami und in Miami Beach das Problem. Die Leute können einen Schuss von anderen Geräuschen unterscheiden. Niemand sagt: ›Was war das denn?‹ Oder: ›Das klang wie die Fehlzündung eines Autos.‹ Sie wissen, jemand hat geschossen. Also hast du die Waffe vielleicht nur zur Schau dabei, um jemandem zu drohen. Aber du möchtest keinen Gebrauch davon machen, nicht wahr? Lieber benutzt du wie bei Sophie deine Hände. Das gefällt dir, oder? Ihnen nahe zu sein, wenn sie sterben, stimmt’s? Du liebst die Geräusche der Sterbenden, den Gestank des Todes. Du liebst das Gefühl, wenn sie unter deinem Griff den letzten Atemzug machen. Als du sie damals Schulter an Schulter, Tränen an Tränen, dichtgedrängt in den Viehwaggons sahst, kann es nicht halb so befriedigend gewesen sein, aber da warst du noch jung und du begannst gerade erst zu ahnen, welche Allianz mit dem Mord du eingegangen warst. Damals hast du noch mit deinen Vorlieben experimentiert, nicht wahr?
Er hielt inne.
Aber ich bin zu groß, dachte er. Wenn du hergekommen bist, um mich zur Strecke zu bringen, dann weißt du zumindest, dass ich im Unterschied zu Sophie nicht klein wie ein Kind bin, und auch nicht so

ältlich und nervös und verängstigt wie Herman Stein und Irving Silver. Nein, ich bin jemand, den du nicht richtig einschätzen kannst, und deshalb bist du auf der Hut – sobald du die Gelegenheit hast, agierst du schnell und effizient. Du wirst wissen wollen, aus welchem Grund ich dich jage, du wirst ein Dutzend, nein, hundert Fragen haben, doch wenn du die Wahl hast zwischen Informationen und der Beseitigung einer Bedrohung, entscheidest du dich für die glattere Lösung, nicht wahr?
Ein Messer.
Simon Winter nickte.
Wahrscheinlich bevorzugt er in diesem Fall ein Messer, das ist ihm lautlos genug. Das Blut und den Kampf schätzt er sicher nicht, denn er weiß, dass er in jeder Sekunde, die wir zusammen sind und in der er versucht, mir die Klinge ins Herz zu stoßen, belastendes Beweismaterial hinterlässt. Doch letztlich würde er das in Kauf nehmen, um die Bedrohung auszuräumen.
Winter merkte, wie sich zuerst sein Puls beschleunigte und dann wieder normalisierte, als er innerlich ruhig wurde.
Mit kühlem Kopf fuhr er in seiner Analyse fort.
Es ist also ein Messer. Er wird nicht zögern, es einzusetzen.
Winter schlich sich näher an die Terrasse an.
Aber damit hast du nicht gerechnet, oder? Du rechnest nicht damit, dass ich auf demselben Weg hereinkomme wie du, während du im Wohnzimmer in der Nähe der Tür auf mich wartest. Sie öffnet sich nach rechts, also gibt es, wenn sie aufgeht, links einen großen dunklen Winkel, in den das Licht aus dem Vestibül nicht dringt. Die Stelle hast du gesehen, hab ich recht? Auf den ersten Blick, und da finde ich dich, denn du denkst, dass ich dir ahnungslos direkt vor die Nase laufe und dich erst entdecke, wenn ich die Tür hinter mir schließe und mein Schicksal besiegle, weil ich das Messer erst sehe, wenn du es mir in den Solarplexus stößt und, so wie sie es dir einmal beigebracht haben, anschließend nach oben drehst. Das haben sie doch, nicht wahr? All diese Männer in schwarzen Uniformen vor so vielen Jahren. Stoß einmal zu und so, dass du triffst. Zieh das Opfer mit der Klinge an dich heran, damit es sich mit seinem eigenen Gewicht tiefer hineinbohrt und stirbt.
Nur ungefähr zwei Meter trennten ihn von der Glasschiebetür, und er ging in die Hocke.

Die Waffe liegt in der Schublade des Nachttischs. Ist er reingegangen und hat danach gesucht? Du verdammter alter Trottel, schimpfte er innerlich. Wie konntest du sie genau da lassen, wo jeder miese kleine Ganove oder Gelegenheitsdieb als Erstes nachsehen würde! Oder wartet er jetzt einfach nur auf dich?
Simon Winter kam zu dem Schluss, dass er das Risiko eingehen musste. Die Terrassentür würde einen Höllenlärm machen, wenn er sie aufzog, doch dann konnte er mit einem einzigen großen Schritt die Küche durchqueren und sich seine Revolver holen. Wenigstens dieses kleine Überraschungsmoment hätte er auf seiner Seite, dachte er. Dann korrigierte er sich: Es sei denn, er hätte dich durchs Fenster beobachtet und gesehen, wie du im Hof gezögert hast.
Was dann?
Er wollte nicht daran denken. Er streckte langsam die Hand aus und berührte die Schiebetür. In einem hinteren Winkel seines Kopfes dachte er: Das ist der helle Wahnsinn – du bist allein. Doch die Tür bewegte sich. Er zog so leise daran, wie er konnte, und sie glitt ein paar Zentimeter zurück; das Schloss rasselte ein wenig, als der Rahmen sich auf der Gleitschiene bewegte. In einer Sekunde erkannte er, dass es aufgebrochen worden war, dann erhob er sich und riss die Tür so fest wie möglich auf. In einer einzigen fließenden Bewegung stürzte er durch die Küche Richtung Schlafzimmer, wo er seinen Revolver zu finden hoffte. Aus dem Wohnzimmer, das links von ihm im Dunkeln lag, kam ein Knall, ein alarmierendes Krachen, das er auf dem Weg zu seiner Waffe ignorierte. Durch das Dunkel seiner Wohnung griff er nach seinem Nachttisch. Seine Hand ertastete den Knauf und zerrte so heftig an der Schublade, dass der Revolver mit einem dumpfen Laut an den Holzrahmen schlug. Er hatte das Gefühl, als fuchtelte er endlos lange herum, bis sich seine Finger um den vertrauten Gegenstand legten. Stolpernd wirbelte er herum und hockte sich mit dem Gesicht zur Tür und dem Dunkel dahinter auf den Boden. Mit beiden Händen brachte er die Waffe in Anschlag und horchte auf die eiligen Schritte des Angreifers.
Doch es blieb still.
Nur sein Atem, ein angespanntes Keuchen, hallte überlaut durch den Raum.

In seiner Eile hatte er die Leselampe umgeworfen, so dass der Schirm über den Boden gerollt war. Er tastete mit dem Fuß nach der Lampe, zog sie vorsichtig herüber und schaltete sie an.
Das Zimmer war lichtdurchflutet.
So wie ein Kapitän auf hoher See eine Sturmlaterne, reckte er die Lampe in die Höhe, während er langsam auf die Beine kam. Er blickte auf seinen eigenen, langgezogenen Schatten Richtung Wohnzimmer. Er stellte die Lampe ab und tastete sich zu den Wandschaltern vor. Erst jetzt sah er, dass aus dem Wohnzimmer ein dünner Lichtstrahl kam. Mit dem Rücken zur Wand tastete er sich, den Revolver schussbereit, den Abzug gespannt, weiter. Langsam und vorsichtig bewegte er sich – wie in alten Zeiten den Befehl ›Halt! Keine Bewegung!‹ auf der Zunge – um die Ecke. Doch im selben Moment sah er, dass sich seine Vorsicht erübrigte. Als er auf den schmalen Lichtstreifen starrte, der aus der Eingangsdiele kam, atmete Simon Winter langsam aus. Die Wohnungstür stand ungefähr zwanzig Zentimeter weit offen.
Er machte einen Satz, um dem Mann durch die Nacht zu folgen, erkannte jedoch im nächsten Moment, dass er ihn nicht mehr einholen würde, und blieb stehen.
Er ließ die Luft zwischen den Zähnen entweichen.
Du hast also genau da auf mich gewartet, wo ich dich erwartet hatte.
Er schüttelte den Kopf. Für gar so clever hatte ich dich allerdings nicht gehalten. Oder für so flink.
Du hast das Geräusch hinter dir gehört, und statt erst einmal wie gelähmt dazustehen, hast du sofort gehandelt und dich gerettet.
Das fand der alte Detective beachtlich. Es gab nicht viele Menschen, die so ausgefuchst waren oder deren Selbsterhaltungstrieb so hervorragend funktionierte, dass sie beim ersten unerwarteten Geräusch die Flucht ergriffen. Die wenigsten waren so auf Draht.
Der Schattenmann schon.
Jetzt bist du also auf und davon. Und du bist ziemlich beunruhigt, nicht wahr? Weil du jetzt weißt, dass ich mich von Sophie und den anderen unterscheide. Ich ähnele eher dir ein bisschen, stimmt’s? Das wird dir wohl eine schlaflose Nacht bereiten, aber das nächste Mal bist du umso mehr auf der Hut. Und du wirst dir als Nächstes ein etwas leichteres Opfer suchen, sehe ich das richtig? Aber du wirst auch ein bisschen

schwitzen – zum ersten Mal in wie vielen Jahren? So richtig schwitzen, denn jetzt weißt du, dass ich etwas über dich weiß, und das macht dir richtig Angst, nicht wahr? Andererseits wirst du dich damit beruhigen, dass du ja immer noch anonym bist, dass ich weder deinen Namen noch dein Gesicht kenne. Du wirst dir sagen, dass du letztlich vor mir sicher bist, und damit schläfst du ein. Denn du ahnst nicht, dass ich dabei bin, dir auch deine Anonymität zu nehmen.
Simon Winter nickte, als wollte er sich selbst gratulieren. Allmählich lerne ich dich kennen, bemerkte er stumm. Doch die Befriedigung währte nicht lange, denn ihm wurde klar, dass der Schattenmann jetzt genauso viel über ihn in Erfahrung gebracht hatte.

Als Walter Robinson an seinen Schreibtisch im Morddezernat zurückkehrte, warteten mehrere Nachrichten auf ihn. Er hörte sie hintereinander ab.
Ein paar hatten mit anderen ungelösten Fällen zu tun, für die er zuständig war. Eine kam von einem gewissen Mark Galin vom *Miami Herald*, doch er kannte den Reporter nicht, auch wenn er sich vage erinnern konnte, dessen Namenskürzel schon einmal unter einem Artikel gesehen zu haben. Doch es war schon spät, und die Einzige, die er zurückrufen würde, war Espy Martinez.
Sie klang müde, als sie sich meldete.
»Espy? Walter hier. Hast du schon geschlafen?«
»Nein«, log sie. »Na ja, vielleicht ein bisschen gedöst. Wo steckst du?«
»Im Büro. Tut mir leid. Ich hätte dich nicht wecken sollen.«
»Schon okay.« Sie rekelte sich wie eine Katze, die im obersten Fach eines Wandregals in der Nachmittagssonne erwacht. »Ich hab versucht, dich anzurufen. Wo warst du?«
»Rausgefahren, um unseren Mr. Winter ein bisschen besser kennenzulernen. Interessanter Mann.«
»Was auf dem Kasten?«
»Aber hallo! Du müsstest mal seine Personalakte sehen. Wimmelt nur so von Auszeichnungen und Belobigungen. Ich glaube, wir haben so was wie einen Plan. Und du?«
»Jefferson bekommt morgen seinen Deal. Ich mach’s so kurz und schmerzlos, wie ich kann, zackzack, damit ich nicht allzu lange

mitansehen muss, wie sich Tommy Alter dafür auf die Schulter klopft, endlich mal jemanden zu vertreten, der lebendig nützlicher ist, als wenn er im Todestrakt vor sich hin vegetiert. Sobald wir die Absprache im Kasten haben, gehört er dir. Treffen wir uns da?«
Robinson überlegte. »Ähm, ja, sicher.«
Sie richtete sich im Bett auf. »Was hast du?«
Er grinste. »Wahrscheinlich steh ich noch zu sehr unter Adrenalin. Man gewöhnt sich an die ständigen Überstunden und vergisst, dass andere Menschen nicht solche Nachteulen sind. Vielleicht sollte ich im nächsten Leben als Vampir zurückkehren. Oder als Werwolf und den Mond anheulen. Irgendetwas, das nach Einbruch der Dunkelheit herumgeistert. Also vergiss es. Wir sehen uns dann morgen früh.«
»Gab's da nicht diesen Horrorfilm über …«
»Ja. *Blacula*. Dracula auf Afro. Hat das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß um hundert Jahre zurückgeworfen. Nicht gerade einer von Hollywoods großen Würfen. Hab ihn als Kind gesehen. Sämtliche Kids in meinem Viertel fanden ihn echt witzig. Na ja, geh wieder schlafen. Wir treffen uns bei der Anhörung.«
»Nein«, sagte Espy Martinez leise. »Du wolltest etwas sagen. Was?«
Walter Robinson zögerte wieder, dann zuckte er mit den Achseln. Wenn man sich schon von einer Klippe stürzen wollte, war es leichter, wenn man sprang.
»Na ja«, fing er langsam an. »Ich weiß, es ist spät, aber ich hatte gehofft, ich könnte dich vielleicht fahren. Ich meine, morgen früh.«
Es gab eine Verlegenheitspause, dann fügte er eilig hinzu: »Hör mal, vergiss es. Wir können uns morgen treffen. Oder am Wochenende. Bis dahin hab ich meine Libido im Griff. Es ist spät. Geh wieder schlafen.«
Espy Martinez saß senkrecht im Bett und suchte, das Telefon in einer Hand, mit der anderen nach einer Haarbürste.
»Du kannst nicht hierherkommen«, entgegnete sie. Sie malte sich aus, wie ihre Eltern entweder schliefen oder, wohl eher, das Ohr an der dünnen Trennwand zwischen den Doppelhaushälften hatten. »Frag nicht, wieso, es ist nämlich kompliziert und hat nichts mit dem zu tun, wer wir sind, sondern was wir nach außen hin scheinen.«
»Ich komm nicht ganz mit«, erwiderte Robinson.
»Nein«, fuhr sie fort. »Ich komm zu dir.«

Er schwankte zwischen Wunschdenken und Vernunft. »Vielleicht besser nicht. Du musst morgen früh frisch sein. Sonst hast du einen schweren Stand.«
Sie lachte. »Ich geb mir Mühe, bei der Bemerkung meine schmutzige Phantasie zu zügeln.«
Er grinste. »Du weißt, wie's gemeint war. Oder zumindest, wie ich dachte, dass es gemeint war.«
»Walter«, sagte sie bedächtig, während sie sich mit der Bürste durchs Haar fuhr, »ich muss dir was sagen.«
»Nur zu.«
»Wir akzeptieren alle möglichen Spielregeln und Vorschriften. Das ist unser Job: den Spielregeln Geltung zu verschaffen. Polizist und Staatsanwalt. Und dann hatte ich es auch noch in meiner Familie ständig mit Erwartungen zu tun, die im Grunde auf Vorschriften hinausliefen. Die pflichtbewusste Tochter, die für den ermordeten Sohn einspringt …«
Sie holte einmal tief Luft. »In gewisser, bescheidener Weise ist das zwischen uns, zwischen dir und mir, ein bisschen außerhalb der Norm. Wenn ich also rüberkommen will, um bei dir zu sein, dann denke ich, das ist eine gute Sache, vielleicht gerade, weil es nicht vernünftig ist. Vernünftig wäre es, gut ausgeschlafen zu sein. Vielleicht will ich aber gar nicht das, was vernünftig ist. Jedenfalls nicht immer und ständig. Heute Abend nicht. Vielleicht will ich was ganz anderes.«
Sie unterbrach sich. »Du liebe Zeit.« Sie pfiff langsam durch die Zähne. »Was für eine flammende Rede. Sollte ich mir für den Richter aufsparen. Hat das irgendwie Sinn ergeben?«
Am liebsten hätte er gesagt: *Mehr, als ich je zu träumen gewagt hätte.* Doch stattdessen antwortete er: »Ich warte auf dich. Bitte beeil dich.«
Und das tat sie.

20

Der befreite Mann

Espy Martinez ließ Walter Robinson schlafend im Bett zurück. Er hatte sich die ganze Nacht hindurch unruhig hin und her geworfen und einmal sogar einen Namen gerufen, den sie nicht verstand, bevor er wieder in tiefen Schlaf versank. Sachte rollte sie sich zur Seite, zog sich im ersten zarten Morgenlicht an und schlich, die Schuhe in der Hand, bis zum Flur vor der Wohnungstür. Sich wie eine geschickte Einbrecherin lautlos davonzuschleichen, nachdem sie ihm eine Nacht der Leidenschaft geraubt hatte, erfüllte sie mit Stolz und dem Gefühl, voller Geheimnisse und Überraschungen zu stecken. Sie genoss es in vollen Zügen.
Doch bis sie das Justizgebäude im Zentrum erreicht hatte, waren diese angenehmen Gedanken verflogen, und sie schlüpfte in die Rolle der harten, unnachgiebigen Verhandlungspartnerin, die bei der morgendlichen Anhörung gefragt sein würde. Sie parkte den Wagen, überquerte so energisch den Platz, dass ihre Absätze auf dem Asphalt klickten, und wer sie so sah, konnte nicht den geringsten Zweifel hegen, dass diese Frau wusste, was sie wollte, und nicht die geringste Abweichung von getroffenen Vereinbarungen dulden würde. Ohne ihr Tempo zu zügeln, nickte sie zum Gruß anderen Anwälten und Mitarbeitern der Behörde zu; auch wenn sie ihrer Aufgabe nicht gerade entgegenfieberte, so war sie doch innerlich dafür gewappnet und bereit, sie hinter sich zu bringen und voranzukommen.
Der Fahrstuhl brachte sie in die Mitte des dritten Stocks, in eine Menschentraube, die vor den Eingängen der dort befindlichen acht Sitzungssäle wartete. Gelegentlich erschien ein Gerichtsdiener an einem der Türschächte und rief in gereiztem Ton einen Namen auf. Diverse Anwälte waren jeweils von einer dichten Schar umringt: Angeklagte und ihre Familien mit besorgten Gesichtern, Polizisten in Uniform, Polizisten in Zivil, die sich die Zeit mit einem Plastikbecher Kaffee vertrieben, bis sie in den Zeugenstand gerufen wurden. Die Halle glich mit dem emsigen Treiben darin einem Hexenkessel, in dem es von Ängsten und Zweifeln, von Widerwillen, Wut und widerstreitenden Gefühlen

brodelte. Sie hörte Lachen und Schluchzen, nicht selten aus den Gruppen der gegnerischen Parteien. Die Juristen in ihrem Büro verglichen Terminabsprachen oft mit dem Zusammentreiben von Rindern und ihrem dumpfen Gemuhe. Sie hörte mindestens ein halbes Dutzend Sprachen: Spanisch, haitianisches Kreol, jamaikanisches Patois, Touristen-Deutsch und Englisch in vielen Varianten, vom gedehnten Südstaatenakzent bis zum charakteristischen New Yorker Dialekt. Sie drängte sich durch das Gewühl, bis sie den richtigen Sitzungssaal fand, und blieb einen Augenblick vor dem Eingang stehen. In diesem Moment hörte sie, wie jemand sagte:

»Da ist sie, da ist sie! Hab ich nicht gesagt, wir sollten uns Plätze reservieren?«

Sie drehte sich um und sah eine ältere Frau zwischen zwei weißhaarigen Männern stehen. Die Männer trugen die klassische Uniform des Pensionärs von Miami: Bermudashorts, karierte Hemden und Porkpie-Hüte. Die Frau war in einem geblümten Kleid und einer gestreiften Strickjacke erschienen. Einer der Männer schwang einen Rohrstock.

Geier, war ihr spontaner Gedanke. Sie lächelte ihnen zu. Alle Gerichtsgebäude ziehen einen gewissen Prozentsatz ältere Menschen an, die in den Sitzungssälen hocken und den verschiedenen Fällen mit der Hingabe von Soap-Süchtigen folgen. Nach und nach kennen sie das Gefängnis- und Gerichtspersonal, haben ihre eigene Meinung zu den Verfahren, beurteilen den Auftritt der Staatsanwälte und der Verteidiger, kritisieren die Entscheidungen der Geschworenen, jubeln, wenn die Bösen verurteilt werden. Im Großen und Ganzen waren sie harmlos, gehörten zum festen Inventar und warteten hier und da mit scharfsinnigen Beobachtungen auf. In der Regel aber schliefen sie während der längeren Anhörungen ein, und immer mal wieder musste ein erzürnter Gerichtsdiener ihr Schnarchen unterbrechen und unsanft an einer Schulter rütteln. Die »Geier« legten ihrem Spitznamen alle Ehre ein, denn sie bezogen früh ihre Posten und verschwanden erst am Abend. Espy Martinez hatte sich stets bemüht, freundlich mit ihnen umzugehen und sie sogar beim Vornamen anzureden, falls sie sie kannte, wodurch sie sich bei diesen Leuten, die gewöhnlich die rüpelhaften Kommentare der jüngeren, weniger erfahrenen Anwälte überhörten, allgemeiner

Beliebtheit erfreute.
»Hi, Espy«, grüßte die Frau. »All die Aufregung ist nur wegen Ihnen, meine Liebe.«
»Was?«, fragte sie begriffsstutzig zurück.
»Na ja, Ihr Fall stand heute früh in der Zeitung«, fuhr die Frau fort. »Auf Seite eins im Lokalteil. Deshalb sind so viele gekommen.«
»Ich hab's dabei«, sagte einer der Männer. Er legte seinen Stock weg und wühlte in einer zerknitterten Zeitung. »Sehen Sie?«
Er hielt ihr das Blatt unter die Nase, und ihr sprang die Schlagzeile mitten auf der Seite entgegen: ANKLAGE WEGEN MORDES FALLEN GELASSEN; DEAL TROTZ SCHUSS AUF POLIZISTEN.
»Gibt es ein Problem?«, erkundigte sich die alte Frau.
Espy Martinez schüttelte den Kopf, doch das war gelogen. »Kann ich die behalten?«, bat sie.
Der alte Mann nickte und berührte dazu mit dem Zeigefinger den Rand seines Huts.
»Wir müssen rein«, meinte der andere alte Mann. »Sonst sind sämtliche guten Plätze weg.«
»Stimmt das, Espy?«, wollte die alte Frau wissen. »In dem Artikel heißt es, er hilft Ihnen bei einem anderen Fall, und deshalb erhält er einen Deal. Stimmt das? Ich hasse es, wenn diese schrecklichen Menschen was aushandeln können. Wenn's nach mir ginge, würden Sie dafür sorgen, dass die alle ins Gefängnis wandern, meine Liebe. Selbst wenn er hilft, wäre es sicher gut, wenn Sie ihn hinter Schloss und Riegel brächten, denn ich glaube nicht, dass er ein netter Mann ist? Der bestimmt nicht, oder. Er ist ein schlechter Mensch. Sind Sie sicher, dass Sie keine andere Wahl haben?«
Espy Martinez antwortete nicht. Stattdessen überflog sie den Artikel. Er enthielt wenig Einzelheiten, nur die wesentlichen Fakten, dass Leroy Jeffersons Unschuld im Mordfall Sophie Millstein bewiesen sei und er an diesem Morgen vor Gericht erscheinen werde. Auch wenn der Artikel seine Kooperation mit der Staatsanwaltschaft nicht direkt mit den Ermittlungen zu ihrem Mord in Verbindung brachte, so lag der Zusammenhang doch auf der Hand. Von Abe Lasser wurde eine vorhersehbare Aussage zitiert, wonach man natürlich Heiligen als Zeugen den Vorzug gebe, sich aber manchmal einfach gezwungen sehe,

sich mit dem zu begnügen, was nun einmal da war. Sie konnte diesen Satz Lassers »Mitternachtsspitzen« zuordnen, wie er seine pointiert formulierten Binsenweisheiten nannte, die er einem Reporter vom *Herald* zum Fraß vorwarf, wenn er spätabends, lange nach Dienstschluss, in seinem Büro anrief.
Sie machte ein gequältes Gesicht. Der Artikel war zwar nicht lang, reichte jedoch vollkommen aus, um angesichts einer Absprache, die sie lieber unter dem Deckel gehalten hätte, für einigen Wirbel zu sorgen.
»Verdammt«, fluchte sie wieder. »Verdammt, Tommy Alter. Konntest du nicht den Schnabel halten?« Sie sah die drei alten Leute an. »Haben Sie irgendwelche Reporter vom *Herald* gesehen? Oder Fernsehteams …?«
Sie nickten alle stumm.
»Sind schon drinnen«, erklärte die alte Frau.
»Komm schon.« Der alte Mann packte sie am Ärmel. »Wir bekommen keinen Platz mehr. Es ist gerappelt voll da drinnen, und ich will einen Stuhl.«
Das Geier-Trio humpelte durch den Flur und ließ sie mit der Zeitung stehen. Sie drückte sie so fest, als hoffte sie, etwas von der Rage, die in ihr kochte, durch die Fingerspitzen loszuwerden und Haltung zu bewahren. Dann drehte sie sich abrupt um und folgte den alten Menschen in den Gerichtssaal.
Eine einzige Fernsehkamera lauerte in einer Ecke. Der Mann dahinter drehte sich herum und entdeckte sie wie ein Scharfschütze, als sie den Mittelgang herunterkam. Es war ein dunkler Raum, eine Kreuzung aus dem alten Kirchenstil einiger Sitzungssäle, mit Holzbänken, tiefem Gestühl sowie Schranken aus brauner Eiche und ultramoderner eingelassener Beleuchtung in der Decke, die an ein Theater erinnerte. Diese Lampen wurden immer häufiger eingebaut. Das Ganze wirkte dann wie ein hoher Raum mit gedimmtem, perlweißem Licht, weder Wohnzimmer noch Theater. Es war, als sei der Gerichtssaal bewusst so konzipiert, dass jeder, der darin saß, sich unbehaglich fühlte. Um in dem schwachen Licht zu sehen, musste man die Augen anstrengen, und um zu hören, was vor der Schranke gesprochen wurde, musste man bei der kümmerlichen Akustik die Ohren spitzen. In Florida bewies dies einmal mehr, dachte sie, dass man sein Geld besser in die unvermeidlichen

Schmiergelder an kompetente Handwerker investiert, als es an die große Zahl unfähiger Bauunternehmer zu verschwenden, egal mit wie vielen Stadtabgeordneten sie auf du und du sein mochten.
Sie sah Tommy Alter zusammen mit zwei Kollegen am Tisch der Verteidigung sitzen und trat an ihn heran. »Sie Mistkerl«, flüsterte sie. »Das hier sollte kein gottverdammtes Affentheater werden.«
Er wirbelte zu ihr herum. »Ebenfalls einen schönen guten Morgen, Espy.«
»Ich hatte Ihr Versprechen, Tommy«, sagte sie bitter. »Das hier sollte im Stillen abgewickelt werden, bis wir mit Jefferson fertig wären. Ich hätte nicht übel Lust, den ganzen Deal platzen zu lassen. Sämtliche Anklagepunkte wieder geltend zu machen, Sie Bastard. So dass Ihr sauberer Mandant noch ein Weilchen in U-Haft schmort. Was halten Sie davon? Vielleicht ein halbes Jahr ins Bezirksgefängnis, während ich den Fall verschleppe? Wie würde ihm das gefallen?«
Alter musterte sie mit zusammengekniffenen Augen. »Wie gewöhnlich ziehen Sie vorschnelle Schlüsse und liegen daneben.«
»Womit liege ich daneben?«
»Ich hab mich nicht an den *Herald* gewendet, Espy. Und als die bei mir anriefen, habe ich mich geweigert, mit ihnen zu reden.«
»Aber wer dann? Wer wusste davon?«
Tommy Alter grinste verhalten. »Na ja, ich wüsste schon, wer. Einer von euch, Espy.«
»Walter? Machen Sie sich nicht lächerlich, er würde im Traum nicht …«
»Nein«, unterbrach sie Alter. »Nicht Walter Robinson. Aber wie wär's mit Ihrem und meinem Freund? Dem Holzfäller-Typen? Den zitieren sie in der Zeitung mit der Erklärung, er sei alles andere als glücklich über die ganze Sache. Könnte der vielleicht dort angerufen haben? Vielleicht hat der sich gesagt, geschieht denen recht, wenn ich ihnen in die Suppe spucke, um mir Gehör zu verschaffen.«
Immer noch die Zeitung fest umklammert, blieb sie stumm.
Alter grinste übers ganze Gesicht. »Gut geraten, oder?«
Sie straffte die Schultern und nickte. »Na schön«, meinte sie. »Bringen wir's hinter uns. Aber bitte hinterher keine Kommentare an die Presse. Ist das zwischen uns klar, Tommy? Sie haben Ihre Zunge bis jetzt so schön im Zaum gehalten, also bleiben wir noch ein Weilchen dabei,

okay?«
Alter verging das Grinsen, und er wurde rot. Er wollte gerade eine wütende Antwort geben, beherrschte sich jedoch. »Zurren wir die Sache fest«, sagte er nach einer Weile.
Hinter ihr erhob der Gerichtsdiener seine Stimme: »Erheben Sie sich von Ihren Plätzen«, und ohne ein weiteres Wort ging sie zum Tisch der Staatsanwaltschaft. Sie beobachtete, wie der Richter gleich einem Kaiser, der es eilig hat, in den Saal rauschte, ein kleiner, drahtiger Mann mit einer Oberkopfglatze, die an eine Mönchstonsur erinnerte, und einer Lippe, die von einem Gesichtschirurgen zu einem sarkastischen Grinsen fixiert zu sein schien. Nachdem er Platz genommen hatte, spähte er mit einer hochgezogenen Augenbraue zu dem Kameramann hinüber, dann ließ er den Blick über den vollen Sitzungssaal gleiten. Aus dem Staunen wurde ein finsterer Blick. Er winkte seinen Gerichtsdiener heran, flüsterte ihm etwas zu, dann forderte er Alter und Martinez mit einer Geste auf, die jeder richtig deuten konnte, der schon einmal einen schlecht erzogenen Welpen bei einem Häufchen auf den Orientteppich erwischt hatte, zu ihm vorzutreten.
Gehorsam traten sie zur Richterbank.
»Also«, sagte seine Durchlaucht. »Ich habe heute einen vollen Terminkalender, und ich möchte alles möglichst schnell abarbeiten, weil ich heute Nachmittag einen Prozess zu führen habe. Sie beide sind heute die Hauptattraktion. Kümmern wir uns also erst einmal um Ihren Mr.Jefferson. Es geht hier um einen Vergleich, richtig?«
Martinez nickte. »Ja, Euer Ehren. Eine Absprache, die von der Kooperation des Angeklagten mit den Ermittlern abhängig gemacht wird. Es sollte eigentlich zu einem stillen Einvernehmen kommen …«
»Ich verstehe, Miss Martinez. Sie würden es vorziehen, wenn nicht allzu viele Einzelheiten Ihrer Ermittlungen in den gierig gezückten Notizbüchern der lokalen Verfechter des Ersten Zusatzartikels landen würden. Richtig?«
»Richtig.«
»Na schön. Dann schlage ich vor, dass wir, falls Sie damit einverstanden sind, Mr.Alter, die Absprache auf das beschränken, was ins Protokoll gehört. Ich halte meine übliche Standpauke: ›Wenn Sie nicht kooperieren, schicke ich Sie nach Railford oder in die Hölle‹, und

danach kann ich meine Arbeit machen, und Sie können den ganzen Zirkus hier mit in die Halle nehmen und außer Reichweite meiner empfindlichen Ohren die Presse belügen oder irreführen.«
»Einverstanden, Euer Ehren«, stimmte Alter zu.
»Ich werde meinen Spruch verschieben, bis ich von Ihnen beiden schriftliche Vermerke habe, in denen Sie im Einzelnen darlegen, wie die Kooperation von Mr.Jefferson aussehen soll. Das ist das Schwert, das Sie ihm über den Nacken halten, Miss Martinez. Im Gegenzug bekommt Mr.Jefferson, wenn ich das richtig sehe, Mr.Alter, für seine Kooperation eine zu leistende Barkaution und dann einen von diesen netten Freibriefen von der Haft.«
»Darauf läuft die Verständigung hinaus.«
Der Richter stieß einen Luftschwall aus. »Ich kann nur hoffen, er ist es wert, Miss Martinez.«
Der Richter wippte gegen die hohe Rückenlehne seines lederbezogenen Throns, während der Diener verkündete: »Der Staat gegen Leroy Jefferson.«
Espy Martinez drehte sich um und ging zu ihrem Platz am Tisch des Staatsanwalts, als sie sah, wie durch eine Seitentür Jefferson von einem Gefängniswärter in den Saal gerollt wurde. Jefferson sah sie mit einem Stirnrunzeln an, dann grüßte er Tommy Alter mit einem Händedruck.
»Wir sind hier, um eine Absprache zu verhandeln?«, fragte der Richter laut.
»Ja, Euer Ehren«, antwortete Espy Martinez. »Da Mr.Jefferson sich einverstanden erklärt hat, bei diversen Fällen mit uns zusammenzuarbeiten und da unser Büro inzwischen über Informationen verfügt, die seine Unschuld in dem ihm ursprünglich zur Last gelegten Mordfall nahe legen, wurde eine Absprache vorbereitet.«
»Sehen Sie das genauso, Mr.Alter?«
»Ja, Euer Ehren.«
»Also gut, Miss Martinez. Verlesen Sie die Anklagepunkte.«
Sie brachte diesen Teil so schnell wie möglich hinter sich und ratterte Begriffe wie tätlicher Angriff, Raub, tätlicher Widerstand gegen die Staatsgewalt sowie ein paar geringfügige Vergehen herunter, die dazu dienten, die Liste ein wenig zu verlängern, ohne am Ergebnis der Vereinbarung zu rütteln. Er sollte so oft *schuldig* sagen müssen, dass der

Deal darüber in den Hintergrund trat. Sie sah zu, wie die Finger der Gerichtsschreiberin über ihre Stenografiemaschine flogen. Als sie fertig war, wandte sich der Richter an Leroy Jefferson. Alter schob den Rollstuhl in die Mitte vor die Richterbank.
»Also, Mr.Jefferson. Fürs Protokoll. Nennen Sie uns bitte Ihren Namen und Ihre Anschrift.«
»Leroy Jefferson. Dreizehn, King Apartments.«
»Wie lange wohnen Sie schon dort?«
»Seit ein paar Jahren.«
»Mr.Jefferson, stehen Sie gegenwärtig unter dem Einfluss irgendwelcher Narkotika?«
»Abgesehen von dem Zeug, das sie mir gegen die Schmerzen in meinem Bein geben, nicht.«
»Über welche Schulbildung verfügen Sie?«
»Ich war an der Highschool.«
»Wie weit haben Sie es gebracht?«
»Ich hab meinen Abschluss.«
»Tatsächlich? Leiden Sie an irgendeiner geistigen Beeinträchtigung oder Krankheit, die Sie daran hindern könnte, die Übereinkunft zu verstehen, die Ihr Strafverteidiger mit der Staatsanwaltschaft getroffen hat?«
»Was?«
»Sind Sie krank, Mr.Jefferson? Sind Sie verrückt? Oder verstehen Sie die Absprache?«
»Das ist nicht meine erste Absprache, Euer Ehren. Ich verstehe, worum es dabei geht.«
»Gut. Dann verstehen Sie also, dass ich sie aufheben und Sie für hundert Jahre ins Gefängnis stecken kann, wenn Sie Ihren Teil der Vereinbarung nicht erfüllen? Sie sollten nicht im Geringsten daran zweifeln, dass ich gegebenenfalls genau das tun werde.«
»Ich werde ihnen helfen, so gut ich kann.«
»Gut. Aber Sie verstehen auch, dass Sie nur dann in den Genuss der Vereinbarung kommen, wenn Sie die Staatsanwaltschaft zu ihrer vollen Zufriedenheit unterstützen.«
»Sie werden zufrieden sein, das verspreche ich.«
»Gut. Und jetzt bekennen Sie sich im Sinne der Anklage für schuldig, Mr.Jefferson, weil Sie schuldig sind, nicht wahr?«

»Ja. Außer dem, weswegen sie mich verhaftet haben, das war ich nicht. Mit dem Mord hatte ich nichts zu tun …«
»Ich verstehe.«
»Ich sollte die dafür anklagen, dass sie mich angeschossen haben.«
»Sprechen Sie darüber mit Ihrem Anwalt, Mr.Jefferson, aber ich persönlich glaube, dass Sie von Glück reden können, heute hier zu stehen.«
»Ich steh aber nicht, Euer Ehren.«
Der Richter musste darüber schmunzeln, dass er bei einem unfreiwilligen Sarkasmus ertappt worden war. »Wohl wahr. Nun, Mr.Jefferson, wenn die Beisitzerin die Anklagepunkte verliest, sagen Sie jeweils das Wort schuldig. Mrs.Martinez, ich nehme an, Sie haben Ihre Pläne mit Mr.Jefferson?«
»Ja, Euer Ehren.«
»Nun, Sie können ihn, wann immer Sie wollen, vom Gefängnis abholen. Frau Beisitzerin, bitte beginnen Sie mit der Verlesung. Und Sie, Mr.Jefferson, nur noch eins …«
»Was denn, Euer Ehren?«
»Sorgen Sie dafür, dass ich Sie nie wiedersehe. Vermasseln Sie es nicht. Sie bekommen eine Chance, also nutzen Sie die auch. Denn die Alternative ist eine sehr lange Zeit an einem sehr unangenehmen Ort, und da schicke ich Sie hin, bevor Sie auch nur dazu gekommen sind, meinen Namen zu verfluchen. Haben wir uns da verstanden, Mr.Jefferson?«
Er nickte.
»Gut. Dann will ich jetzt ein paar ›schuldig‹ hören.«
Die Beisitzerin begann mit dem Verlesen der Anklagepunkte, und Leroy Jefferson fing mit seinen Schuldbekenntnissen an. Espy Martinez spähte über die Schulter in den vollen Saal. Sie entdeckte die drei alten Menschen und stellte fest, dass sie von einem Dutzend anderer Senioren umgeben waren, die alle auf sie oder auf Leroy Jefferson starrten und jedes Wort verfolgten. Sie ließ den Blick über die Zuschauerränge bis zur Rückseite des Saals schweifen und stellte fest, dass nicht nur jeder Stuhl besetzt war, sondern dass die Menschen, darunter auch andere Angeklagte, Zeugen, Polizisten und Verteidiger, die darauf warteten, dass dieser Fall zu seinem Ende kam und sie mit ihren eigenen beginnen

konnten, jeden Stehplatz an den Wänden nutzten. Das Rechtssystem schien einem Ozean zu gleichen; ihre persönliche kleine Welle hatte ihren Höhepunkt erreicht und verebbte im Sand, um sich wieder ins Meer zurückzuziehen, während die nächste Woge ihren Ansturm gegen das Ufer begann. Sie hörte das letzte »Schuldig«, drehte sich wieder um und sah, wie Jefferson aus dem Sitzungssaal geschoben wurde. Unter dem wachsamen Auge der Kamera sammelte sie ihre Papiere ein, stopfte sie in ihre Aktentasche und strebte dem Ausgang zu, während sie das eigenartige Gefühl überkam, als folgten ihr noch andere Augen auf ihrem Weg. Sie ignorierte die Empfindung.

Walter Robinson und Espy Martinez saßen auf den Vordersitzen seines Dienstfahrzeugs, Leroy Jefferson und Tommy Alter im Fond. Die Mittagssonne heizte das Wageninnere auf und glitzerte auf der weißen Motorhaube. Die Klimaanlage gab sich redliche Mühe, die Temperaturen erträglicher zu machen. Zu beiden Seiten blickten sie über die Weite der Bucht. Robinson warf einen Blick in den Rückspiegel und beobachtete, wie Jefferson sich hin und her wand, da er nur wenig Platz hatte, sein immer noch bandagiertes Bein auszustrecken. Sein Rollstuhl war im Kofferraum verstaut.
Robinson wusste, dass es auf der rechten Fahrspur des Julia Tuttle Causeway ein großes Schlagloch gab, und so steuerte er geradewegs darauf los. Die ausgeleierten Stoßdämpfer des Wagens richteten wenig aus, um die Erschütterung abzufedern, als er mit dem rechten Reifen in die Vertiefung sackte. Leroy Jefferson verzog das Gesicht.
»Hey, Leroy«, meinte Robinson beschwingt. »Welche Busnummer fährt über den Causeway nach Liberty City?«
»Der G-75«, antwortete Jefferson.
»Das stimmt. Mit dem bist du in der Nacht gefahren, nicht wahr? Nachdem du zugesehen hast, wie Sophie Millstein erwürgt wurde, richtig, Leroy? Bist bis nach Liberty City reingefahren. Mit all der heißen Ware. Was hast du da eigentlich gedacht, Leroy? Welche Gedanken hast du dir über die Dinge gemacht, die du gerade gesehen hattest, Leroy?«
»Antworten Sie nicht darauf«, riet Tommy Alter schnell.
»Er muss antworten. Das ist der Deal.«

Alter zögerte. »Okay«, gab er widerstrebend nach. »Machen Sie weiter.«
»Hab gar nix gedacht«, antwortete Jefferson.
»Das reicht nicht ganz, Herr Anwalt. Sie sollten Ihren Mandanten dahingehend beraten, dass er sich auskunftsfreudiger zeigt, er muss uns alles haarklein erzählen, anschaulich und nachvollziehbar. Er muss zum Dichter werden, zum Wortschmied, wenn es darum geht, Sophie Millsteins Mord zu beschreiben und alles andere, was er in der Nacht gesehen hat. Sagen Sie ihm das, Tommy. Hab keine Lust, gleich wieder umzudrehen und am Richterzimmer anzuklopfen.«
»Er wird es Ihnen erzählen, wenn wir da sind.«
Espy Martinez sagte nichts, beobachtete aber Walter Robinsons Gesicht. Der Detective nickte.
»Na schön, ein paar Minuten kann ich warten. Wie fühlt man sich denn so, hm? Wieder auf freiem Fuß, Leroy? Pläne für heute Abend? Vielleicht eine kleine Party zur Feier des Tages? Kommen ein paar Freunde rüber?«
»Hab keine Freunde, und es gibt keine Party.«
»Ach, komm schon, Mann. Wer ist schon so gewieft, dass er einen Polizisten verwundet und den Kopf aus der Schlinge zieht? Sie werden ein bedeutender Mann in Ihrem Block sein. Die Leute sehen zu Ihnen auf. Bestimmt steigt da was heute Abend.«
Auf Robinsons Zynismus reagierte Jefferson nur mit einem Achselzucken.
»Komm schon, Leroy. Nicht mal ’ne kleine Sause? Könntest ja deine Freunde von der Helping Hand einladen?«
»Hab Ihnen schon mal gesagt, dass die nicht meine Freunde sind.«
»Na ja, wie wär’s dann mit ’ner Feier im engsten Familienkreis: Ein Mann wie du ist sich selbst die beste Gesellschaft, was denkst du, nur ihr beide?«
»Wie meinen Sie das?«
»Ich meine, du hast natürlich ein bisschen Stoff gebunkert. Du hast ihn so gut versteckt, dass wir ihn nicht finden konnten, als wir deine Bude auf den Kopf gestellt haben. Vielleicht unter einer falschen Bodendiele oder hinter einem Mauerstein. Das Zeug ist da irgendwo in deiner Wohnung, stimmt’s, Leroy? Es wartet nur auf dich. Nett und freundlich und geduldig, wie ein richtig guter, treuer Freund. Ich meine, wer

braucht schon andere Leute, wenn er eine Pfeife hat? Deshalb warst du so darauf erpicht, rauszukommen, nicht wahr? Du wirst dir eine Pfeife anzünden, damit du wieder high bist. Die wird auch mit den Schmerzen fertig, im Ernst.«
»Sie sind verrückt.«
»Mag sein, mag sein. Behalte das im Hinterkopf, Leroy. Vielleicht bin ich ein bisschen verrückt.«
Walter Robinson riss ohne Vorwarnung das Lenkrad nach rechts und brachte den Wagen auf dem unebenen Seitenstreifen neben dem Highway zum Halten. Alle vier Insassen schrien auf, als das Fahrzeug ins Schleudern kam und sie wild herumgeworfen wurden, während sie in einer Staubwolke zum Stehen kamen. Ebenso schnell gab Robinson auf dem Schotter wieder Gas, so dass sie einen Satz nach vorne machten und die durchdrehenden Räder eine Fontäne aus Steinchen und Dreck hinter sich aufwarfen. Martinez legte eine Hand an den Mund und hielt sich mit der anderen fest, als Robinson sich zwischen zwei Autos wieder auf die Straße schlängelte. Hinter ihnen drückte ein Fahrer verärgert und erschrocken auf die Hupe.
»Kommen Sie, Walter, was wollen Sie uns beweisen?«, stellte ihn Alter zur Rede. »Fahren Sie einfach nur.«
Robinson antwortete nicht. Leroy Jefferson hatte etwas an sich, dass ihn in Rage brachte. Vielleicht war es nur der Gedanke, dass der Verdächtige billig davonkam, vielleicht war es auch dieses selbstzufriedene, frustrierende Grinsen, mit dem der Mann ihn ansah. Robinson kam ein ungeheuerlicher Gedanke: Ich weiß, woher dieses Grinsen kommt. Es war höchst einfach: Jefferson war im Prinzip bereit, einen Mord wie den an Sophie Millstein zu begehen. Alle diese Einbrüche, bei denen kein Zweifel bestand, dass er es gewesen war, auch wenn sie es ihm nicht beweisen konnten. Er war in der Spirale der Gewalt für die nächste Drehung bereit. Für den Sprung vom Raub zu bewaffnetem Raubüberfall und schließlich zum Mord. Er hätte sie, ohne mit der Wimper zu zucken, erledigen können. Aber er hatte es nicht tun müssen, weil jemand anders ihm die Drecksarbeit bereits abgenommen hatte. Das Ganze erschien Robinson wie eine gigantische Ironie des Schicksals. Das Komischste, was er je gehört hatte. Walter Robinson atmete langsam aus, biss die Zähne zusammen, riss das Lenkrad herum und steuerte den Wagen mit

heulendem Motor in die Ausfahrt, um in rasendem Tempo zum Polizeipräsidium Miami Beach zu fahren.

Sie saßen in einem der allgegenwärtigen Verhörzimmer und gingen die Dinge langsam an, erörterten jede Einzelheit und sezierten jeden Moment der Nacht, in der Sophie Millstein ums Leben gekommen war. Walter Robinson verfolgte dabei eine einfache Strategie. Es lag ihm daran, dass Jefferson sich anstrengen musste, um sich an alles zu erinnern; er wollte den Mann zugleich entspannen und erschöpfen. Obwohl Tommy Alter dabei war und über die Aussagen seines Mandanten wachte, hoffte Robinson, mit der einen oder anderen Frage ihm eine Auskunft entlocken zu können, die Leroy Jefferson mit all den ungelösten Einbrüchen vor dem Mord an Sophie Millstein in Verbindung brachte. Oder zumindest etwas, das er später zu einem Beweis und somit zu einer neuen Anklageerhebung ausbauen konnte. Es war ein verlockender Gedanke, eines schönen Tages wieder vor Jeffersons Wohnungstür zu erscheinen und mit einem brandneuen Haftbefehl wegen Straftaten zu wedeln, die nicht Teil der Absprache gewesen waren. Aus diesem Grund verlegte sich Robinson auf einen ermüdenden, pingeligen Stil, der bewusst darauf zielte, jeden im Raum zu langweilen. Er fragte nach dem Wetter und nach den Fahrten mit dem Bus. Er ließ Jefferson die Kleidung beschreiben, die er getragen hatte, forderte Auskunft darüber, wo er seine Turnschuhe gekauft hatte und wieso diese spezielle Marke, wie er zu dem Spitznamen Hightops gekommen sei, wie er zum ersten Mal mit Crack Bekanntschaft gemacht habe und vieles mehr, was nur ganz am Rande mit dem zu tun hatte, worum es eigentlich ging.
Auf diese Weise zog er das Ganze mehrere Stunden in die Länge, so dass der Phantomzeichner ewig in einer Ecke saß und darauf wartete, endlich zum Zuge zu kommen. Der Mann war ein alter Hase und wusste, was lief. Deshalb hielt er den Mund. Während Stunde um Stunde verging und der Tag sich allmählich dem Ende zuneigte, was nur an der Wanduhr abzulesen war, warf Tommy Alter hier und da eine ärgerliche Bemerkung ein. Irgendwann stand der Pflichtverteidiger auf, erklärte, er wollte sich eine Tasse Kaffee sowie eine Zeitung zum Lesen holen, und fragte, ob sonst noch jemand etwas brauche.

»Ich brauch was zu essen«, sagte Jefferson.
Walter Robinson zog seine Brieftasche heraus und schlug vor: »Tommy, was halten Sie davon, in dem Laden auf der anderen Straßenseite Ihrem Mandanten ein Sandwich und eine Limo zu holen? Oder vielleicht am besten für jeden hier ein Sandwich. Miss Martinez, vielleicht gehen Sie am besten mit und helfen ihm.«
Espy Martinez wollte protestieren, doch dann begriff sie, dass er vermutlich etwas damit bezweckte, wenn sie zusammen mit Alter für eine Weile verschwand; wahrscheinlich wollte er, dass sie seine Rückkehr möglichst lange verzögerte, und so nickte sie.
»Sie bleiben beim selben Thema?«, fragte Alter.
»Natürlich. Geh nur alles langsam hintereinander durch.«
»Okay. Wir sind in ein paar Minuten zurück. Leroy, beantworten Sie keine Fragen, die Ihnen komisch vorkommen.«
»Geht klar.«
Alter verließ mit Espy Martinez im Schlepptau den Raum. Nach kurzem Schweigen kam Walter Robinson auf die zentraleren Fragen zu sprechen.
»Sagen Sie, Leroy, sind Sie immer mit dem Bus zu Ihren Einbrüchen gefahren?«
Jefferson saß ein wenig zerstreut zusammengesackt auf seinem Stuhl und spielte – ziemlich lässig und eine Spur gelangweilt – mit einem Päckchen Zigaretten. Er zuckte mit den Achseln. »Hab keinen Wagen.«
»Jedes Mal derselbe Bus?«
»Der hat mich noch immer ans Ziel gebracht.«
»Hatten Sie keine Angst, dass ein Busfahrer Sie wiedererkennen könnte?«
»Nee. Die wechseln doch andauernd. Und ich war an verschiedenen Wochentagen unterwegs. Außerdem hab ich immer drauf geachtet, mit der Nachtschicht hinzufahren und erst zurückzukommen, wenn die Frühschicht dran war.«
»Das war clever.«
»Ich bin nicht so blöd wie manche Junkies.«
»Wieso immer wieder dasselbe Viertel?«
»Alte Leute. Alte Häuser. Alte Schlösser. Da hat keiner ’ne Knarre, gibt’s keine Überraschungen. Hatte selber nie eine dabei.«
Walter Robinson nickte. »Sicher, kann ich nachvollziehen. Dann sagen

Sie mir mal, wie Sie auf Sophies Wohnung gekommen sind.«
»Mann, das war nicht schwer. War mir bei ’ner anderen Tour aufgefallen. Da war diese schmale Gasse hinterm Haus. Nicht viel Licht. Diese Terrassentüren. Brauchte man nur mal kräftig aus den Schienen zu heben, und das Schloss konntste vergessen. Schon war man drin.«
»Dann erzählen Sie mal von dieser Nacht.«
»War nicht sonderlich spät, wissen Sie, vielleicht so um Mitternacht. Ich war da hinten und hab mich zwischen den Mülltonnen versteckt. War schön ruhig. Kein Licht an, außer oben, und da lief die Glotze richtig laut, so dass die von mir nix hören würden.«
»Wussten Sie, dass sie zu Hause war?«
Jefferson schüttelte den Kopf. »War ja kein Licht an, nichts zu hören oder so. Ich war mir sicher, dass keiner da war.«
Wieder nickte Robinson. Klar doch, dachte er innerlich. Wer’s glaubt! Aber er sagte nichts. Er registrierte nur die Lüge und machte weiter.
»Sie waren also da draußen an der Rückseite. Wie lange?«
»Vielleicht ’ne halbe Stunde. Vielleicht auch ein bisschen länger. Ich hab mir Zeit gelassen. Wissen Sie, ’ne Menge Typen haben es mächtig eilig. Ich bin vorsichtiger. Wollte mich nicht erwischen lassen.«
»Und was ist dann passiert?«
»Mann, der Typ hat mir ’ne scheiß Angst eingejagt. Ich war gerade so weit, da rüberzuschleichen und mein Ding durchzuziehen, da seh ich, wie sich links von mir was bewegt. Ich hab mich nicht vom Fleck gerührt, war wie erstarrt. Ich war ja sowieso schon in der Hocke, auf Nummer sicher. Er muss da vielleicht drei Meter weiter schon ’ne Weile gestanden haben, wie lange, kann ich nich sagen, also, der Kerl war so leise, hab ihn nich mal atmen gehört. Ich dachte, der hat mich mit Sicherheit gesehen, aber vielleicht doch nicht, er hat nämlich immer nur auf die Wohnung gestarrt und natürlich nicht damit gerechnet, dass da noch jemand ist, der dasselbe macht. Da, wo ich stand, das war wie ein kleines schwarzes Loch, echt stockdunkel, und ich war gut versteckt.«
»Dann haben Sie ihn nicht kommen gesehen?«
»Nein, Mann. Der Kerl hat sich wie ein Gespenst bewegt, so verdammt leise. Keine Ahnung, wie lange er da rumgehangen hat, vielleicht’n paar Minuten, vielleicht auch ’ne Stunde, aber mindestens so lange wie ich.«
»Beschreiben Sie mir, was Sie gesehen haben.«

»Der Alte ist in null Komma nix über die Terrasse vor der Wohnung der alten Lady. Der Kerl hatte’s drauf, sag ich Ihnen. Kein Muckser. Der macht das nicht zum ersten Mal, das sah ’n Blinder mit’m Krückstock, Mann, der hatte diese Schiebetür so schnell auf, als wär’ sie nicht mal abgeschlossen gewesen. Gab ein ganz kurzes Geräusch, als er das Schloss geknackt hat, dann war er drinnen.«
»Was haben Sie gemacht?«
»Na ja, zuerst dachte ich, zieh lieber Leine und versuch’s woanders, weil ich mir denken konnte, dass der alte Knabe die Wohnung leer räumt. Der war Profi und hätte bestimmt nix für mich übrig gelassen. Aber ich war auch neugierig, verstehn Sie? Wollte irgendwie auch sehen, was er macht.«
»Klar, leuchtet ein.«
»Ich meine, war fast irgendwie, als könnte ich was lernen.« Leroy Jefferson lachte kurz auf. »Mann, hab ich dann ja auch.«
»Was haben Sie also gemacht?«
»Hab mich da durch den Garten geschlichen, bis zur Tür. Konnte absolut nix sehen, also bin ich ganz leise rein. In die Küche.«
»Weil Sie was lernen wollten?«
»Ja.«
Im Stillen dachte Robinson: Und nicht etwa, weil du dachtest, du könntest den alten Mann vielleicht um die Ecke bringen, nachdem er dir die Arbeit abgenommen hatte. Du hattest vor, ihn alle zu machen. Kannst froh sein, dass du es nicht versucht hast, denn du wärst so schnell selbst tot gewesen, du hättest nicht mal mehr gemerkt, dass er dich erwischt hat. Doch er forderte ihn nur auf: »Erzählen Sie weiter. Was war dann?«
»Ich hab sie gehört. Das Geräusch kam aus dem Schlafzimmer. War nicht viel, aber, Mann, ich wusste, was Sache ist. Der Alte brachte sie um. Klang nicht wie ein Kampf, nicht mal ein richtiges Handgemenge. Ging unheimlich schnell, der Kerl schien immer noch genau zu wissen, was er machte. Sie hat so was wie ’nen Schrei ausgestoßen, aber nicht mal laut, und das war’s dann. Ich hab auch ’ne Katze gehört, so ’n Miauen, das hab ich auch gehört. Ich schleich mich also in die Ecke und versuch, immer in Deckung zu bleiben, ja? Ich denke, Shit, Mann, der murkst die alte Lady ab, bloß raus hier, aber bevor ich mich rühren kann, sehe ich den Kerl wieder. Vielleicht einen Meter von mir entfernt, Mann,

war der schnell, aber genauso leise wie davor, und schon ist er zur Tür raus, ab und davon.«
»Und was haben Sie gemacht?«
»Na ja, ich hab sofort meinen Kopf zur Tür reingesteckt und gesehen, wie die alte Lady da in ihrem zerknüllten Bettzeug liegt. War nicht viel Licht da drinnen, nur das von der Straße, wissen Sie, durchs Fenster, aber genug, um das Schmuckkästchen zu sehen, also hab ich mir ein paar Sachen geschnappt.«
»Sie hatten es eilig?«
»Klar, Mann, du liebe Zeit, wollte nur da raus. Aber, na ja, dank diesem alten Wichser hatte ich leichte Beute, und immerhin war ich ja deswegen da, also, was soll ich sagen, ich wollte die Gelegenheit nutzen. Muss allerdings zu viel Lärm mit den Schubladen gemacht haben und so, denn in dem Moment hab ich oben Türen gehört und dann Schritte, und dann klopft jemand an die Tür. Dachte mir, besser nichts wie weg, also hab ich mir ein paar Sachen gekrallt, ziemlich wahllos, wissen Sie, einfach so viel, wie in diesen Kissenbezug passte, und bin raus. Hätte besser nicht so verdammt gierig sein sollen, was? Wär ich gleich abgehauen, als es klopfte, hätte mich keiner gesehen. Aber, wenn man ein bisschen Knete machen will, denkt man manchmal nich gradeaus.«
»Die Halskette?«
»Ach so, ja. Die hab ich beim Rausgehen entdeckt. Hab diese Diamanten gesehen. Mann, die haben selbst im Dunkeln gefunkelt. Dachte mir, da krieg ich was für, also hab ich es ihr schnell vom Hals gerissen.«
Walter Robinson notierte im Kopf: Kratzer postmortem aufgeklärt.
»Und was war dann?«
»Der verfluchte alte Knacker von der Wohnung drüber sieht mich türmen. Bekommt mein Gesicht gut zu sehen. Schreit: ›Polizei!‹ Das war’s. Den Rest wissen Sie selber.«
»Kommen wir noch mal auf den Mann zurück, den Sie dabei beobachtet haben, wie er den Mord verübte …«
»Der Mann war eiskalt. Hab ’ne Gänsehaut gekriegt. Dem möchte ich nicht noch mal begegnen. Geht da rein, erdrosselt eine alte Frau, einfach nur so, wie’s aussieht. Lässt nicht mal was mitgehen. Der Mann war echt eiskalt.«
Walter Robinson schwieg. Jefferson hatte angefangen, unruhig auf

seinem Stuhl umherzurutschen. Er saß jetzt gerade, hatte die Arme vor sich auf den Tisch gelegt, und in seinem Ton lag eine nervöse, knisternde Spannung, als er den Mord beschrieb. Jeffersons flapsige, selbstbewusste Masche war verflogen, stattdessen wirkte er verstört und gehetzt.
»Als ich dann später drüber nachdachte, ich meine, nachdem ich von Reggie die Knete hatte, hab ich mir ein bisschen Crack reingezogen, und da bin ich bei der Erinnerung glatt ausgeflippt. Ich meine, der Alte war schließlich nur ein Killer, weiter nichts.«
Walter Robinson registrierte, dass in der psychopathischen Welt, in der Leroy Jefferson zu Hause war, ein Mord ohne einen offensichtlichen Profit etwas Beunruhigendes hatte. Vermutlich gab es Dutzende von Morden, an die Leroy Jefferson keinen Gedanken verschwenden würde. Doch dieser machte ihm Angst.
»Dem Typen möchte ich nicht nachts im Dunkeln begegnen«, scherzte Jefferson und lehnte sich zurück. »Sollten Sie sich auch dran halten, Detective. Der Mann war steinhart. Eiskalter Killer.«
»Haben Sie ihn irgendwas sagen hören?«
»Nein. Spielte sich alles lautlos ab. Cool. Aalglatt.«
»Na schön. Aber Sie würden ihn wiedererkennen?«
»Klar. Hab ihn schließlich von nahem gesehen, was sag ich, um einiges besser, als der alte Knacker mich, als ich weggerannt bin. Dabei hat der Kerl sich nicht mal besonders schnell bewegt. Mehr mit Bedacht, genau überlegt. Hat sich die Zeit genommen, alles richtig zu machen. Deshalb hab ich ihn gut gesehen. Erst draußen und dann in der Wohnung, als er direkt an mir vorbeikam – gut, dass er mich nicht entdeckt hat. Denke mal, er hat nicht damit gerechnet, dass ihm ein Schwarzer auf den Fersen hing.«
Walter Robinson nickte wieder. Er hat immer noch einen Schwarzen auf den Fersen, dachte er, und er weiß es nicht. Der Detective winkte den Phantomzeichner heran, der sich wie ein Hund am Kaminfeuer streckte und mit seinem Handköfferchen herüberkam.
»Er gehört jetzt Ihnen«, sagte Robinson.
»Also, Mr. Jefferson«, begann der Techniker. »Wir nehmen uns ausreichend Zeit. Sie stellen sich den Mann, den Sie gesehen haben, einfach so genau wie möglich vor. Ich zeige Ihnen dann eine Reihe verschiedene Gesichtsformen, und bald haben wir ein Bild von dem

Kerl.«
Jefferson machte eine kleine Geste mit der Hand. »Soll mir recht sein.«
Der Zeichner zog ein paar Bögen durchsichtiger Folien hervor. »Fangen wir mit dem Kinn an«, schlug er vor. »Ich zeig Ihnen mehrere Formen, und Sie konzentrieren sich auf das, woran Sie sich erinnern können, und sagen halt, wenn ich das Richtige getroffen habe.«
»Hey, Detective«, meinte Jefferson. »Wollen Sie den Kerl so wie am Anfang mich auf den Stuhl bringen, wenn Sie ihn haben?«
»Auf jeden Fall.«
Leroy Jefferson nickte und zog das Kinn hoch, während er angestrengt nachdachte. Er betrachtete die Plastikfolien.
»Hätte mir nie träumen lassen, dass ich mal den Cops dabei helfen würde, einen auf den Stuhl zu bringen«, überlegte er. »Aber der Kerl war ein Killer. Mit absoluter Sicherheit.« Er zeigte auf eine der Formen, die vor ihm auf dem Tisch ausgebreitet lagen. »Fangen wir damit an«, sagte er.
Walter Robinson machte es sich auf seinem Stuhl bequem und sah zu, wie die akribische Arbeit, dem Schattenmann ein Gesicht zu geben, ihren Anfang nahm.

Mehrere Stunden später strich Tommy Alter, nachdem er Robinson das Versprechen abgenommen hatte, Jefferson nach Hause zu bringen, und zwar mit einer angenehmen Fahrweise und auf direktem Wege, endgültig die Segel. Der Phantomzeichner war gründlich und ließ sich nicht unter Druck setzen: Er genoss seine Arbeit genauso wie ein Künstler, wenn vor ihm auf der Leinwand seine Vision Gestalt annimmt.
Es war schon spät, als Espy Martinez und Walter Robinson im Flur vor dem Verhörzimmer einen Moment für sich sein konnten.
»Ich bin kaputt«, seufzte sie.
»Wieso gehst du nicht nach Hause?«
Sie lächelte. »Zuhause bedeutet für mich zweierlei: Langeweile oder Frustration. Langeweile, weil ich alleine lebe und nichts mir dort das Gefühl gibt, ich selbst zu sein, und frustrierend, weil, kaum dass ich zur Tür rein bin, das Telefon klingelt und meine Eltern von ihrer Doppelhaushälfte aus anrufen. Meine Mutter wird wissen wollen, was ich so mache und mit wem und was weiß ich noch alles, lauter Fragen,

die ich nicht beantworten mag.« Sie schüttelte den Kopf. »Bin einfach zu müde, um das heute auf die Reihe zu bringen, Walter. Aber mit dir zusammen zu sein, ist ein Abenteuer, es ist anders als alles, was ich bisher getan habe, gegen die Erwartungen, die an mich gerichtet werden. Das gefällt mir. Sehr sogar.«
Sie streckte die Hand aus und berührte nur sacht mit den Fingern die seine. »Ist das verkehrt?«
»Ich weiß nicht«, antwortete er. »Ich kann auch nicht mehr klar denken.«
»Ich hab mich völlig falsch ausgedrückt«, meinte sie. »Tut mir leid. Können wir nicht ein andermal reden, wenn wir nicht so müde sind?«
»Ja«, stimmte er zu. »Das wäre klug.«
»Ich möchte, dass das mit uns was wird«, sagte sie.
»Ich auch.«
Sie schwieg. »Ich möchte heute Abend nicht nach Hause.«
Er nickte. Er war besorgt, doch der Wunsch war stärker als die Zweifel. Das war ihm klar, und er hielt sich für ein wenig schwach, doch dann fand er den Gedanken albern, weil die sicherste Methode, eine Beziehung zum Scheitern zu verurteilen, darin bestand, zu viel darüber nachzudenken, und er wünschte sich, dass zwischen ihm und Espy Martinez noch eine Menge passieren würde. Deshalb griff er in seine Hosentasche und holte seinen Schlüsselbund heraus. Er zog seinen Wohnungsschlüssel vom Ring und reichte ihn ihr.
»Ich muss für unseren guten Leroy den Chauffeur spielen. Geh du schon mal zu mir und warte auf mich, okay?«
»Wäre es dir lieber, wenn ich mitkomme?«
»Nein.« Er lächelte. »Gibt mir Gelegenheit, den Mistkerl ein bisschen zu piesacken, ohne dass ich ein schlechtes Gewissen haben muss, gegen den Geist seiner Abmachung mit dem Bundesstaat Florida zu verstoßen.«
»Okay«, sagte sie, »mach ihn aber nicht so wütend, dass er beschließt, abzuhauen.«
»Der verdrückt sich nirgendwohin, dank der kleinen Kaliber fünfundzwanzig, die du in deiner Handtasche mit dir rumschleppst.«
»Hab ich nach wie vor da drin«, teilte sie ihm mit. Einen Moment zögerte sie. »Und morgen?«
»Morgen fangen wir mit Simon Winters Plan an. Wir schnappen uns das Phantombild und treffen uns mit ihm und den anderen alten Leuten.«

Noch während er das sagte, öffnete sich die Tür zum Verhörzimmer, und der Zeichner kam heraus. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand und betrachtete es mit kritischem Kennerblick. Er sah die erwartungsvollen Gesichter der beiden und sagte: »Bei den Augen war Jefferson nicht sehr hilfreich. Ich glaube, weil er den Mann nie von vorn gesehen hat. Nach allem, was er erzählt, war er meistens im Profil oder ihm zu drei Vierteln zugewandt. Hat dem Kerl aber nie direkt in die Augen gesehen, was vermutlich besser für ihn ist. Davon abgesehen, ist es, glaube ich, ganz gut geworden. Was meinen Sie?«
Walter Robinson nahm die Zeichnung und hielt sie in einigem Abstand vor sich, so dass Espy Martinez sie ebenfalls betrachten konnte. Auf dem Bild war ein großer älterer Mann mit kräftiger Brust abgebildet, dessen muskulöse Statur über sein Alter hinwegtäuschte. Er hatte ein wuchtiges Kinn wie ein Boxer und straffe Haut. Über seinen hohen Wangenknochen fiel die breite Stirn auf, die dem Porträt einen Ausdruck verlieh, als blickte er in die Ferne. Sein Haar war weiß, kurz geschnitten, aber dicht.
»Das ist gut«, lobte Robinson leise.
»Ach, Walter, das brächtest du auch zustande.« Der Zeichner kannte das Hobby des Detective.
»Das ist also der Schattenmann«, stellte Espy Martinez fest.
»Ich glaube, die Augen stimmen nicht«, wiederholte der Zeichner. »Die hab ich einfach nicht hinbekommen.«
Die Augen waren auf dem Porträt stumpf und leer.
»Stimmt«, bestätigte der Detective. »Die hier passen zu jedermann. Nur nicht zu einem Killer.«
Augen wie Rasierklingen, dachte er. Walter Robinson hielt das Bild in den Händen und war gespannt, was wohl der Rabbi und Frieda Kroner sagen würden, wenn sie es sahen.

Der Gebäudekomplex der King Apartments sah genauso aus wie in der Nacht, als Walter Robinson dort eingetroffen war, um Leroy Jefferson zu verhaften. Er fuhr an den Bürgersteig und hörte das Knirschen von zerbrochenem Glas. In einiger Entfernung waren die üblichen nächtlichen Hintergrundgeräusche zu hören, dazu die tiefe, röhrende Sirene eines Löschzugs, der durch die nächtliche Innenstadt brauste.

»Trautes Heim«, sagte Robinson.
Jefferson nickte. »Eher traurig, oder?«
»Wenn Sie’s sagen.«
»Vielleicht besorg ich mir ’ne andere Bude. Die da hat mir ’ne Menge Unglück gebracht.«
»Was für Unglück, Leroy?«
»Ist schließlich Pech, wenn man verhaftet wird«, antwortete er grinsend. »Selbst wenn man den Kopf noch mal aus der Schlinge ziehen kann.«
Robinson stieg aus, holte den Rollstuhl aus dem Kofferraum und öffnete die hintere Tür, damit sich Jefferson heraushieven und auf den Stuhl manövrieren konnte. Das tat der Mann mit einem Geschick, das auf weniger Schmerzen schließen ließ. Entweder das, oder er freute sich auf das, was ihn zu Hause erwartete.
»Soll ich Ihnen raufhelfen?«, erkundigte sich Robinson.
Jefferson schüttelte immer noch grinsend den Kopf. »Bin nicht allzu scharf darauf, meinen Nachbarn zu stecken, dass mir die Polizei hilft. Die können nicht unbedingt was Gutes darin sehen, wissen Sie.«
»Gehört nicht zwingend zu ihrer Vorstellung von Bürgerpflicht, wie?«
»Können Sie laut sagen.«
»Wie wollen Sie die Treppe raufkommen?«
»Vielleicht hat ja jemand den Fahrstuhl repariert. Wenn nicht, finde ich eine Lösung. Soll jedenfalls nicht Ihr Problem sein.«
Jefferson stieß die Räder an und rollte ein paar Meter auf dem Bürgersteig. Dann drehte er den Stuhl noch einmal um und sah den Detective an.
»Ich hab gemacht, was Sie von mir wollten, stimmt’s?«
»Ja. So weit, so gut.«
»Ich hab Ihnen gesagt, ich halte mich an die Verabredung.«
»Dann bleiben Sie einfach dabei.«
»Sie haben nicht genug Vertrauen in die menschliche Natur, Detective.«
Jefferson lachte. »Sie können es nicht mal zugeben, wenn Ihnen jemand hilft. Ohne mich hätten Sie gegen den alten Mistkerl nix in der Hand.«
»Zeigen Sie sich einfach weiter kooperativ, Leroy. Ziehen Sie nicht um, Gehen Sie nicht weg. Und bringen Sie sich nicht wieder in Schwierigkeiten. Klar?«
»Sicher.«

Jefferson lachte, so dass es die Straße entlanghallte. Er rollte den Stuhl ein Stück zurück, dann fügte er hinzu: »Wissen Sie was? So weit sind Sie von alledem hier nicht entfernt, Detective. Sie haben diesen Anzug an und Sie benehmen sich auch so, aber in Wahrheit könnten Sie hier und ich da sein.«
Walter Robinson schüttelte den Kopf. »Nee, da liegen Sie falsch.« Dabei wusste er nicht, ob es die Wahrheit oder Wunschdenken war. Dafür wusste er sehr wohl, dass Espy Martinez auf ihn wartete, und in diesem Moment wünschte er sich mehr als irgendetwas sonst, den King Apartments den Rücken zu kehren, aus Liberty City herauszukommen und in die andere Welt zu wechseln, in der er lebte.
Leroy Jefferson lachte wieder und machte sich innerlich über den Detective lustig. Ein Hochgefühl durchrieselte seinen ganzen Körper; er schätzte die Distanz zwischen ihm und dem Detective ab und dachte zum ersten Mal mit einem Gefühl von Triumph, dass es ihm gelungen war, das System zu besiegen.
»Es fühlt sich richtig gut an, frei zu sein«, sagte er. »Man sieht sich.« Damit wendete er den Rollstuhl erneut und fuhr beschwingt auf das Mietshaus zu. Er sah sich nicht noch einmal zu Robinson um, der sich zähneknirschend in die Situation fügte, in seinen Wagen stieg, unsanft den Gang einlegte und mit Vollgas in die kaffeeschwarze Nacht fuhr.

Zu seiner Überraschung funktionierte der Fahrstuhl.
Leroy Jefferson hielt es für ein gutes Zeichen, als sich die matten Stahltüren ruckelnd schlossen. Es trat eine kurze Pause ein, dann setzte sich der Lift mit einem mahlenden Geräusch in Bewegung. Als er den zweiten Stock erreichte, wurde das Licht im Innern für einen Moment schwächer und die Türen schienen sich nicht öffnen zu wollen, irgendwann allerdings taten sie es doch, und er rollte sich mit der Feststellung in den Flur, dass alles in seiner Umgebung so reibungslos funktionierte wie immer.
Er manövrierte sich den Flur entlang zu seiner Wohnung und kam von der Anstrengung ins Keuchen. Er merkte, wie ihm der Schweiß unter den Achseln klebte und von der Stirn über die Wangen lief, um schließlich vom Kinn auf seine Brust zu tropfen. Es war ein irritierender Schweiß, von harter Arbeit und sommerlicher Hitze und nicht von der sportlichen

Betätigung eines Athleten. Er biss die Zähne zusammen und dachte: Ich werde nie wieder ausreichend schnell übers Spielfeld rennen, und innerlich verfluchte er Espy Martinez und ihren unglückseligen Schuss, der ihm diese Schmerzen und diese Hilflosigkeit beschert hatte. Er schlug mit den Händen auf den Rollstuhl und rief sich ins Gedächtnis, dass er ihn nach Schätzung der Ärzte in etwa einem Monat nicht mehr brauchen würde. Er konnte es kaum erwarten, denn bis er wieder mobil war, sah er wenig Chancen, an Geld zu kommen.
Eine Weile käme er klar. Er grinste in sich hinein. Der scheiß Detective hatte recht. Er hatte tatsächlich ein bisschen was gebunkert: Ein Bündel Scheinchen war hinter einer losen Fliese im Bad versteckt, zweihundert Dollar, und noch mal im selben Wert Crack in einem Plastikbeutel; beides hatte er zwischen zwei Rohren so tief nach unten geschoben, dass man es, selbst wenn man die lose Kachel entdeckte, nicht sehen konnte. Man musste wissen, wonach man suchte, und mit dem Arm weit nach unten greifen. Vielleicht gönne ich mir noch einmal den Geschmack und verkaufe dann den Rest. Sobald ich wieder auf den Beinen bin, auch wenn ich noch humple, wird alles gut. Das wird schon wieder. Es ist noch immer gutgegangen.
Er hob die Hand und wischte sich den Schweiß von der Stirn, während er an seinen Notvorrat dachte.
Nur einmal wieder den Geschmack im Mund, wiederholte er innerlich.
Vor seiner Wohnungstür stoppte er. Die letzten Fetzen vom gelben Absperrband der Polizei hingen im zersplitterten Rahmen der Tür. Die Tür selbst war ausgetauscht worden, aber nicht fachgerecht. Er streckte die Hand aus und drückte dagegen. Sie schwang auf.
»Die gottverdammten Junkies haben wahrscheinlich alles gestohlen«, fluchte er laut.
Er drehte sich auf dem Sitz seines Rollstuhls zur Seite und brüllte über die Schulter: »Ihr Mistkerle! Keinen Respekt vor dem Eigentum anderer Leute!«
Es war niemand draußen, der seinen Vorwurf hätte hören können, doch aus irgendeiner entfernten Wohnung hörte er jemanden schreien: »Fick dich!« Und vom entgegengesetzten Ende des Flurs erscholl ein weiterer Ruf: »Halt dein scheiß Maul!«
Er wartete einen Moment, um zu sehen, ob es noch weitere Reaktionen

gab, doch die Nachbarn hüllten sich in Schweigen. Er hatte auch niemanden auf der Straße gesehen und war keinem in einem der Flure begegnet. Er fühlte sich allein, was ihm nichts ausmachte, da er das, was hinter der falschen Kachel auf ihn wartete, sowieso mit niemandem teilen wollte.
Er dachte an das, was Walter Robinson gesagt hatte: trautes Heim.
Er stieß die Tür weiter auf und rollte in die Wohnung.
Drinnen war es heiß, als wäre die Schwüle eines ganzen Monats zwischen den Wänden gestaut. Er schlug die Tür hinter sich zu und streckte die Hand nach dem Lichtschalter aus.
Seine Finger erreichten die Wand. Sie wurden von einem eisernen Griff an seinem Unterarm aufgehalten.
Im selben Moment hörte er eine eiskalte Stimme: »Nein, ich glaube, im Moment brauchen wir noch kein Licht, Mr.Jefferson.«
Die Angst hämmerte in ihm wie eine außer Kontrolle geratene Maschine.
»Wer sind Sie?«, brachte er stockend heraus.
Die Stimme war um ihn herumgegangen und stand jetzt hinter ihm. Sie lachte kurz auf, bevor sie antwortete. »Aber das wissen Sie doch, nicht wahr, Mr.Jefferson?«
Der Mann schien zu überlegen, dann fragte er: »Sagen Sie’s mir: Wer bin ich?«
Im selben Moment, in dem diese Worte durch die Dunkelheit der Wohnung glitten, wurde Jefferson mit einem Ruck nach hinten gerissen, und er fühlte den muskulösen Arm des Mannes um seine Stirn. Sein Kopf flog nach hinten, so dass sein Hals frei lag. Er schnappte nach Luft und hob reflexartig die Hand, als er wie einen Eiszapfen eine Messerklinge an der Kehle spürte.
»Nein, Mr.Jefferson, nehmen Sie die Hände runter. Bringen Sie mich nicht dazu, Sie zu töten, bevor wir uns unterhalten haben.«
Er bezwang das Verlangen seiner Finger, nach der Klinge zu fassen, und hielt die Hände in der Luft. Langsam ließ er sie auf die Armlehnen des Rollstuhls sinken. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Trotz der lähmenden Angst rasten ihm die Gedanken durch den Kopf, und er suchte verzweifelt nach einer Chance, etwas zu unternehmen. Er machte den Mund auf, um Hilfe zu rufen, dann hielt er inne und presste die Lippen zusammen. Da kommt keiner, egal, was du brüllst, rief er sich ins

Gedächtnis. Und vielleicht schneidet der Alte dir die Kehle durch, bevor du das zweite Wort raus hast. Er dachte an den röchelnden Schrei, den einzigen Laut, den Sophie Millstein vor ihrem Tod herausgebracht hatte. Er schauderte; er merkte, wie er aus panischer Angst die Kontrolle über seinen Darm verlor, doch er kämpfte dagegen an, atmete schnell und heftig und überwand auch das Zittern in seinen Händen, das Zucken in den Augenlidern. Versuche, dich mit Reden rauszuwinden, befahl er sich. Quatsch ihn zu. Mach einen Deal.
»Schon besser so«, meinte die Stimme. »Und jetzt die Hände langsam hinter den Stuhl, die Handgelenke zusammen.«
»Das müssen Sie nicht machen, Mann. Ich sag Ihnen, was Sie wissen wollen.«
»Ausgezeichnet, Mr.Jefferson, das ist sehr beruhigend. Und jetzt die Hände bitte langsam nach hinten. Sehen Sie’s mal so: Jeden Knoten, den ich binde, kann ich auch wieder lösen. Alexander der Große hat das bewiesen. Wissen Sie, wer Alexander war, Mr.Jefferson? Nein? Hätte mich auch gewundert. Aber so viel wissen Sie schon, nicht wahr: Es ist immer klüger, einem Mann seinen Willen zu tun, wenn er einem ein Messer an den Hals hält.«
Die ausdruckslose Stimme wirkte geduldig, kalt, höchstens mit einer leisen Spur von Nachdruck. Dafür sprach die Messerklinge an seiner Haut eine deutliche Sprache. Der Druck nahm ein wenig zu, eben genug, dass sich eine dünne Blutspur bildete. Jefferson streckte gehorsam seine Hände hinter sich. Er fühlte, wie das Messer um seine Kehle zu seinem Ohr, dann in seinen Nacken glitt, dann spürte er es gar nicht mehr. In dieser Sekunde hatte er das gewaltige Verlangen, aufzuspringen und sich zur Wehr zu setzen, doch der Drang verging so schnell, wie er gekommen war. Er mahnte sich: Cool bleiben. Du kannst nicht wegrennen, und du kannst dich nicht wehren. Er hörte ein Reißen, dann merkte er, wie ihm die Hände mit Klebeband gefesselt wurden.
Als seine Arme bewegungsunfähig waren, wurde Jefferson in die Mitte des Wohnzimmers gerollt. Er wartete und keuchte wie ein Läufer, der versuchte, die Schnellsten im Rennen einzuholen.
»Wer sind Sie, Mann? Was wollen Sie? Wozu fesseln Sie mich? Ich geh nirgendwo hin.«
»Das ist richtig, Mr.Jefferson.«

»Wer sind Sie, Mann? Was wollen Sie?«
»Nein, Mr.Jefferson, die Frage geht an Sie: *Wer bin ich?*«
»Keine Ahnung, Mann. Irgendein verrückter weißer Mistkerl, das sind Sie.«
Die Stimme lachte wieder. »Kein guter Anfang, Mr.Jefferson. Wieso lügen Sie mich an?«
Der Mann beugte sich vor und stocherte mit dem Messer an den Bandagen um Jeffersons zerschmettertes Knie herum, so dass ihm Schmerzen in allen Regenbogenfarben durch den ganzen Körper schoss.
»Gott, Mann! Was machen Sie da? Ich hab keinen Schimmer!«
»Wer bin ich, Mr.Jefferson?«
»Keine Ahnung! Ich hab Sie noch nie gesehen.«
»Ich hasse Lügen. Noch einmal, wer bin ich, Mr.Jefferson?«
»Ich weiß nicht, ich weiß nicht, Gott, wieso tun Sie das?« Leroy Jeffersons Stimme klang vor Panik schrill.
Der Besucher seufzte. Jefferson spürte das Messer an seinem Bein und spannte gegen den erwarteten Schmerz die Bauchmuskeln an, doch die Stimme fuhr einfach fort.
»Ich hab Sie heute gesehen, Mr.Jefferson. Im Gerichtssaal, wo Sie sich all dieser an den Haaren herbeigezogenen Anklagen schuldig bekannt haben. Ich hatte solche Hoffnungen in Sie gesetzt, Mr.Jefferson, als ich von Ihrer Verhaftung las. Und nun stellen Sie sich meine Überraschung vor, als heute Morgen in der Zeitung stand, die Anklage wegen Mordes an Sophie Millstein sei fallengelassen worden – und Sie würden der Polizei bei ihren Ermittlungen helfen. Natürlich war dem Artikel nicht zu entnehmen, um was für Ermittlungen es sich dabei handelte, aber ich hielt es für besser, auf Nummer sicher zu gehen. Also hab ich mich beeilt und bin zu dieser Verhandlung gegangen. Ich saß neben all den anderen Neugierigen und Betroffenen im Hintergrund und hab gewartet, bis Sie rauskamen. Sie schienen ziemlich in Gedanken, Mr.Jefferson. In Ihrem Eifer, die ganze Sache hinter sich zu bringen, haben Sie Ihrer Umgebung wenig Beachtung geschenkt. Das kann sich jemand im kriminellen Gewerbe nicht leisten, nicht wahr? Immer klüger, sich Klarheit darüber zu verschaffen, wer wer und was was ist, selbst in einem überfüllten Gerichtssaal. Sie hätten sich die Zeit nehmen sollen, jede Reihe durchzugehen und sich die Gesichter genau anzuschauen. Aber das

haben Sie nicht getan, oder, Mr.Jefferson? Stattdessen haben Sie mir praktischerweise gleich Ihre Adresse mitgeteilt. Also bin ich hergekommen, um auf Sie zu warten, Mr.Jefferson. Weil ich ein paar Fragen und ein paar Zweifel habe und Ungewissheit hasse. Sie sind ein Profi-Krimineller, Mr.Jefferson. Finden Sie nicht, dass das immer die klügste Devise ist? Nimm das Schlimmste an? Nimm an, es gibt ein Problem, und falls doch nicht, bist du angenehm überrascht. Hab ich nicht recht, Mr.Jefferson?«
»Mann, ich hab keine Ahnung, wovon Sie reden …«
Die letzten Worte, die er sagte, gingen in einem beißenden Schmerz unter, als die Messerklinge erneut in dem Verband stocherte und sich in Haut und Muskeln bohrte. Er atmete heftig aus:
»Gottverdammt, das tut weh, Mann, ich weiß nicht, was Sie wollen, Sie spinnen doch, lassen Sie mich in Frieden …«
»Wer bin ich, Mr.Jefferson?«
Leroy Jefferson antwortete nicht. Vor Schmerzen liefen ihm die Tränen über das Gesicht. Nur verschwommen und bruchstückhaft verstand er, was der Mann sagte. Sein Mund fühlte sich sauer und trocken an.
»Ein Mörder«, erwiderte Leroy Jefferson.
Der Mann hielt inne, und Jefferson hörte, wie er tief Luft holte.
»Das ist schon mal ein Anfang«, stellte der Mann fest. »Eine einfache Frage zwischendurch. Wer ist Simon Winter?«
Leroy Jefferson war verwirrt. Er leckte sich den Schweiß von den Lippen. »Nie gehört.«
Wie eine Rakete schoss ihm der Schmerz ins Gehirn, er schnappte in der Dunkelheit nach Luft, und ein Schrei stieg ihm unaufhaltsam die Kehle hoch, endete jedoch in einem gurgelnden Laut, als der Mann befahl:
»Seien Sie still!«
Sein Bein stand in Flammen. Die Klinge war durch die Verbände gedrungen und drehte sich im Fleisch. Leroy Jefferson versuchte, sich vorzubeugen und zerrte am Klebeband und am Rollstuhl, die beide seine Bewegungsfreiheit aufs äußerste reduzierten. »Mein Gott, Mann! Bitte tun Sie das nicht!«
»Wer bin ich, Mr.Jefferson?«
»Bitte, bitte, ich mach alles, aber tun Sie das um Gottes willen nicht noch mal!«

»Das war nur der Anfang, Mr.Jefferson. Also noch mal von vorne. Wer ist Simon Winter, und was weiß er über mich?«
Leroy Jefferson brachte einige Worte heraus, einen Ausbruch blanker Angst, als fühlte er schon jetzt die Flammen in seinem Knie, während das Messer Sehnen und Nerven durchschnitt.
»Mann, keine Ahnung! Hab den Namen noch nie gehört!«
Einen Augenblick lang schwieg der Mann, und Leroy Jefferson suchte die Dunkelheit nach dem Messer ab. Er spürte, dass der Mann neben ihm die Stellung wechselte und die Hand nach dem Bein ausstreckte. »Das ist wahr, Mann!«, fügte er hastig hinzu. »Ich hab keinen blassen Schimmer, tun Sie mir nicht wieder weh!«
»Na schön«, meinte die Stimme nach einer Pause. »Ich hatte auch nicht unbedingt damit gerechnet, dass Sie die Antwort auf diese Frage wissen.« Wieder trat Stille ein, dann sagte die Stimme: »Mr. Jefferson, man muss die Geduld einer Spinne haben. Sein Netz weben und dann warten, bis sich das Opfer selbst ausliefert.«
Die Stimme legte eine wirkungsvolle Pause ein. »Ist es nicht so, Mr.Jefferson?«
Leroy antwortete prompt. »Sicher, ja. Wenn Sie es sagen.«
Ein trockenes, bitteres Lachen drang durch das Dunkel. »Wer bin ich, Mr.Jefferson?«
»Bitte! Ich weiß es doch nicht. Ich will es auch nicht wissen, und selbst wenn ich es wüsste, würde ich es keinem sagen.«
»Halten Sie mich für einen Kriminellen, Mr.Jefferson?«
»Nein. Doch, ja, Mann, ich weiß nicht …«
»Glauben Sie, ich bin ein Parasit, der raubt und tötet, um eine widerwärtige Drogenabhängigkeit zu finanzieren? Meinen Sie, ich bin wie Sie?«
»Nein, nein, so habe ich das nicht gemeint.«
»Wer bin ich dann, Mr.Jefferson?«
Leroy Jefferson schluchzte nur zur Antwort, eine flehentliche Bitte unter den qualvollen Schmerzen von seinem misshandelten Knie. »Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht …«
Er hörte, wie der Mann begann, in der Wohnung umherzugehen, während er selbst versuchte, den Kopf in die jeweilige Richtung zu drehen und der Gestalt durch den Schatten des Wohnzimmers zu folgen.

Nach einer Weile fragte die Stimme in ungerührtem, doch mäßig neugierigem Ton:
»Sagen Sie mir eins: Falls Sie heute Nacht, hier und jetzt sterben würden, Mr.Jefferson, würde die Welt auch nur eine Sekunde lang aufhorchen und Ihren Abgang registrieren?«
»Mann, bitte, ich sage Ihnen, was Sie wollen, aber ich versteh nicht, was Sie wollen. Ich versteh's einfach nicht. Ich versteh's nicht.«
»Ich hatte einmal Anteil an großen Dingen, Mr.Jefferson. An einigen der größten Momente, die die Menschheit je gesehen hat. Unvergessliche Ereignisse, unglaubliche Zeiten.«
Die Stimme schien alles aufzusaugen, und in der Leere blieb nichts als Angst. Leroy Jefferson sah, wie sich die Silhouette des Mannes vor dem diffusen Licht bewegte, das eine ferne Straßenlaterne durchs Wohnzimmerfenster warf.
»Wer bin ich, Mr.Jefferson?«
Er schüttelte in der Dunkelheit den Kopf. »Bitte, fragen Sie mich nur das nicht! Mann, ich weiß nicht, wer Sie sind!«
Wieder schickte die Stimme ein trockenes, heiseres Lachen in die verbrauchte Luft. Es schien aus mehreren Richtungen gleichzeitig zu kommen, und Leroy Jefferson drehte den Kopf in alle Richtungen, um herauszufinden, an welcher der pechschwarzen Stellen im Raum der Eindringling gerade stand.
Wieder wollte er aufschreien, doch wieder wusste er, dass es ihm nichts nützen würde. Er zitterte heftig und wartete auf die nächste Frage der Stimme. Er war verwirrt, hatte Angst. Er verstand kaum, was der Mann ihn fragte. Er verwendete eine Sprache, die seinen Erfahrungshorizont überstieg. Dasselbe galt für die Schmerzen in seinem Bein, die pochten und an ihm nagten, mit seinem Herzschlag Schritt hielten und mit der Angst, die ihn überschwemmte.
»Na schön«, meinte der Mann. Er nahm seine Wanderungen wieder auf und hielt von Zeit zu Zeit hinter dem Rollstuhl an. Leroy Jefferson fuhr nervös herum. »Reden wir über Ihren Deal mit dem Bundesstaat Florida. Worum geht es bei diesem Deal, Mr.Jefferson?«
»Ich muss ihnen sagen, was ich über ein paar Straftaten weiß.«
»Gut, das ist hilfreich. Was für Straftaten, Mr.Jefferson?«
»Einbrüche. Raubüberfälle. Ein paar davon in Miami Beach.«

»Gut. Ich bin ganz Ohr.«
»Mann, das ist alles. Ganzer Haufen kleiner Scheißverbrechen, paar Raubüberfälle, wie gesagt. Soll dabei auch ’n paar Kokaindealer verpfeifen, das verlangen sie von mir.«
Die Stimme war wieder hinter ihm. »Nein, das leuchtet nicht ein, Mr. Jefferson.«
»Ich sag die Wahrheit …«
Der Mann lachte. »Sie beleidigen mich, Mr. Jefferson. Sie beleidigen die Wahrheit.«
Plötzlich spürte er den Druck des Messers an seiner Wange und er wollte schreien. Der Mann musste das vorausgesehen haben, denn er wisperte Jefferson ins Ohr: »Nicht schreien. Nicht rufen. Tun Sie nichts, was mich dazu bringen könnte, dem Ganzen ein Ende zu setzen.«
Er biss die Zähne zusammen, würgte die Panik hinunter und nickte.
Nach kurzem Schweigen fragte der Mann: »Wie stark sind Sie, Mr.Jefferson? Denken Sie dran, nicht laut zu rufen. Nicht vergessen, verstanden?«
Jefferson nickte.
»Gut«, erwiderte der Mann. Dann zog er die Messerspitze langsam über Leroy Jeffersons Wange und schnitt eine tiefe Furche in die Haut.
Jefferson presste die Lippen zusammen, um nicht zu schreien. Warm rann ihm das Blut in den Mundwinkel.
»Lügen Sie mich nicht an, Mr. Jefferson. Es ist mir wirklich absolut zuwider, wenn man mich anlügt.«
Kein einziges Mal erhob der Mann die Stimme, sein Ton blieb die ganze Zeit leise und monoton.
Jefferson hatte das Gefühl, er sollte etwas sagen, doch er konnte an nichts anderes denken als die Messerklinge, die jetzt seine andere Wange streifte.
»Man sollte seine Wut stets konstruktiv einsetzen, Mr.Jefferson.«
Die Messerspitze grub sich wieder in seine Haut und spaltete mit einem langen Schnitt sein Fleisch. Die Schmerzen verdoppelten sich, und einen Moment lang glaubte Leroy, das Bewusstsein zu verlieren.
Der Mann seufzte und trat neben den Rollstuhl. Für einen kurzen Augenblick fiel ein schwacher Lichtstrahl auf sein Profil. Sein weißes Haar schimmerte beinahe wie elektrisiert.

»Es ist ein großer Unterschied, ob man alt oder erfahren ist, Mr.Jefferson.« Der Mann beugte sich über ihn. »Jetzt denken Sie bitte darüber nach, was passiert ist. Ich habe ziemlich viel Geduld mit Ihnen gehabt. Ich verlange nichts von Ihnen, was Sie mir nicht geben können. Ich will nichts weiter von Ihnen als ein paar Auskünfte.«
»Ich will ja, bitte, ich geb mir Mühe …«
»Ich habe den Eindruck, Sie bemühen sich nicht genug, Mr.Jefferson.«
»Ich tu alles, das verspreche ich Ihnen.«
»Wer weiß etwas vom Schattenmann, Mr.Jefferson?«
»Mann, bitte, den Namen habe ich noch nie gehört.«
»Wer sucht nach ihm? Die Polizei, Mr.Jefferson? Oder diese attraktive Staatsanwältin? Von den alten Leuten weiß ich es. Aber wer sonst noch? Wie hängen Sie da mit drin? Haben Sie mich in dieser Nacht gesehen? Ich will es wissen, und zwar jetzt. Das sind ganz einfache Fragen, und trotzdem versuchen Sie weiter hartnäckig, ihnen auszuweichen. Damit haben Sie mich gezwungen, Ihnen zwei Narben beizubringen, auf jeder Wange eine. Die Wunden werden heilen, aber die Narben bleiben, um Sie daran zu erinnern, wie sehr Halsstarrigkeit schaden kann. Und Sie haben mich gezwungen, mir Ihr verletztes Knie genauer anzusehen. Glauben Sie nicht, ich könnte es vollends ruinieren, Mr. Jefferson? Vielleicht fange ich damit an, mit der Klinge all diese heilenden Nähte entlangzuschneiden. Was meinen Sie, wie sich das anfühlt?«
»Bitte nicht, Mann, ich versuche doch zu helfen …«
»Tatsächlich, Mr.Jefferson? Ich bin nicht beeindruckt. Mr.Silver hat nicht gelogen, als ich unter ähnlichen Umständen mit ihm gesprochen habe, auch wenn ich sein Verhalten nicht wirklich als ausgesprochen entgegenkommend bezeichnen kann. Aber er hatte Freunde, die er schützen wollte, insofern war sein Zögern nachvollziehbar. So wie sein Tod. Und Mr. Stein, also, die Begegnung stand von Anfang an unter keinem guten Stern, von der Sekunde an, als er mich gesehen hat, und dasselbe gilt für Mrs. Millstein. Das waren Leute, die ich kannte, Mr. Jefferson. Leute, die ich seit Jahrzehnten kannte. Seit ich jünger war als Sie. Und sie sind gestorben, so wie alle – still und ergeben.«
»Ich hab keine Ahnung, wovon Sie reden, Mann. Bitte lassen Sie mich in Ruhe.«
»Ich habe diesen Leuten dieselbe Frage gestellt, Mr.Jefferson. Sie

wussten die Antwort.«
»Es tut mir leid, bitte! Es tut mir leid …«
»Wer bin ich, Mr.Jefferson?«
Wieder schluchzte er vor Angst und Schmerzen. Er beantwortete die Frage nicht.
Nach einer Weile hörte er den Mann in seinem Rücken.
»Ich habe noch mehr Fragen. Sehen Sie, Mr. Jefferson, ich weiß, dass der Bundesstaat Florida Ihnen, nachdem Sie einen Polizisten verwundet haben, keinen Deal anbieten würde, es sei denn, man wäre hinter jemand ganz Besonderem her. Jemandem, der wirklich wichtig ist, so wichtig, dass die Cops etwas tun, was ihnen ganz und gar gegen den Strich gegangen und sauer aufgestoßen sein muss. Nämlich Sie laufen zu lassen. Wirklich unangenehme Sache. Einen Junkie, der um ein Haar einen Polizisten ermordet hätte, auf freien Fuß zu setzen. Muss jedem Polizisten und Staatsanwalt in der Stadt im Halse steckenbleiben. Deshalb kann ich mir, wie gesagt, nicht recht vorstellen, dass Sie ihnen bei ein paar unbedeutenden Verbrechen helfen. Nein, da draußen läuft jemand weitaus Wichtigeres herum, nicht wahr?«
»Bitte, Mann …«
»Viel, viel wichtiger, korrekt?«
»Ja, Mann, was immer Sie sagen!«
»Und dieser Jemand bin natürlich ich. Das war von Anfang an ich, aber sie wussten es nicht.«
Der Mann in der Dunkelheit holte tief Luft.
»Also, Mr. Jefferson, ich will die Wahrheit. Wissen Sie, noch nie ist es jemandem gelungen, sich mir zu widersetzen – nicht in all den Jahren, in denen ich Fragen stelle. Keiner, wirklich kein Einziger, den ich je etwas gefragt habe, hat mir die Antwort verweigert. Eine bemerkenswerte Erfolgsbilanz, finden Sie nicht? Es war immer so einfach. Die Leute sind so verletzlich. Sie wollen am Leben bleiben, und wenn man in der Lage ist, es ihnen zu nehmen, hat man alle Macht über sie, die man braucht. Wissen Sie was? Sie haben mir immer alles gesagt. Damals, spätnachts. Unter den heulenden Sirenen, in den ausgebombten Straßen. In einer Stadt des Todes. Gar nicht mal so verschieden von Ihrer Wohngegend, Mr. Jefferson. Schon seltsam, nicht? Wir haben es so weit gebracht, andererseits haben wir uns kaum verändert, nicht wahr? Jedenfalls haben

sie mir immer alles gesagt, was ich wissen wollte. *Wo das Geld versteckt war. Der Schmuck. Und wo ihre Verwandten untergetaucht waren. Ihre Nachbarn. Ihre Freunde. Wo sich die und die versteckten.* Sie haben mir immer erzählt, was ich wissen musste, dabei waren das intelligente Menschen, Mr. Jefferson. Intelligenter als Sie. Gebildet. Gewitzt. Aber ich habe sie gefasst, genauso wie Sie. Dann haben sie mir erzählt, was ich wissen wollte, und das werden Sie auch.«
Leroy Jefferson hörte, wie sein eigener röchelnder Atem das Zimmer erfüllte.
»Bedenken Sie nur einen Moment Ihre Situation …«, fuhr die Stimme fort. Sie schien von überall zugleich zu kommen, und er fühlte sich vollkommen desorientiert, ausgesetzt, als befände er sich nicht in seiner eigenen Wohnung, in dem Stadtteil, den er kannte, in dem er aufgewachsen war und den größten Teil seines Lebens verbracht hatte, sondern als triebe er irgendwo weit draußen, weit entfernt vom Ufer und sei dabei, zu ertrinken. »Sie sind bereits verkrüppelt, und jetzt habe ich Sie darüber hinaus mit zwei Narben entstellt. Was bleibt also noch?« Er hielt Leroy Jefferson die Klinge vor die Lippen. »Oder möchten Sie gerne blind sein? Ich könnte Ihnen die Augen nehmen. Wäre nicht das erste Mal. Möchten Sie ab jetzt als blinder, stummer Krüppel durchs Leben gehen? Was wäre das wohl für ein Leben? Besonders für einen Mann mit Ihrem, sagen wir, ökonomischen und sozialen Background? Können Sie haben …«
Leroy Jefferson sah, wie die Messerklinge vor seinem Gesicht blitzte und das spärliche Licht im Zimmer reflektierte.
»Oder vielleicht etwas anderes Wichtiges …«
Mit einer blitzschnellen Bewegung ließ der Mann das Messer sinken und drückte Leroy Jefferson die flache Schneide gegen die Genitalien.
»Ist es nicht bemerkenswert, wie viele unterschiedliche Möglichkeiten es gibt, einen Menschen zu verletzen? Physisch. Geistig. Emotional …«
Das Messer wurde so fest heruntergedrückt, dass Leroy Jefferson glaubte, er müsse sich erbrechen.
»… und manche Verstümmelungen zeitigen ihre Wirkung auf allen drei Ebenen zugleich, nicht wahr?«
Leroy Jefferson weigerte sich innerlich, die Frage zu beantworten. Die Angst vernebelte ihm das Bewusstsein. Er hatte das Gefühl, in einem

Netz gefangen zu sein, das ihn zu ersticken drohte, wie sehr er sich auch winden mochte. Er zwang sich, einen klaren Gedanken zu fassen, doch das war schwer, solange die monotone, kalte Stimme des Mannes in seinen Ohren hallte und die Messerklinge seinen Körper umtanzte. Leroy Jefferson war von einem Strudel aus qualvollen Schmerzen und Angst erfasst; so wenig er wusste, war ihm eines klar: In dem Moment, in dem er dem Mann die Wahrheit sagte, ihm gestand, dass er ihn schon mal gesehen und beobachtet hatte, wie er Sophie Millstein ermordet hatte, und dass er diese Dinge Walter Robinson und Espy Martinez erzählt, dass er ihnen außerdem ein Bild von ihm verschafft und sich verpflichtet hatte, vor Gericht gegen ihn auszusagen, würde der ihn mit Sicherheit töten. Und danach würde er wahrscheinlich auch den Detective und die Staatsanwältin und jeden anderen ermorden, die ihm gefährlich werden konnten. Leroy wusste das mit einer Klarheit, die all den Schmerzen, die seinen Körper zermarterten, widerstand. Er wusste das so sicher, weil ihn selbst in einer vergleichbaren Lage – mit einem Messer in der Hand hinter einem Augenzeugen stehend – die Angst vor seiner drohenden Verhaftung vermutlich dazu bringen würde, mehr oder weniger dasselbe zu tun, und das gab ihm eine Gewissheit, die ihm ebenso verhasst war wie der Besucher selbst.

»Also, Mr.Jefferson, wer bin ich?«

Die Frage dröhnte ihm unerbittlich und entsetzlich in den Ohren. Er holte einmal tief Luft, um sich zu fassen. In dieser Sekunde begriff er, dass nichts, was er sagte, den geringsten Unterschied machen würde. Der Besucher würde ihn töten. Egal was er äußerte oder tat, sein Leben konnte es nicht retten. Bestenfalls konnte er es, indem er dem Mann die gewünschten Informationen lieferte, um ein paar Minuten verlängern, vielleicht auch nur ein paar Sekunden.

Der Gedanke brach eine Woge der Panik los. Leroy zerrte an dem Klebeband, das seine Hände fesselte, konnte es jedoch nicht zerreißen. In der Stille, die im Zimmer herrschte, spürte er, wie der Mann um ihn herumstrich und in der Hitze einen Hauch von Kälte verbreitete. Er schluckte schwer; seine Kehle war so ausgedörrt, als hätte er eine glühende Kohle auf der Zunge. Und genau in dieser Sekunde stellte sich in seinem Herzen eine vollkommen neue, überraschende Empfindung ein.

Leroy Jefferson merkte, wie er mit einem Schlag vollkommen ruhig wurde.
Er wusste jetzt, es gab keinen Ausweg.
Er konnte nicht kämpfen. Er wusste, dass sich niemand rühren würde, wenn er um Hilfe schrie. Und ebenso konnte ihn weder eine Lüge noch die Wahrheit retten.
Ihm war bewusst, dass er eigentlich Angst haben müsste, doch stattdessen empfand er eine Schicksalsergebenheit, die schon fast an Trotz grenzte. Er begriff in dieser Sekunde, dass er in seinem Leben herzlich wenig Vorzeigbares geleistet hatte, kaum etwas, das man als mutig oder auch nur ehrlich hätte bezeichnen können, und jetzt, im Angesicht des Todes, machte es ihn traurig, dass es keinen Zeugen dafür gab, wie er plötzlich diese Eigenschaften lebte. Es hätte ihm gefallen, wenn jemand wie Walter Robinson oder auch Espy Martinez hätten sehen können, wie er sich veränderte, und erfahren würden, dass er gekämpft hatte, um ihnen das Leben zu retten. Wenn sie ihn fanden, hoffte er, würden sie vielleicht begreifen, dass er als ein vollkommen anderer Mensch gestorben war.
»*Wer bin ich,* Mr.Jefferson?«
Jetzt wusste er die Antwort auf die Frage: der Tod.
Doch er beschloss, dem Mann und dem Messer die Genugtuung zu verweigern. Stattdessen antwortete Leroy Jefferson in einem entschlossenen Ton, der über seine ausgetrocknete Kehle und die Übelkeit der Panik siegte: »Alter Mann, ich habe keine Ahnung von all diesen anderen Leuten. Mag ja sein, dass sie Ihnen gesagt haben, was Sie hören wollten. Vielleicht auch nicht. Das ist ihre Sache. Ich weiß nur eins: Ich erzähle Ihnen rein gar nichts.«
Und dann fügte er sich in die erbarmungslose Agonie, die ihn erwartete.

21

Hass

Simon Winter dachte: Ich hätte ihn fassen können.
Doch im nächsten Moment setzte er hinzu: Er hätte auch mich erwischen können.
»Patt«, flüsterte er.
Der alte Detective saß in einem tiefen Sessel zwischen Reihen von Büchern und Zeitschriften der Stadtbibliothek Miami Beach. Neonlichter und das stetige Dröhnen der Klimaanlagen schirmten den Raum von der glühenden Hitze ab, die draußen brütete. Für eine Bibliothek herrschte hier bedeutend weniger Respekt vor dem Gebot äußerster Ruhe, als man erwartet hätte. Kräftige Schuhe klackten unüberhörbar auf dem Linoleumboden; ein alter Mann schnarchte über der Zeitung auf seinem Schoß; zwischendurch drangen laute Stimmen herüber, als eine ältere Frau versuchte, ihrer beider Schwerhörigkeit zum Trotz, einer anderen etwas zu erklären. Das rege, geräuschvolle Treiben hätte einen wahren Akademiker zweifellos geärgert; doch die Einrichtung diente diversen Zwecken zugleich: zur Informationsbeschaffung, aber auch als eine kühle, gut ausgeleuchtete Welt, in der sich ältere Bewohner von Miami Beach trafen, um an einem sicheren Ort ein paar unbekümmerte Stunden zu verbringen.
Dies war, gestand er sich ein, auch mehr oder weniger der Grund, weshalb er selbst da war. In den vierundzwanzig Stunden, seit der Schattenmann aus seiner Wohnung geflohen war, hatte Winter mehrere Beschlüsse gefasst. Zum einen würde er vorerst über diese Bedrohung seiner Person Stillschweigen bewahren. Zweitens wusste er, dass er härter und schneller würde arbeiten müssen.
Er hatte eine Menge Material über den Holocaust rund um sich aufgestapelt, mit dem die Bücherei von Miami Beach aus naheliegenden Gründen bestens ausgestattet war. Ungeduld und Frustration nagten an ihm. Er konnte die Überzeugung nicht loswerden, dass irgendwo in der Vergangenheit jene Informationen zu finden waren, die die Tür zur Gegenwart aufstoßen würden. Er wusste einfach nicht, wie er diesen

Ausschnitt der Geschichte finden sollte. Sämtliche Bücher, die sich neben ihm – auf einem kleinen Tisch und zu seinen Füßen – stapelten, sagten ihm eine Menge über die Nazis. Hier konnte er nachlesen, was die Nazis wo und wie wem angetan hatten. Es war ein unfassbares Phänomen, dachte er, eine Welt zu organisieren, die sich so vollkommen dem Terror verschrieben hatte, dass er zum normalen Alltag wurde, und Winter fragte sich, ob nicht das zu den größten Verbrechen zählte. Doch eine solche Überlegung half ihm kein bisschen dabei weiter, den Schattenmann zu verfolgen; es sagte ihm nicht das Geringste über die Psyche dieses Mannes, und auch in den vielen Büchern fand er nichts Erhellendes zu dieser Frage. Zugegeben, einige versuchten, die Persönlichkeitsstrukturen hinter den Taten der Männer in schwarzer Uniform zu ergründen. Es gab politische Erklärungen dafür, was Männer dazu brachte, der Nationalsozialistischen Partei beizutreten oder an SS-Aktionen teilzunehmen, Rechtfertigungen für Mord und Genozid zu finden. Diese politischen Erklärungen überlappten sich mit psychologischen Profilen, doch keines davon kam auch nur andeutungsweise dem des Schattenmannes nahe, weil er, wie Frieda Kroner und Rabbi Rubinstein deutlich gemacht hatten, nie ein Nazi gewesen war; er hätte eigentlich zu ihren Opfern gehört. Und doch war es ihm gelungen, jene Gleichung umzukehren und unbeschadet aus Ereignissen hervorzugehen, die jeden Betroffenen für immer prägen sollten. Er war etwas gänzlich anderes, ein einzigartiger Mitwirkender im Spiel des Bösen.

Simon Winter klappte ein weiteres dickes Geschichtsbuch so heftig zu, dass es durch den ganzen Raum hallte.

Wenn ich diesen Mann nicht wenigstens ein kleines bisschen verstehe, dann entwischt er mir wieder, dachte Winter. Er ist zweifellos jemand, der nicht zweimal denselben Fehler macht.

Er rutschte tiefer in seinen Sessel und legte den Kopf in die Hände. Plötzlich sah er wieder vor sich, wie er am Abend auf dem Hof neben dem Posaunenengel gestanden hatte, und er versuchte, sich zu erinnern, woher das Gefühl gekommen war, dass etwas nicht stimmte.

Glück? Instinkt? Der sechste Sinn des alten Detective?

Winter atmete langsam aus.

Es hatte kein Geräusch gegeben. Keine Schritte. Kein gequältes Atmen.

Es brannte nirgends ein Licht, das aus dem gewohnten Rahmen fiel. Kein Fenster war auf, das normalerweise geschlossen war. Dass die Hintertür einen Spalt offen stand, hatte er erst festgestellt, nachdem er längst davon überzeugt war, der Schattenmann erwarte ihn drinnen. Der Abend war schlicht wie jeder andere gewesen. Die Dunkelheit hielt die Hitze fest. Die Stadt pulsierte wie in jeder anderen Nacht auch. Das Einzige, das den gewohnten Rahmen sprengte, war ein Mann, der mit einem Messer auf ihn wartete, und ohne diese plötzliche Angst und dieses Wittern der Gefahr wäre er jetzt nicht mehr in der Lage, den Schattenmann zu jagen. Er fragte sich also, woher dieses Gefühl gekommen war, fand jedoch keine Antwort. Eines allerdings kam ihm klar zu Bewusstsein: Er durfte nicht damit rechnen, ein zweites Mal durch irgendeine Vorahnung seine Haut zu retten.

Du müsstest eigentlich tot sein, Simon Winter, sagte er sich.

Er sah plötzlich auf und blickte über die Reihen alter Menschen, die Bücher, Zeitungen und Magazine lasen. Manche saßen einfach nur da und hingen Träumen aus längst vergangenen Zeiten nach. Er riss die Augen auf und merkte, wie eine Woge der Angst ihn überkam.

Bist du hier?

Wer von uns jagt wen?

Er kämpfte gegen den Drang an, aufzustehen und wegzurennen, er zwang sich mit eiserner Disziplin, sämtliche Leute in seinem Blickfeld zu überprüfen. Den Mann mit Hut, der in den *Herald* vertieft war. Den Greis, der die Zimmerdecke zu studieren schien. Ein anderer Mann, der zur karierten Shorts weiße Socken und schwarze Schnürschuhe trug und mit je einem Krimi in den beiden Händen langsam vorbeischlurfte. Winter richtete sich halb auf und starrte hinter sich, zu den Menschen, die auf anderen Stühlen, an anderen Tischen saßen, teilweise hinter Stapeln von Büchern oder in Lesenischen verborgen. Dann sank er wieder auf seinen Sitz. Er brauchte einen Moment, um sich zu fassen. Er lächelte.

Woher wusste er von mir?

Auf diese Frage gab es nur eine Antwort: Irving Silver.

Aber was hat er dir gesagt?

Gerade genug, dass du beschlossen hast, mich umzubringen.

Aber was weißt du wirklich von mir? Du warst nicht lange genug in der

Wohnung, nicht wahr? Nichts deutet darauf hin, dass du dir die Zeit genommen hättest, herauszufinden, wer ich wirklich bin. Die Schubladen waren nicht durchstöbert. Die Kleider nicht angerührt. Du hast die Waffe nicht gefunden, und deshalb weißt du nicht, dass ich sie habe und dass ich sie benutzen werde und dass ich, vor langer Zeit einmal, ein Experte im Umgang damit war und dass sie mich wohl kaum im Stich lassen wird, sollte ich noch einmal einen Freundschaftsdienst von ihr erbitten. Nein, du hast in mir eine Bedrohung gesehen, und das war dir Grund genug, mich umzubringen, nichts leichter als das.
Simon Winter nickte. Du arroganter Bastard.
Aber dann war es doch nicht so einfach, wie du dachtest, und jetzt bist du wahrscheinlich ein bisschen besorgt, und das kann ich mir zunutze machen. Außerdem willst du wahrscheinlich mehr über mich erfahren, oder? Nun ja, das könnte eine harte Nuss für dich werden. Also tappst du im Moment noch im Dunkeln. Vielleicht nicht so sehr wie ich, aber du fischst im Trüben, und das könnte dich dazu verleiten, ein Risiko einzugehen, das du dir normalerweise dreimal überlegst.
Winter merkte, wie sich seine Gefühle verhärteten.
Sie waren immer leichte Beute, nicht wahr? Früher waren sie jung und verängstigt, dann alt und verängstigt, jedenfalls immer hilflos und verzweifelt, du dagegen nie. Nein, du hattest immer alles unter Kontrolle. Erst als du Sophie Millstein ermordet hast, ist dir ein Fehler unterlaufen. Du hättest wohl nie gedacht, dass ihr Nachbar sich gegen dich erheben würde. Du hättest nie gedacht, dass da draußen jemand herumläuft, für den es eine ebenso große Herausforderung ist, dich zu finden, wie für dich, unerkannt zu bleiben. Und es ist dir niemals in den Sinn gekommen, dass der Mann, der beschließt, dich zu jagen, aus einer Welt kommt, die du nicht kennst. Außerdem weiß auch ich eine Menge über den Tod, vielleicht genauso viel wie du, und auch ich bin alt, und mir bleibt nicht mehr so viel Zeit, dass ich daran allzu viele Gedanken verschwende. Das macht meine Handlungen schwer vorhersehbar und damit mich zu einem gefährlichen Mann; und mit einem gefährlichen Mann hattest du es noch nie zu tun, nicht wahr?
Winter streckte die Hand aus, griff nach einem Kugelschreiber sowie einem Block mit liniertem Papier und fing an, sich einige Notizen zu machen.

Was weiß ich?, fragte er sich. Dann gab er sich die Antwort: Mehr, als ich dachte.
Ich weiß, du bist alt, siehst aber möglicherweise jünger aus. Ich weiß, du bist stark, da du nur fette Jahre kennst.
Wieso tötest du?
Um nicht aufzufliegen.
Winter hielt inne. Das reicht nicht, oder? Da steckt viel mehr dahinter als der Wunsch nach Sicherheit, stimmt's?
Er grinste. Es gefällt dir, richtig? Du findest es aufregend, dass dich jemand wiedererkennen könnte. Als Sophie Millstein dich vor der Eisdiele mitten im Einkaufszentrum an der Lincoln Road erkannt hat, da hat es dir keinen Angstschauder den Rücken heruntergejagt. Nein, einen Freudenschauer, weil du endlich wieder auf der Jagd warst, denn das ist deine Passion, nicht wahr?
Simon Winter kam in diesem Moment ein schrecklicher Gedanke, und eine Sekunde lang zitterte sein Stift über dem Blatt. Vielleicht hat dich Sophie Millstein nicht zufällig entdeckt. Vielleicht hattest du sie schon eine Weile gejagt. Und die anderen auch. Wie viele?
Er biss die Zähne zusammen. Alles erscheint erst in einem bestimmten Licht, und dann ergeben sich ganz andere Möglichkeiten. Er schärfte sich ein: Halte dich an das, was du nachvollziehen kannst.
Also gut. Er führte weiter Selbstgespräche und versuchte, sich durch die vielen Widersprüche hindurchzumanövrieren, die den Schattenmann ausmachen mochten. Also, was weiß ich noch? Ich weiß, er hat keine Angst vor der Polizei, denn er ist ohne große Vorbereitungen bei mir eingedrungen. Er wollte mir einfach nur das Leben nehmen und die Drecksarbeit mit meinen sterblichen Überresten Detective Robinson überlassen. Er rechnet folglich nicht damit, verhaftet zu werden. Wieso? Die Antwort war leicht.
Weil er kein Krimineller ist.
Wenn ich heute deinen Namen herausbekäme, was würde er mir dann sagen? Dass du nie verhaftet worden bist. Dass deine Fingerabdrücke nirgends gespeichert sind. Dass du in keiner Verbrecherdatei zu finden bist, weil du noch nie unter Tatverdacht gestanden hast. Nie beim Finanzamt auffällig geworden bist. Hast immer prompt gezahlt, hast deine Kredite bedient und den Leihwagen immer pünktlich

zurückgebracht. Wurdest nie wegen des Verdachts auf Trunkenheit am Steuer rangewinkt. Hast nicht einmal ein Knöllchen wegen Geschwindigkeitsüberschreitung kassiert. Du hast ein stilles, unauffälliges Leben geführt; ein mustergültiges Leben mit einem kleinen Schönheitsfehler: Du tötest Menschen.
Simon Winter atmete langsam aus. Er nickte. Deshalb fühlst du dich sicher. Du weißt, dass die Polizei in einer Welt operiert, die von Routine geprägt ist Er fühlte sich an Claude Rains berühmten Satz in *Casablanca* erinnert: »Verhaften Sie die üblichen Verdächtigen.« Aber du würdest dich niemals in diese Schublade pressen lassen, oder? Du passt nämlich nicht in das Raster von Leuten, auf die wir angesetzt werden. Leroy Jefferson schon, und deshalb hat ihn Detective Robinson so gekonnt aufgespürt. Du dagegen bist kein degenerierter, crackbenebelter Junkie, nicht wahr?
Er legte den Schreibblock auf der Armlehne seines Stuhls ab. Liebend gern hätte er gewusst, ob Walter Robinson seine Phantomzeichnung bekommen hatte. Er spürte plötzlich den dringenden Wunsch, den Mann, dem er in der Dunkelheit seiner Wohnung für einige Sekunden so nahe gekommen war, zu sehen. Ich fange langsam an, dich zu begreifen, Schattenmann, flüsterte er. Und je mehr ich dich verstehe, desto mehr Licht fällt auf deinen Schatten.
Er betrachtete die Bücher, die er um sich gesammelt hatte, und plötzlich kam ihm eine Idee. Ich suche am falschen Ort, dachte er. Ich frage die falschen Leute. Der Rabbi, Frieda Kroner, Esther im Holocaust Center, all die Historiker – das waren alles die falschen Leute. Sie kennen nur die Angst und die Bedrohung, die vom Schattenmann ausgeht. Ich muss einen der Männer finden, die den Schattenmann zu dem gemacht haben, was er ist.
Simon Winter nahm ein Buch von dem Stapel neben ihm, das den Titel trug: *Enzyklopädie zum Dritten Reich.* Er blätterte es schnell durch, bis er ein Organisationsschema fand. Er notierte einige Zahlen und Bezeichnungen auf seinem Block, dann holte er tief Luft.
Gewagter Versuch, dachte er. Aber ich habe schon abwegigere gesehen. Und das wäre zumindest ein Schachzug, mit dem du nicht rechnen würdest, stimmt’s?
Er nahm seine Sachen und stand auf. Direkt vor der Bücherei befand sich

eine Reihe Münztelefone, und er wählte nacheinander die Nummern von Esther Weiss im Holocaust Center und der Historiker, mit denen er gesprochen hatte. Einen Moment lang blickte er in das Spiegelglas der Eingangstür zur Bibliothek und ertappte sich dabei, dass er bei seiner einseitigen Unterhaltung die Lippen bewegte. Alte Leute führen ständig Selbstgespräche, weil ihnen niemand zuhört. Das gehört zu den harmlosen Alterserscheinungen, dachte er. Manchmal reden sie mit abwesenden Kindern oder längst verlorenen Freunden oder mit Brüdern und Schwestern, die sie vermissen. Gelegentlich führen sie Zwiesprache mit Gott. Oft unterhalten sie sich angeregt mit Geistern. Und ich, dachte er schmunzelnd, rede mit einem unerkannten Mörder.

Auch Walter Robinson war frustriert. Das Phantombild des Schattenmannes starrte ihm vom Schreibtisch entgegen. Der Zeichner hatte dem Gesicht ein verhaltenes, beinahe spöttisches Grinsen verliehen, das den Detective maßlos provozierte. Nicht die Zeichnung als solche, sondern nur das Grinsen, weil es ein aalglattes, schwer fassbares Wesen zum Ausdruck brachte.
Er hatte mehrere der üblichen erkennungsdienstlichen Verfahren eingeleitet, wie sie die Detectives überall mit einigem Erfolg benutzen. Doch bislang hatten seine eigenen Bemühungen noch keine Ergebnisse gezeitigt. Er hatte den fragmentarischen Fingerabdruck von Sophie Millsteins Hals ans FBI-Labor in Maryland geschickt, um zu sehen, ob deren Computer mit einer Übereinstimmung aufwarten konnte. Die Kombination von Fingerabdruckverfahren und Computern steckte noch in den Kinderschuhen. Viele Jahre lang war der Abgleich von menschlichen Augen geleistet worden. Dies setzte allerdings voraus, dass der Detective, der nach einer Übereinstimmung suchte, wusste, wer sein Tatverdächtiger war, so dass dann ein Techniker den Abdruck vom Tatort mit einem von der Polizei genommenen Abdruck vergleichen konnte. Erst in den letzten Jahren wurde eine computerisierte Methode entwickelt, mit deren Hilfe man einen unbekannten Abdruck eingeben konnte, der dann elektronisch mit Millionen von gespeicherten Exemplaren der auffällig gewordenen Personen abgeglichen wurde. Der Computer des Dade County, eine kleinere Version des Gegenstücks beim FBI, war bereits gescheitert. Robinson hegte nicht allzu viel Hoffnung,

dass die Feds fündig würden. Außerdem würde die dortige Untersuchung dank der ungeheuren Datenfülle über eine Woche dauern, und er wusste nicht, ob ihnen so viel Zeit blieb.
Er hatte mehrere irritierende Stunden an einem Computerbildschirm zugebracht, um auf irgendeine Spur des Schattenmannes zu stoßen. Dabei war er auf zwei Einträge mit dem Wort Schatten als Alias gestoßen, doch einer davon gehörte zu einem lateinamerikanischen Auftragskiller Ende zwanzig, der inzwischen als tot galt – Opfer eines der üblichen Drogenkriege; der andere war ein Vergewaltiger, der seine Verbrechen in der Gegend von Pensacola verübte und den Spitznamen der örtlichen Zeitung verdankte. Er hatte es auch mit einigen Varianten versucht, doch ohne Erfolg. Schließlich war er sogar auf den cleveren Gedanken verfallen, den Namen Schattenmann in den Steuerlisten von Miami Beach zu suchen, doch auch das hatte sich als Sackgasse erwiesen.
Er hatte die nationale Verbrecherdatenbank mit Stichwörtern wie *Holocaust* und *Jüdisch* durchforstet, doch das eine hatte gar nichts, das andere eine lange Liste mit Synagogen- und Friedhofsschändungen erbracht, die auch unter *Hassverbrechen* verzeichnet waren.
Das Stichwort *Berlin* verpuffte genauso. Versuche mit *Auschwitz*, *Gestapo* und anderen Kennworten gingen ins Leere.
Im Grunde hatte er nicht damit gerechnet, etwas Lohnendes aufzustöbern, doch jedes Mal, wenn auf seinem Computer die Antwort »KEIN EINTRAG GEFUNDEN« blinkte, stieg der Pegel seiner Frustration.
Außerdem hatte er die Akten der ungelösten Fälle in Miami Beach durchgekämmt, da es immerhin möglich war, dass der Modus operandi des Schattenmannes irgendwo dort wiederzufinden war, doch bis jetzt hatte auch diese Suche keine Anhaltspunkte erbracht. Selbstverständlich gab es ungelöste Tötungsdelikte mit jüdischen Opfern, und wahrscheinlich waren auch ein paar Holocaust-Überlebende darunter, doch ob sie ursprünglich aus Berlin kamen und wie und wo sie die Schoa überlebt hatten, solche Angaben waren in den Akten nicht vermerkt. Derartige Fälle über einen Zeitraum von fünf, zehn, vielleicht zwanzig Jahren zurückzuverfolgen, würde Tage in Anspruch nehmen. Er hatte die Akten in Händen gehalten und gedacht, dass mit einiger

Wahrscheinlichkeit ein, zwei, vielleicht mehr dieser Verbrechen auf den Schattenmann zurückgingen. Dann wiederum waren ihm die Männer und Frauen in den Sinn gekommen, die der Kerl während des Krieges in Deutschland ins Verderben geschickt hatte, und ihm wurde bewusst, dass die Fälle, die er gerade aus den Schränken geholt hatte, für ihn ebenso unergiebig waren wie die damaligen Morde.
Bei dem Gedanken fluchte er laut – ein Schwall Obszönitäten, den niemand hörte.
Walter Robinson stand auf und schritt – wie eine gerade erst gefangene Wildkatze – rastlos sämtliche Schreibtische im Morddezernat ab, um vielleicht durch die Bewegung einen Gedanken aus irgendeinem hinteren Winkel seines Gehirns hervorzulocken, der zu einem erfolgreichen elektronischen Suchvorgang führen könnte. Jeder Detective misst solchen Geistesblitzen hohen Wert bei, wie etwa beim Fall des Son of Sam in New York, der seine Lösung der genialen Idee eines Ermittlers verdankte, sämtliche Strafzettel wegen Falschparkens rund um die Tatorte zu überprüfen. Robinson lief von einer Seite des Büros zur anderen, blieb stehen, um ein, zwei Minuten lang aus dem Fenster über die Stadt zu starren, die unter der Mittagssonne brütete. Dann kehrte er zu seinem Tisch zurück, schnappte sich das Phantombild, hielt es mit ausgestreckten Armen vor sich und nahm seine Wanderung wieder auf.
Er sah erst auf, als er die Frage hörte: »Ist das unser Mann?«
Simon Winter stand ihm gegenüber. Robinson nickte, war mit einem Schritt bei ihm und reichte dem alten Detective das Bild. Winter hielt es eine Weile in den Händen und vertiefte sich in die Zeichnung. Er schien jede Einzelheit in sich aufzusaugen und in seinem Gedächtnis abzuspeichern. Dann verzog er das Gesicht zu einem freudlosen Grinsen.
»Nett, deine Bekanntschaft zu machen, du Mistkerl.«
Stumm fügte er hinzu: Du bist also der Mann, der versucht hat, mich umzubringen.
»Jetzt brauchen wir nur noch einen Namen zu dem Gesicht«, sagte Robinson in beinahe unbeschwertem Ton.
»Einen Namen …«
»Dann greife ich mir den Bastard. Da können Sie Gift drauf nehmen. Das ist alles, was ich brauche. Einen Namen. Und seine nächste Station ist das Bezirksgefängnis des Miami-Dade County. Kurzer

Zwischenstopp auf seinem steinigen Weg in den Todestrakt.«
Winter nickte. »Sagen Sie, Walter, waren Sie je hinter einem mehrfachen Mörder her?«
»Ja und nein«, erwiderte der Detective. »Das heißt, ich hab einmal einen Drogendealer gefasst, der vier oder fünf Rivalen umgenietet hatte. Und ich hab zu dem Team gehört, das den Serienvergewaltiger oben in Surfside erwischt hat. Wir hatten immer den Verdacht, dass wir ihm wahrscheinlich auch ein paar Morde hätten nachweisen können, besonders in Broward County, allerdings verlief das im Sande, und er ist mit tausend Jahren Haft davongekommen. Aber ich weiß, was Sie mit der Frage eigentlich meinen. Sie denken an jemanden vom Schlage eines Ted Bundy, Charlie Mason oder John Gacy oder des Würgers von Boston und wie sie alle heißen. Die Antwort ist nein, an solchen Ermittlungen habe ich noch nicht teilgenommen. Sie?«
Der ältere Mann lächelte. »Ich hab mal ein Geständnis aus jemandem rausgekitzelt; der Kerl saß mir gegenüber, rauchte eine Zigarette nach der anderen, trank eine Coca-Cola nach der anderen. Damals gab’s die noch in diesen kleinen Flaschen, die man mit ein, zwei Schluck wegputzen konnte. Es war heiß, und da lief nur ein kleiner Ventilator in einer Ecke. Es war spät geworden, und ich hatte das Gefühl, bei jeder neuen Flasche, die ich dem Kerl in die Hand drückte, gestand er den nächsten Mord. Überwiegend kleine Jungen. Er mochte kleine Jungen. Das war unten im Süden des County, ungefähr da, wo die Everglades bis an die Bucht heranreichen. *Redneck Country* – grober Menschenschlag. Er stammte eigentlich aus dem guten alten Süden. Hätte ständig Dixie vor sich hin summen müssen. Ein paar wilde Tattoos, Dreitagebart, zerfledderte Baseballkappe. Konnte kaum lesen und schreiben. Als es allmählich hell wurde, war er mit seinen Mordgeständnissen bei Nummer siebzehn oder achtzehn angelangt, also sind wir mit ihm da rausgefahren. Er sollte uns zu einer Führung mitnehmen, wissen Sie? Ich kam mir wie ein gottverdammter Busfahrer in einer Touristenfalle vor, wie so ein Horrorgaffer, und ich musste die ganze Zeit daran denken, wie entsetzlich die letzten Stunden dieser Kinder in den Händen dieses Bastards gewesen sein mussten. Zuerst sind wir mit dem Jeep da raus, doch der blieb stecken, also sind wir in eins von diesen Sumpfbooten umgestiegen, mit so einem riesigen alten Flugzeugtriebwerk hinten dran,

das einen fürchterlichen Krach macht. Er versuchte, uns zu zeigen, wo er die Leichen gelassen hatte, aber, na ja, es hatte inzwischen so starke Regenfälle und so viel Sonne gegeben, und außerdem sieht es da überall gleich aus, und er zählte nicht gerade zu den Hellsten, also war das Ergebnis ziemlich bescheiden. Am Ende haben wir ihn nur wegen des Falls dranbekommen, aufgrund dessen er verhaftet worden war. Er kam auf den Stuhl, und bis zuletzt hat er behauptet, es wären noch mehr da draußen. Und wissen Sie was? Immer wieder stößt ein Jäger oder Angler in den Wäldern oder im Moor auf irgendwelche Knochen, und jedes Mal denke ich, dass es vielleicht eines der Opfer von diesem Kerl war, aber das konnte man nicht mehr sagen.«
Simon Winter schüttelte den Kopf, während er seine Erinnerungen durchstöberte.
»Hat mich jahrelang verfolgt. Tut es bis heute. Ich musste immer wieder an all die Menschen da unten denken – die Mütter, Väter, Brüder, Schwestern, was weiß ich, denen ich eine Antwort schuldig geblieben war. Wissen Sie, meiner Meinung nach gehört das zum Wichtigsten, was ein Polizist zu geben hat: Gewissheit. Wenn man sie hat, muss man sie weitergeben, wie schrecklich sie auch sein mag, es ist für die Leute nämlich unendlich viel leichter, mit der schlimmsten Nachricht fertig zu werden, als mit der Ungewissheit zu leben. Verfluchter Sumpf. Da findet man nichts.«
Walter Robinson nickte. »Heute würden wir mit dem Hubschrauber über dieses Gelände fliegen, und mit einer Infrarotkamera könnten wir die Wärme von einer verwesenden Leiche lokalisieren.«
Winter seufzte. »Die Wissenschaft ist etwas Herrliches.«
»Und …?«
»Na ja, ich weiß noch, wie ich, als ich dem Kerl zugehört habe, immer nur dachte, wann hört der endlich auf, aber das tat er nicht. Man bekommt das Gefühl, als sei man in einen Brunnen gestoßen worden. Es ist dunkel und feucht, und vielleicht kommt man nie wieder da raus, und selbst wenn, kannst du dich am Ende nur noch an den Alptraum erinnern. Ich glaube, unser Mann heute hat was davon.«
Robinson holte tief Luft. »Ich schlafe auch nicht besonders gut. Sogar …« Er stockte, und Winter brachte den Satz zu Ende: »… in angenehmer Gesellschaft?«

»Genau. Selbst in angenehmer Gesellschaft. So offensichtlich?«
Winter grinste. »Ich war immerhin mal Ermittler.«
Robinson zuckte mit den Achseln. »Letzte Nacht hatte ich Alpträume.«
»Was für welche?«
»Die naheliegenden. In denen man jemanden ertrinken sieht und machtlos zuschauen muss.«
»Wissen Sie, was mir am meisten Angst gemacht hat?«
»Was?«
»Dass es noch andere Kerle gab wie diesen Jungen aus dem guten alten Süden, der siebzehn, achtzehn oder vielleicht noch mehr Kinder ermordet hat, und dass sie irgendwo frei herumliefen und ich sie nicht schnappen konnte: Sie würden weiterleben und diesen armen Kindern, die nicht die geringste Chance gegen sie hatten, diese schrecklichen Dinge antun, und mit zunehmendem Alter würden sie nur noch schlimmer werden. Am Ende wären sie alt und würden irgendwann friedlich im Bett entschlummern, und obwohl sie das personifizierte Böse sind, kämen sie unbehelligt davon. Jetzt bin ich selbst alt, und ich mache mir Gedanken, dass es vielleicht keinen Himmel und keine Hölle gibt. Es ist mir verdammt noch mal nicht egal, wenn ich mir vorstelle, dass diese Kerle, wenn wir sie nicht hier auf Erden zu fassen bekommen, einfach so hinübergehen können, ohne dass sie für ihre Taten im Mindesten zur Verantwortung gezogen worden sind. Das bereitet mir Alpträume.«
Walter Robinson rieb sich mit dem Finger über die Stirn. »Von der Seite hab ich’s noch gar nicht betrachtet.«
»Deshalb ist dieser Job so wichtig, Walter. Wir wünschen uns, dass es ein höheres Gericht gibt. Wir hoffen es, aber vielleicht gibt es das eben nicht, und falls nicht, dann liegt es allein bei uns. Nur bei uns, bei niemandem sonst.«
»Sie sind ein Philosoph, Simon.«
»Natürlich, wie alle alten Leute.«
»Sie laufen tatsächlich irgendwo da draußen rum, wissen Sie. So viel haben wir dazugelernt, seit Sie pensioniert worden sind. Nicht nur ein oder zwei, sondern mehr, als wir zählen können. Perverse jedweder Couleur. Mörder mit unverkennbarer Herangehensweise und einzigartigem Markenzeichen.«

»Aber der hier …« Winter betrachtete das Phantombild. »Der hier ist kein Sittenstrolch oder Perverser oder verkanntes Genie. Er ist weder Bundy noch Gacy noch Charlie Manson. Den treibt was anderes an.«
»Und was wäre das?«
»Hass.«
»Er hasst seine Opfer? Aber er kennt sie doch kaum.«
»O doch, er kennt sie gut. Nicht jeden persönlich, aber das, wofür sie stehen. Vor allem aber hasst er das, was sie für ihn bedeuten. Sie haben eine gemeinsame Vergangenheit. Aber ich möchte wetten, sein Hass geht noch weiter zurück. Und was er eigentlich töten will, ist die Geschichte.«
»Wie meinen Sie das?«
»Ich meine damit, dass er nie etwas anderes als Zorn gekannt hat.«
Der jüngere Mann beugte sich langsam dem Bild entgegen. »Das leuchtet ein«, sagte er nach einer Weile. »Vielleicht komme ich deshalb nicht mit ihm zu Rande.«
»Inwiefern?«
»Ich kann Perversion nachvollziehen. Ich kann nachvollziehen, dass man einen Rivalen umlegt. Ich kann nachvollziehen, dass man seinen Ehemann erschießt, weil er einen betrügt. Bis jetzt bin ich in der Lage gewesen, so ziemlich jeden nur denkbaren Grund für Mord irgendwie nachzuvollziehen. Doch diesmal nicht. Noch nicht. Und das macht mir zu schaffen, Simon.«
Der alte Detective lächelte. »Ich glaube«, gestand er, »ich habe Sie bis jetzt vielleicht ein bisschen unterschätzt.« Dann kratzte er sich in einer gespielten Geste der Neugier am Kopf. »Falls es tatsächlich das ist, was unseren Mann antreibt, finden Sie dann nicht, wir sollten vielleicht nach der Quelle suchen?«
»Der Quelle für seinen Hass?«
»Genau.«
Winter griff in einen kleinen Rucksack, den er bei sich hatte und der ein paar Bücher sowie seinen Notizblock enthielt. Mit ihm auf der Schulter kam er sich wie der älteste Student auf Erden vor. Er riss ein Blatt ab und reichte es Walter Robinson, der einen Blick darauf warf und dann mit einiger Verwirrung aufsah.
»Was heißt das?«, fragte der Detective. Dann las er stockend:

»Geheime Staatspolizei JFD dreizehn, Abtlg. einhunderteins.«
Er sah Winter an. »Das ist Deutsch, nicht wahr?«
»Richtig«, bestätigte Winter. »Ich vermute, das ist die operative Bezeichnung für den Jüdischen Fahndungsdienst. Da haben die Greifer gearbeitet. Da hat unser Mann seine Ausbildung bekommen und seine Berufung entdeckt. Ich hab auch ein paar Anrufe gemacht, beim Holocaust Center und bei ein oder zwei Historikern. Die haben mir geholfen. Jetzt müssen wir jemanden in Deutschland finden, von dem wir eine Liste mit den Männern erhalten können, die in der Abteilung gearbeitet haben. Denn dort muss irgendjemand noch am Leben sein und sich an den Schattenmann erinnern, und der kennt vielleicht auch seinen Namen. Er mag seinen Namen geändert haben, aber es wäre immerhin ein Anfang.«
Robinson schüttelte den Kopf. »Meinen Sie wirklich, die haben eine Liste der Killer geführt, die für sie tätig waren?«
»Ja. Nein. Könnte sein. Ich sag Ihnen, was ich bisher in Erfahrung gebracht habe. Zum Beispiel, dass die Deutschen über so ziemlich jeden Furz Verzeichnisse und Akten angelegt haben. Immerhin haben sie diese vollkommen verkehrte Welt geschaffen, in der die Gesetze die Schuldigen schützten und die Gerichte in der Hand von Kriminellen waren. Und weil das so bizarr war, musste das mit besessener Gründlichkeit organisiert werden. Organisation bedeutet Papierkram. Sophie hat kurz vor ihrem Tod davon gesprochen, und ich habe nicht richtig hingehört: *›Selbst wenn sie dich ermorden wollten, führten die Nazis darüber Buch.‹* Deshalb denke ich, dass es irgendwo eine Liste mit den Männern gibt, denen die Greifer unterstellt waren. All die Hauptleute, Leutnants und Feldwebel, die für den Papierkram zuständig waren. Und jetzt nach dem Ende der DDR wimmelt es da auf einmal von solchen Dokumenten. Käme auf den Versuch an.«
»Aber wie …«
»Haben Sie denn noch nie eine internationale Ermittlung durchgeführt?«
»Doch, schon. Wegen dieses kolumbianischen Drogendealers, von dem ich Ihnen erzählt habe. Hab deren Verbindungsbüro kontaktiert …«
»Dann lassen Sie uns genau das tun. In Deutschland. Zugleich sollten wir uns mit der Spezialabteilung des Generalstaatsanwalts im Justizministerium kurzschließen. Wie’s aussieht, taucht immer wieder

ein alter Nazi aus der Versenkung auf, und es gibt jemanden, der dafür zuständig ist. Die müssten eine Kontaktstelle in Deutschland haben.«
»Ich weiß nicht, Simon. Ich hab eher das Gefühl, wir sollten uns hier …«
»Hier suchen wir nach einem Schatten. Da drüben gibt es jemanden, der diesen Mann in Fleisch und Blut kennt.«
»Kannte. Vor fünfzig Jahren.«
»Immerhin. Derjenige weiß damit genug über ihn, was sich für uns als nützlich erweisen wird, wenn wir die Falle zuschnappen lassen.«
»Meinen Sie wirklich? Die könnten alle längst tot sein. Oder sie sind nicht scharf darauf zu reden.«
»Damit ist natürlich zu rechnen, aber wenn wir es nicht wenigstens versuchen …«
»Dann werden wir es nie erfahren. Okay, da sind wir einer Meinung.«
»Sehen Sie's mal so. Wenn Sie Reporter beim *Herald* wären und Sie bekämen einen Tipp, dieser Schattenmann sei hier, würden Sie dann nicht diese Anrufe machen?«
»Vermutlich ja.«
»Nun, wir tun mehr oder weniger dasselbe. Dabei reicht unser Arm weiter. Was halten Sie davon, wenn Miss Martinez ihre Position nützen würde? Das Büro der Staatsanwaltschaft wird bei der deutschen Polizei sicher ernst genommen. Und vergessen Sie nicht, die schicken ständig diese verdammten deutschen Touristen hier rüber nach Miami Beach. Die könnten durchaus ein Interesse daran haben, uns zu helfen.«
Simon Winter grinste.
»Ich sehe das so«, fuhr er fort, »wenn der Schattenmann uns in die Falle geht, sollten wir so grelle Scheinwerfer auf ihn richten, dass es für ihn keinen Ausweg gibt.«
Walter Robinson zuckte mit den Achseln. Die Vorstellung schien ihm unmöglich. Doch im nächsten Moment dachte er: Wieso eigentlich nicht?

22

Der erwartete Anruf

Espy Martinez ging beharrlich eine Telefonnummer nach der anderen durch. Auch wenn sie durchaus skeptisch war, ob sie finden würde, was sie brauchten, hielt sie es immerhin für möglich.
Sie hatte Walter Robinsons und Simon Winters Vorschlag befolgt und mit der Spezialabteilung des Generalstaatsanwalts im Justizministerium in Washington angefangen, jedoch schnell festgestellt, dass dies gelinde gesagt eine irreführende Bezeichnung war; wie sie erfahren hatte, bestand diese Abteilung nur aus einem winzigen Büro und war nicht einmal ganztägig besetzt.
Es handelte sich mehr oder weniger um einen Aufgabenbereich, der dem nächstbesten Karriereanwalt zugewiesen wurde, dem man eine Fallakte zu einem möglichen NS-Verbrecher in die Hand gedrückt hatte. Früher einmal ein echtes Büro, war es mit den Jahren – wie die Zahl der Menschen, die es verfolgen sollte – geschrumpft und fristete nur noch ein Mauerblümchendasein. Es befasste sich derzeit mit gerade mal zwei Fällen: einer Anschuldigung, dass ein Schlachter in Milwaukee ehemals ein Aufseher in Treblinka gewesen sei, und der Vermutung, dass sich hinter einem Priester in einem Kloster in Minnesota möglicherweise das Mitglied eines Exekutionskommandos der SS-Einsatzgruppen in Polen verbarg. Beide Fälle waren an die entsprechende Dienststelle der Einwanderungsbehörde weitergeleitet worden, wo sie, nach allem, was Espy Martinez erfuhr, zu den Akten genommen worden waren und wohl Staub ansetzen, bis sich jeder bürokratische Handlungsbedarf biologisch erledigte.
Das Außenministerium war ein wenig hilfreicher gewesen; nach einem halben Dutzend Anrufen, bei denen sie von einem Büro zum nächsten weitergereicht wurde, hatte ihr eine Sekretärin die Nummer einer polizeilichen Verbindungsdienststelle bei der amerikanischen Botschaft in Bonn gegeben.
Den ganzen Vormittag bis in den Nachmittag hinein hatte sich Espy Martinez von einem Adressaten zum nächsten durchgearbeitet, bis sie

schließlich mit einem soldatisch wirkenden Herrn von jovialem Wesen verbunden wurde, der, wie es der Zufall wollte, aus Tallahassee stammte und hocherfreut war, jemanden aus seiner Heimat in der Leitung zu haben. Der Mann bestätigte, dass die deutschen Behörden wahrscheinlich bereit, wenn auch nicht davon begeistert sein würden, ihr bei ihrer Suche zu helfen, allerdings nur, wenn sie ihnen einen Namen nannte.
»Meine Ermittlungen richten sich gegen Nazis«, sagte sie.
»Ja, Ma'am, das ist mir klar«, erwiderte der polizeiliche Verbindungsmann. »Die hiesige Polizei geht gegen alle Neonazi-Aktionen hart vor.«
»Ich interessiere mich nicht für Neonazis«, stellte sie richtig und hatte das Gefühl, es könnte vielleicht an der späten Stunde oder der Entfernung liegen, dass sie so schlecht verstanden wurde. »Hier geht es um echte Nazis. Eine Gestapo-Abteilung in Berlin, 1943.«
»Ach so«, meinte der Mann. »Also, das könnte schwierig werden.«
»Wieso?«
»Na ja, nach dem Krieg haben die Alliierten und danach die westdeutschen Behörden eine Reihe von Leuten zu Kriegsverbrechern erklärt. Aber dabei handelte es sich um die hohen Tiere. Die auf der Planungs- und Kommandoebene. Dagegen wurden die ausführenden Organe, na ja, entnazifiziert und wiedereingegliedert.«
»Sie meinen, sie haben einfach da weitergemacht, wo sie vor dem Krieg aufgehört hatten?«
»Ja, Ma'am. Darauf lief es mehr oder weniger hinaus. Sehen Sie, wenn die versucht hätten, jeden zu verfolgen, der mal Nazi war und für die gearbeitet oder denen auf die eine oder andere Art geholfen hat, also, dann wären sie wahrscheinlich mit den Prozessen heute noch nicht durch. Natürlich gibt es Ausnahmen. Zum Beispiel die Aufseher der Konzentrationslager. Oder Leute, die an Massenexekutionen teilgenommen haben. So was in der Art. Allerdings wäre mir neu, dass irgendeiner dieser Fälle tatsächlich vor Gericht gelandet ist. Wenn Sie sich die Abstimmungen im Bundestag dazu ansehen, dann stoßen Sie auf einen Wust an Amnestien und Gnadenerweisen und Neudefinitionen von kriminellen Handlungen. Außerdem auf alle möglichen Verjährungsfristen. Was sag ich, die haben sogar mehrere

Gesetzesvorlagen darüber eingebracht, was in Kriegszeiten unter Mord zu verstehen war.«
Der Polizeiverbindungsmann schwieg, dann fügte er hinzu: »Ist schon eine seltsame Sache, das mit der Erinnerung, Ma'am. Ich habe das Gefühl, je länger der Krieg vorbei ist, desto weniger wollen die Leute sich an all das erinnern. Dann haben Sie auf einmal diese ausländerfeindlichen Demonstrationen der Neonazis auf den Straßen und gewalttätige Ausschreitungen, sogar Mord und Hakenkreuzfahnen und Leute, die *Mein Kampf* lesen. Die machen die Behörden ganz schön nervös.«
»Aber Mitgliederverzeichnisse, Dokumente …«
»Oh, da haben Sie recht, Ma'am. Da gibt es mit Sicherheit irgendwo eine Liste. Wahrscheinlich mit allen Namen, für die Sie sich interessieren. Das Problem ist nur, sie zu finden. Die haben dieses riesige Bundesarchiv, aber sie sind immer noch mit dem Sortieren und Katalogisieren beschäftigt. Außerdem ein Riesenstück Arbeit, besonders jetzt, wo von den Russen und der ehemaligen DDR Millionen weiterer Papiere rüberkommen. Wenn Sie in einen Flieger steigen und hart am Ball bleiben würden, dann könnten Sie wohl irgendwo in diesem Archiv finden, was Sie suchen. Wenn Sie die Namen liefern, dann finden meine Polizeikontakte die Kerle auch, falls sie noch am Leben sind. Aber das ist ein Riesenaufwand. Haben Sie entsprechend viel Zeit, Ma'am?«
»Nicht viel.«
Der Mann schien pessimistisch. »Sehen Sie, Ma'am, das, wonach Sie suchen, wird nicht als polizeiliche Angelegenheit betrachtet. Nicht mehr. Jetzt ist es eine Aufgabe für Historiker. Das Leben muss weitergehen. Verflucht, wissen Sie, dass es hier ein Riesenthema ist, was in der Schule über die Epoche erzählt wird? Es gibt eine beträchtliche Zahl von Leuten, die entweder wollen, dass man gar nicht drüber redet, oder aber glauben, es sei alles halb so schlimm gewesen. Außer natürlich für die Verlierer des Systems.«
Espy Martinez fragte sich, an welchem Punkt Mord aus dem Zuständigkeitsbereich der Polizei und der Staatsanwälte in den von Doktoranden wechselte.
Der Polizeiverbindungsmann mit seinem behäbigen Nord-Florida-Akzent schien zu überlegen.

»Also, Miss, eigentlich darf ich diesen Vorschlag gar nicht machen …« Martinez saß mit einem Schlag aufrecht. »Was denn?«
»Na ja, könnte mir denken, dass Sie Ihre Fragen den einzigen Leuten stellen sollten, die heute noch aktiv Nazis jagen. Die Leute, die sich nicht allzu sehr dafür interessieren, wie der Bundestag Verbrechen definiert. Ich meine, da gibt es Leute, die der Meinung sind, dass die Verbrechen von damals immer noch auf die Tagesordnung der Welt gehören.«
»Wen haben Sie da im Auge?«
»Sie haben diese Nummer nicht von mir«, sagte der Mann. »Ich kenne Sie nicht, und ich werde es leugnen, falls es einmal zur Sprache kommen sollte. Politik, wissen Sie. Wir arbeiten mit den Deutschen zusammen. Sind die besten Freunde, in fast jeder Hinsicht. Aber wenn es um ehemalige Nazis geht, werden sie sehr empfindlich. Sind nicht gerade auskunftsfreudig. Besonders, wenn die Bitte aus dem Ausland kommt. Lassen sich nicht gerne an all diese Dinge erinnern. Besonders diesen alten Herrn mögen sie nicht besonders. Er und seine Leute gemahnt sie immer wieder an ihre, wie soll ich sagen, dunkle Seite.«
»Die Nummer?«
»Das ist im Grunde alles, was sie tun. Daran erinnern. Scheint mir eine ehrenvolle Sache zu sein, aber natürlich hat jeder, der einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, und besonders, wenn es sich um das größte Verbrechen aller Zeiten handelt, ein gutes Gedächtnis.«
»Wen meinen Sie?«
»In Wien. Dort gibt es das Wiener Wiesenthal-Institut. Besteht im Grunde nur aus dem alten Herrn, der Gott sei Dank ein phänomenales Gedächtnis hat, und dazu ein paar engagierten Leuten, die für ihn arbeiten. Wenn irgendjemand weiß, wer 1943 für diese Abteilung in Berlin zuständig gewesen ist, dann die. Und wenn die hören, wonach Sie suchen, dann helfen die Ihnen umso lieber. Dann haben Sie vielleicht Glück und bekommen ein oder zwei Namen. Danach können Sie sich wieder bei mir melden, und ich kitzle meinen Freunden bei der Polizei die Adresse raus.«
Der Verbindungsmann diktierte ihr eine Nummer und legte auf. Uns alle verfolgen die Erinnerungen bis in unsere Träume, dachte Espy Martinez, und sie fragte sich, wieso die Welt so erpicht darauf war, sie zu vergessen. Einen Moment musste sie an ihren ermordeten Bruder denken

und daran, dass sie niemals vergessen würde, was ihm angetan worden war, egal, was das Leben ihr noch brachte. Doch im nächsten Augenblick drängte sich ihr die Frage auf, ob das eigentlich so klug war. Und da sie nicht in der Verfassung war, dem Problem weiter auf den Grund zu gehen, starrte sie auf die Nummer und nahm den Hörer ab. Wie bei den meisten Auslandsgesprächen dauerte es eine Weile, bis sie durchkam, und dann sah sie sich gezwungen, eine Nachricht zu hinterlassen. Trotz der Abendstunde, die in Wien aufgrund der Zeitverschiebung herrschte, dauerte es nur eine Stunde, bis jemand zurückrief. Der Jemand war eine junge Frau, vielleicht im gleichen Alter wie sie selbst. Sie sprach ein Englisch, das von Bildung zeugte und mit einem Akzent versehen war, den Espy Martinez nicht einordnen konnte. Deutsch war es nicht. Die junge Frau stellte sich als Edie Wassermann vor und sagte, sie sei eine Mitarbeiterin des Instituts. Der Namensgeber, fügte sie im selben Atemzug hinzu, sei gerade zu einer Ehrung in Israel und daher nicht zu sprechen.
»Aber an welchen Auskünften sind Sie interessiert, Miss Martinez?«
»Ich versuche, jemanden zu finden, der 1943, während des Krieges, in Berlin in einer bestimmten Abteilung gearbeitet hat.«
»Haben Sie die Abteilungsnummer?«
»Ja, wir vermuten es zumindest. Abteilung einhunderteins, Geheime Staatspolizei …«
»Die Gestapo war besser darin, Akten zu vernichten, als viele andere Organisationen. Zum Beispiel die SS. Deren Arroganz stand offenbar ihrer Grausamkeit in nichts nach. Ja. Sie interessieren sich also für die Gestapo im Berlin von 1943. Das ist schon seltsam, dass eine Staatsanwältin aus Miami sich für eine Zeit interessiert, die lange vor ihrer Geburt liegt, und dann auch noch für die Gestapo in Berlin. Das haben wir wirklich nicht alle Tage. Was ist das für eine Abteilung?«
»Der Jüdische Fahndungsdienst«, antwortete Espy Martinez.
Zunächst herrschte in der Leitung tiefes Schweigen. Nach einer Weile erwiderte die Frau bedächtig: »Ja, wir wissen von dieser Abteilung. Die Greifer?«
»Genau.«
»Eine Staatsanwältin aus Miami, Florida, in den Vereinigten Staaten, ruft uns aus heiterem Himmel an, weil sie sich für die Greifer interessiert?

Das ist höchst faszinierend. Was wollen Sie denn wissen?«
»Ich brauche Informationen über jemanden, der sich der Schattenmann nannte …«
»Der Schattenmann ist tot, Miss Martinez.«
Wieder breitete sich Schweigen aus.
»Wieso sagen Sie das?«
»Weil eine Frau namens Kübler, die als ›das blonde Gift‹ bekannt war und die mehr oder weniger das Gleiche tat wie der Schattenmann, bei ihrer Verhaftung und im Prozess auf die Frage nach dem Verbleib der anderen Greifer ausgesagt hat, sie seien mit den letzten Transporten nach Osten verschleppt worden. Sie wissen, was das bedeutete, Miss Martinez? Das hieß, sie kamen um.«
»Aber Sie haben Erkenntnisse über diese Abteilung?«
»Ja, eine Menge Informationen verdanken wir den Prozessakten zum Fall Kübler, über die wir noch gar nicht lange verfügen, denn sie kam in der DDR vor Gericht. Viele Namen, die wir bis dahin nicht kannten. Ein paar andere Dokumente haben wir aus privater Hand. Allerdings sind Gestapo-Akten sehr rar und kostbar, Miss Martinez. Sehr unvollständig, leider Gottes. Aber wieso interessieren Sie sich für diesen Mann, der auf jeden Fall tot sein muss? Sie sind weder Historikerin noch Journalistin.«
»Weil ich nicht glaube, dass er tot ist.«
»Der Schattenmann am Leben? Haben Sie dafür Beweise?«
»Ich habe Tote, Miss Wassermann. Menschen, die glaubten, ihn hier bei uns gesehen zu haben, und die danach ermordet wurden.«
»Menschen? Wer sollte den Schattenmann wiedererkennen können?«
»Eine Handvoll Überlebende.«
Espy Martinez hörte, wie die junge Frau nach Luft schnappte. Eine Weile war es still, dann sagte sie: »Ich muss mehr wissen. Ich werde Ihnen nach besten Kräften helfen, aber wir müssen mehr darüber wissen. Falls dieser Mann noch lebt, dann muss er einer Bestrafung zugeführt werden. Das ist wichtig, Miss Martinez. Unabdingbar.«
»Namen. Ich brauche Namen. Wenn wir herausfinden können, wer er früher war, dann vielleicht auch, wer er heute ist.«
»Ja, ja«, antwortete Wassermann. »Ich kümmere mich augenblicklich darum. Ich rufe zurück, sobald ich etwas für Sie habe. Namen.«
Sie legte auf, und Espy Martinez hatte das Gefühl, dass sie endlich

gewisse Fortschritte machte. Sie überlegte, ob sie Walter Robinson anrufen sollte, um ihn auf den neuesten Stand zu bringen, beschloss jedoch, damit zu warten, bis sie etwas Konkretes vorzuweisen hatte. Und so wanderte sie stattdessen rastlos in ihrem kleinen Büro hin und her und blätterte zwischendurch in anderen unerledigten Fällen, die sie vernachlässigt hatte. Da sie das nur noch nervöser machte, schob sie diese Akten beiseite, blieb an ihrem Schreibtisch sitzen und starrte auf das Telefon. Die Zeit zerrte an jeder Faser ihrer Nerven.
Es musste in Wien bereits nach ein Uhr nachts sein, als es endlich in Miami klingelte.
»Miss Martinez?«
»Miss Wassermann?«
»Ich habe einige Namen für Sie, aber ich muss Sie zuerst um ein Versprechen bitten.«
»Worum geht es?«
»Dass Sie, falls der Schattenmann tatsächlich noch am Leben ist, uns Ihre Erkenntnisse mitteilen. Nicht nur, wer er ist, sondern auch, wie er 1944 dem Tod entrinnen konnte und wie er es in die USA geschafft hat. Sämtliche Einzelheiten seiner Vergangenheit, Miss Martinez. Jedes Detail ist für uns von Interesse.« Sie legte eine Pause ein und fuhr dann fort: »Er hat viele in den Tod getrieben, Miss Martinez. Und nach unserer Überzeugung hat er einige selbst ermordet. Es gibt viele, die erleben wollen, dass dieser Mann seine gerechte Strafe bekommt.«
»Genau das habe ich vor, Miss Wassermann«, erwiderte Martinez. »Möglicherweise verstehen wir nicht dasselbe unter Gerechtigkeit.«
»Ich werde Ihnen sämtliche Informationen zukommen lassen, über die ich selbst verfüge, solange ich damit nicht mein eigenes Verfahren gegen ihn gefährde. Sie interessieren sich für die Morde vor fünfzig Jahren. Ich will ihn wegen mehrerer Morde vor Gericht sehen, die hier und jetzt geschehen sind.«
»Verstehe.«
Wieder zögerte die Frau. »Es ist ein seltsames Gefühl, Miss Martinez, wenn man endlich einem von diesen Männern auf die Spur kommt. Meistens SS. Lagerkommandanten. Sie verbreiten eine besondere Kälte. Vielleicht rührt das daher, dass sie so lange mit solch kolossalen Lügen gelebt haben, dass sie am Ende glauben, sie hätten nichts falsch

gemacht …«
Die Frau schwieg einen Moment, dann sagte sie zum Abschluss: »Ich gebe Ihnen jetzt fünf Namen aus unseren Archiven, mehr kann ich auf die Schnelle nicht tun. Aber ich arbeite weiter daran. Zwei Männer hatten einen Rang inne, der dem eines Majors entspricht, das heißt, sie müssen 1943 um die dreißig bis vierzig gewesen sein, daher würde ich mir von denen nicht allzu viel versprechen, falls sie überhaupt noch am Leben sind. Bei den anderen drei handelt es sich um einen Hauptmann und zwei Feldwebel. Viel Glück! Ich bezweifle allerdings, dass sie mit Ihnen kooperieren werden, selbst wenn sie etwas wissen. Aber man weiß ja nie.«
Espy Martinez notierte sich die Namen. Sie starrte darauf, während sie einen Kaffee trank und darauf wartete, dass die frühen Morgenstunden in Berlin anbrachen. Pünktlich um acht Uhr mitteleuropäischer Zeit wählte sie die Nummer des Bonner Polizei-Kontaktmanns. Zu ihrer Überraschung war er an seinem Schreibtisch.
»Fündig geworden, Miss Martinez?«
»Möglicherweise ja. Sie hatten recht. Die Leute waren sehr motiviert, mir zu helfen …«
»Gut, hatte ich mir gedacht.«
»Ich habe ein paar Namen. Könnten Sie die durch irgendwelche Datenbanken schicken? Steuerlisten? Führerscheine? Es handelt sich ausnahmslos um ältere Menschen …«
»Ich will sehen, was ich für Sie tun kann. Bleiben Sie in der Nähe Ihres Telefons. Ich werde der Polizei einfach erklären, diese Namen seien bei einer Mordermittlung in den Staaten gefallen. Ich sag ihnen, wir suchen nach den nächsten Angehörigen oder so. Die Polizei wird misstrauisch sein, aber schauen wir mal.«
Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück und beobachtete, wie der kleine Zeiger voranschlich.
Die Erschöpfung gewann langsam Oberhand, und Espy Martinez rieb sich mit den Händen übers Gesicht. Sie legte den Kopf auf den Tisch.
Das Klingeln des Telefons weckte sie. Sie zuckte erschrocken zusammen und fiel beinahe von ihrem Stuhl, dann griff sie nach dem Hörer.
Es war fast fünf Uhr morgens, und als sie sich meldete, fühlte sie sich ein wenig benommen. Der Anruf kam von dem Kontaktmann in Bonn.

»Miss Martinez?«
»Ja?«
»Ah, ich merke, Sie arbeiten rund um die Uhr. Wild entschlossen, diesen Kerl zu schnappen, was? Wie ist das Wetter daheim im schönen Florida?«
Sie schüttelte energisch den Schlaf ab. »Na ja, bei mir hier im Justizgebäude herrschen konstante zwanzig Grad Celsius. Ich bin seit vielen Stunden nicht mehr draußen gewesen.«
»Fehlt mir schon irgendwie. Die Palmen und sogar die verfluchte schweißtreibende Hitze. Sie wissen gar nicht, wie angenehm das ist, bis es Sie in ein kaltes Land wie Deutschland verschlägt.«
»Kann ich mir denken.«
»Also, Folgendes habe ich anzubieten: Von diesen fünf Namen können Sie sich nur bei zweien überhaupt etwas versprechen, wenn man Alter und Wohnort in Betracht zieht. Das waren die Männer, die nach Ihrer Auskunft den Rang eines Feldwebels bekleidet haben. Einer der Jungs, Friedmann, also, das ist fast so wie Smith in New York. Hatten Hunderte auf der Liste. Der andere, Wilmschmidt, ist um einiges seltener. Trotzdem noch ein paar Dutzend quer durchs Land verteilt. Ich kann Ihnen zu beiden die kompletten Listen faxen.«
»Gut«, sagte sie müde. »Das wäre nett. Ich fange am besten …«
»Ich schicke Ihnen also die Listen, aber da war einer dabei, der mir direkt ins Auge gesprungen ist und mit dem Sie vielleicht anfangen wollen.«
Espy Martinez setzte sich aufrechter hin. »Inwiefern?«
»Na ja, wäre das richtige Alter, und er wohnt immer noch in einem Vorort von Berlin, aber vor allem entnehme ich dem Archiv, dass er mal bei der Polizei war. Und zwar in den vierziger Jahren. Wissen Sie noch, was ich Ihnen über die Entnazifizierung und die Wiedereingliederung während der Besatzung gesagt habe?«
»Selbstverständlich.«
»Nun, Miss Martinez, Sie müssen verstehen, wie es 1945 in diesem Land aussah. Nur Tod und Trümmer. Viel mehr war da nicht. Sie erinnern sich an Ihren Geschichtsunterricht? Die Luftbrücke? Irgendjemand musste für Ordnung sorgen, folglich hielten sich die Alliierten sehr oft an die Leute mit Erfahrung. Also war es nicht allzu schwer, den Sprung in die

Nachkriegspolizei zu schaffen, selbst wenn man mal bei der Gestapo gewesen war. Das ist jetzt reine Spekulation, aber das wäre meine Wahl für Ihren Mister X. Sie haben bis jetzt ziemlich viel Glück gehabt, also wär's den Versuch wert, meinen Sie nicht?«
Sie notierte sich die Telefonnummer und gab ihrerseits dem Polizeiverbindungsmann die Faxnummer der Staatsanwaltschaft von Dade County durch. Sie starrte einen Moment auf die Zahlen, versuchte, sich zu konzentrieren und die Restmüdigkeit abzuschütteln.
Wieso nicht? Ist einen Versuch wert.
Sie wählte, ohne sich im Geringsten im Klaren zu sein, was sie sagen sollte.
Es klingelte ein halbes Dutzend Mal, bevor sich jemand meldete.
»Hallo?«
»Hallo. Ich versuche, einen Herrn namens Klaus Wilmschmidt zu erreichen. Mit wem spreche ich denn?«
»Wie bitte? Nicht sprechen Englisch. Einen Moment …«
Es war still in der Leitung, dann fragte eine zögerliche, jüngere Stimme:
»Hallo? Worum geht es bitte?«
»Sprechen Sie Englisch?«
»Ja. Wer ist denn da?«
»Mein Name ist Martinez. Ich bin Staatsanwältin bei der Staatsanwaltschaft des Dade County in Miami, Florida. Ich stecke mitten in einer Morduntersuchung, und ich glaube, ein gewisser Klaus Wilmschmidt kann uns mit wichtigen Informationen helfen. Ich würde ihn gerne sprechen.«
»Ja, Sie sind hier richtig. Ich bin seine Tochter. Aber Mord? Wie soll ich das verstehen? Er war nie in den Vereinigten Staaten.«
Espy Martinez hörte, wie jemand im Hintergrund auf Deutsch eine Frage stellte und die Tochter ihn um Schweigen bat.
»Es handelt sich um Informationen aus der Kriegszeit, vor fünfzig Jahren. Über die Gestapo-Abteilung einhunderteins in Berlin. Hat Ihr Vater da gearbeitet?«
Es kam keine Antwort.
»Miss Wilmschmidt?«
Immer noch war es in der Leitung still.
Sie hörte einen Wortschwall auf Deutsch, einen aufgeregten

Schlagabtausch, bevor die Tochter antwortete: »Die Zeiten sind vorbei. Er kann Ihnen nicht helfen. Ich lasse das nicht zu.« Die Stimme der Frau zitterte.
Espy Martinez sprach schnell: »Ich versuche, etwas über einen Mann herauszufinden, der in dieser Abteilung gearbeitet hat. Einen Mann, der möglicherweise heute Morde begangen hat. Es ist wichtig. Ihr Vater könnte uns Informationen liefern …«
»Er wird nicht über diese Zeiten reden. Das ist alles vorbei, Miss … Ich habe Ihren Namen nicht verstanden …«
»Martinez.«
»… Miss Martinez. Er ist alt, und das ist längst Geschichte, er hat ein anständiges Leben geführt, Miss Martinez. Er war Polizist und ein anständiger Mensch. Ich werde ihn nicht an diese alten Zeiten erinnern. Er ist alt und krank, Miss Martinez. Er ist krank und hat es verdient, seinen Lebensabend in Ruhe zu verbringen. Daher werde ich Ihnen nicht helfen, nein.«
»Miss Wilmschmidt, bitte. Nur eins. Bitte fragen Sie ihn, ob er von jemandem wusste, den man den Schattenmann nannte. Falls nicht …«
»Das werde ich nicht tun. Er ist krank. Er hat seine Ruhe verdient.«
»Miss Wilmschmidt …«
Bevor sie ihre flehentliche Bitte zu Ende bringen konnte, hörte sie wieder die barsche Stimme im Hintergrund, die in forderndem Ton etwas fragte, dann einen schrecklichen Hustenanfall. Sie hörte, wie die junge Frau eine verärgerte Antwort gab, darauf folgte ein weiteres hitziges Wortgefecht, bevor die Tochter sich erneut am Telefon meldete.
»Wie war der Name, den Sie erwähnten, Miss Martinez?«
»Der Schattenmann.«
Martinez hörte, wie sich die Frau vom Telefon abwandte und den Namen weitergab. Es folgte Schweigen. Nach einer längeren Pause hallte erneut Deutsch zu ihr herüber. Schließlich war die junge Frau wieder am Apparat. Ihre Stimme klang seltsam unschlüssig, als hätte sie etwas gesehen, das sie sich nicht erklären konnte und das ihr Angst einjagte.
»Miss Martinez?«
»Ja?« Sie hörte, wie die Tochter des Polizisten gegen einen Schluchzer ankämpfte.
»Mein Vater sagt, er wird mit Ihnen reden, wenn Sie herkommen, so

dass er Sie von Angesicht zu Angesicht sehen kann.«
»Dann weiß er etwas?«
»Ich bin überrascht. Er hat nie über die Zeit gesprochen, jedenfalls nicht mit …« Sie hielt inne, schnappte nach Luft und fuhr dann fort: »Sie kommen her? Er kann nicht reisen. Dafür ist er viel zu krank. Aber er wird mit Ihnen reden.«
Wieder legte die Frau eine Pause ein.
Im Hintergrund war der nächste Wortwechsel zu hören.
»Er hat etwas höchst Merkwürdiges gesagt.« Ihre Stimme zitterte.
»Was denn?«, fragte Espy Martinez.
»Er meint, er hätte seit fünfzig Jahren jeden Tag auf diesen Anruf gewartet.«

23

Der Mann, der einstmals das Töten lehrte

Walter Robinson stand nur einen Meter von den Leichen eines älteren Mannes und einer älteren Frau entfernt. Sie lagen in einer teuren, gepflegten Wohnung mit Meeresblick Seite an Seite auf ihrem Bett. Der Mann trug Smoking, die Frau ein etwas altmodisches, langes Abendkleid aus eierschalenweißem Satin, und die beiden wirkten wie ein Paar, das gerade von einer Silvesterparty nach Hause gekommen ist. Die Frau war sorgfältig geschminkt, und jedes Mal, wenn ein Polizeifotograf eine Aufnahme machte, funkelten ihre Diamantenohrringe. Der Mann schien seinen dichten weißen Schnauzbart frisch gestutzt und das Haar zurückgegelt zu haben. Er hatte sich die Zeit genommen, ein leuchtend rotes Seidentaschentuch gefaltet in die Brusttasche zu stecken, so dass es auf dem Schwarz des Jacketts einen Farbtupfer bildete, der dem Mann im Tod etwas Beschwingtes, Unbekümmertes verlieh.
Auf einem Nachttisch lag neben den beiden halb geleerten hochstieligen Gläsern ein Schlaftablettenröhrchen. In einem silbernen Sektkühler hielt in ein paar Zentimetern Wasser eine Flasche Perrier Jouet mit den eingravierten Blumen im grünen Glas einsam Totenwache.
Er wünschte sich, sie hätten einen Abschiedsbrief hinterlassen, doch es war keiner zu finden. Dafür hatte das Paar jedoch gewissenhaft alle wichtigen Papiere sortiert, die Versicherungspolicen, Kopien ihrer Testamente, ihren Hypothekenvertrag sowie Kontoauszüge in einem säuberlichen Stapel auf dem Esstisch zurechtgelegt. Auf ihrem Balkon stand ein Tisch mit paar Topfpflanzen; er ging hinaus, berührte bei jeder die Erde und stellte fest, dass sie feucht war. Mit einem langen, tiefen Atemzug sog er die feuchte, frühmorgendliche Luft ein, blickte übers Meer und sah zu, wie die Dunkelheit sich langsam lichtete, während die Minuten dem Morgen entgegenkrochen.
Er trat wieder in die Wohnung. Im Schlafzimmer machte sich der leitende Ermittler Notizen zu dem Doppelselbstmord, und Robinson gesellte sich zu ihm.
»Die haben sogar die Pflanzen gegossen«, sagte er.

»Haben an nahezu alles gedacht«, erwiderte der andere Detective. »Sie haben sogar einen Stapel an ihre Verwandten adressierter Briefumschläge hinterlassen, und eine Liste mit Anweisungen für das Bestattungsinstitut.«
»Schon ’ne Ahnung, wieso?«
Der Detective nickte. »Zuoberst.«
Er reichte Walter Robinson einen braunen Umschlag, und Robinson zog die Papiere heraus, die er enthielt. Es handelte sich um Untersuchungsergebnisse sowie einen Brief aus einer Arztpraxis, der an eine Broschüre mit dem Titel *Alzheimer verstehen* geheftet war.
»Ich denke, die haben es recht gut verstanden«, meinte der Detective. »War nicht allzu schwer zu sehen, was sie erwartete. Leichter, jetzt abzutreten, als gegen die Krankheit anzukämpfen.«
Robinson schüttelte den Kopf. »Kann ich nicht nachvollziehen«, entgegnete er. »Ich kann nicht verstehen, wie man auch nur eine Minute seines Lebens bereitwillig aufgibt, egal, wie lausig es sein mag.«
»Komm schon, Walt, was soll am Leben so toll sein?«
Robinson wollte die Frage gerade beantworten, als der Pager an seinem Gürtel piepste. Er ging in die Küche, um zurückzurufen.
Der Beamte der Polizeifunkzentrale hatte einen rüden unverbindlichen Ton. »Detective, ich habe zwei Nachrichten für Sie. Sind fast gleichzeitig reingekommen.«
»Ja?«
»Sie sollen die stellvertretende Staatsanwältin Martinez in ihrem Büro anrufen. Und ich habe eine dringende Bitte von Sergeant Lionel Anderson von der städtischen Polizei Miami, Sie möchten sich mit ihm treffen.«
»Lion-Man?«
»Er hat mir folgende Adresse gegeben: King Apartments. Sagt, Sie wüssten die Nummer. Sagt, Sie hätten ein Problem mit einem Zeugen.«
»Ein Problem?«
»Ja – was für eins, hat er nicht gesagt.«
Robinson beendete das Gespräch mit dem Beamten und rief Espy Martinez an. Als sie abnahm, scherzte er: »Gibt’s nicht irgend so einen Song darüber, hart zu arbeiten, nur damit man in die Spätschicht kommt?«

Sie schmunzelte trotz ihrer Erschöpfung. »Ich möchte es nicht zur Gewohnheit machen.«
»Schon was erreicht?«
»Ja, denke schon.«
Seine Augenbrauen schossen in die Höhe, und in seiner Reaktion schwang ungläubiges Staunen mit. »Tatsächlich? Was hast du rausgefunden?«
»Ein Mann kannte damals im Krieg den Schattenmann.«
»Wo steckt er?«
»In Berlin. Er ist alt und krank, und er hat eine Tochter, die nicht will, dass er mit irgendjemandem über diese Zeit redet. Er will nur von Angesicht zu Angesicht mit mir sprechen.«
»Dann geh«, sagte Robinson impulsiv. »Flieg noch heute.«
Martinez atmete langsam aus. »Hatte ich mir auch gedacht.«
»Geh einfach hin und rede mit dem Mann. Was immer wir von ihm erfahren …«
»Ich hab einen Flug gebucht. Kannst du mitkommen?«
»Würde ich liebend gerne. Aber daraus wird wohl nichts. Die Herren da oben würden so ein aussichtsloses Unterfangen wohl kaum autorisieren.«
»Hältst du es denn dafür?«
»Nein. Weil bei diesem Fall nichts so ist, wie es zunächst aussieht. Also, geh und finde diesen alten Mann und rede mit ihm. Kannst du schon heute fliegen?«
»Es gibt am Nachmittag einen Flug über London. Ich kann im Flieger schlafen.«
»Rede mit ihm und komm gleich zurück. Vielleicht bekommst du einen Namen, und ich brauch den Bastard nur noch im Telefonbuch nachzuschlagen, mir einen netten Haftbefehl zu besorgen, und alle können wieder um fünf Uhr abends Feierabend machen.«
»Es ist nie simpel. Was hast du vor, während ich mich in Europa vergnüge?«
»Also, jetzt gleich muss ich rüber zu unserem Hauptzeugen. Hab eine Nachricht bekommen, es gäbe Probleme mit Jefferson.«
»Mr.Leroy Fucking Jefferson? Was für ein Problem?«
»Werde ich erst erfahren, wenn ich da bin. Wahrscheinlich will er sich beschweren, weil die Preise für Crack gestiegen sind, während er im

Gefängnis war, und er will mich persönlich dafür haftbar machen. Ich fahr jetzt rüber. Gib mir deinen Rückflug durch, und ich hol dich ab. Und erzähl mir, was du von diesem Kerl erfährst. Was war er, ein Nazi?«
»Ein Nazi und ein Cop.«
Walter Robinson grinste. »Verdammt. Das behauptet jeder Mistkerl, den wir verhaften, und jeder Anwalt, der ihn vertritt. Könnte interessant sein, jemanden kennenzulernen, der es tatsächlich gewesen ist.«

Das erste Morgengrauen schien ihn über den Damm zu scheuchen, als er von Miami Beach nach Liberty City und zu den King Apartments fuhr. Die Erschöpfung nach einer Nacht, die er im Angesicht eines unspektakulären Todes zugebracht hatte, setzte seine Reaktionsgeschwindigkeit herab und lähmte sein Denken. Fast wie jemand kurz vor der Promillegrenze, dachte er. Er fühlte sich etwas benommen, so dass er sich nicht richtig konzentrieren konnte. Er wünschte sich, er hätte mit Espy zum Flughafen fahren können, wusste jedoch sehr genau, dass das unmöglich war. Und in seinem Hinterkopf schwang ständig die diffuse Sorge um Frieda Kroner und Rabbi Rubinstein mit. Simon Winters Rat, den Polizeischutz abzuziehen, hatte er nur teilweise befolgt. Stattdessen hatte er zwei nicht gekennzeichnete Fahrzeuge mit Beamten in Zivil zum Observieren ihrer Wohnung abgestellt. Er konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob der Schattenmann ihnen auflauerte, doch der Verdacht nagte hartnäckig an ihm. Trotz alledem hatte Robinson das Gefühl, dass es voranging. Er hatte ein Bild und einen Zeugen und den Teilabdruck eines Fingers als Beweis. Genug für eine Verurteilung. Jetzt fehlte nur noch ein Name, der, wie er hoffte, in greifbare Nähe rückte, besonders, wenn sie erst einmal Winters Plan umsetzten, den Schattenmann aufzuscheuchen.
Alles in allem, zog er ein vorläufiges Fazit, hatten sie die Dinge einigermaßen im Griff. Er gähnte ein-, zweimal und strich sich über die Stirn, als er langsam die Twenty-second Avenue hinunterrollte und zu Leroy Jeffersons Gebäude einbog.
Als Erstes sah er die dort versammelten Streifenwagen, und alle Müdigkeit war verflogen. Dann entdeckte er den Transporter der Spurensicherung, was ihn wie ein Stromschlag traf. Er bremste scharf am Bürgersteig und drängte sich durch eine kleine Gruppe Schaulustiger,

deren Gesichter im fahlen ersten Morgenlicht bleich und verquollen wirkten. Er winkte kurz den Beamten in Uniform zu, die die Unbefugten auf dem Bürgersteig zurückhielten, und eilte zum Mietshaus. Auf den ramponierten Fahrstuhl verzichtete er und sprang stattdessen mit wenigen Sätzen die Außentreppe hoch.
In einer Schar von einem guten halben Dutzend Polizisten entdeckte er Juan Rodriguez und Lionel Anderson vor der Tür zu Jeffersons Wohnung. Mehrere Kriminaltechniker arbeiteten in diesem Bereich, einer davon mit einem Fingerabdruck-Set an der Tür.
Sergeant Lion-Man sah ihn als Erster und wies mit einer hilflosen kleinen Geste auf die Wohnung.
»Wo ist Jefferson?«, wollte Robinson in dringlichem Ton wissen.
»Drinnen«, antwortete Anderson. »Das, was von ihm übrig ist.«
Rodriguez trat zur Seite, um ihn hereinzulassen. »Achte darauf, wo du hintrittst, Walt, Amigo. Da drinnen ist kaum eine Stelle ohne Blut.«
Das Licht, das durch die Wohnungstür drang, glitzerte auf dem Stahlrohrrahmen des Rollstuhls. Es lag eine stickige Wärme und der süßliche Geruch von Blut in der Luft, als sei der Raum gleichermaßen von der tropischen Sommerhitze und dem kaltblütigen Mord aufgeheizt.
Robinson ging langsam auf die Leiche zu; er zwang sich, Jefferson mit den Augen des Ermittlers zu sehen und jedes Detail im Raum einzeln und vollständig aufzunehmen. Jefferson hatte die Augen offen, musste demnach seiner eigenen Ermordung bewusst beigewohnt haben.
Robinson schauderte und starrte auf das Klebeband um die Handgelenke des Opfers; er sah den zweiten Streifen über seinem Mund, der ihn am Schreien gehindert hatte. Das graue Band war an den Rändern leuchtend rot verschmiert und an seinen Mundwinkeln verkrustet. Seine toten Augen starrten auf ein Meer von dunkelrotem Blut auf dem Boden unter dem Rollstuhl. Er sah, dass der Verband an Jeffersons zerschossenem Knie aufgerissen war, und zweifelte keinen Augenblick, dass Jefferson in seinen letzten Momenten entsetzliche Qualen erlitten hatte.
Ihn überkam eine seltsame Mischung aus Traurigkeit und Wut. Er wollte Jefferson verfluchen, ihn an den Schultern packen und schütteln, bis er wieder zum Leben erwachte. Stattdessen presste er beim Anblick des Tatorts leise einen Schwall von Flüchen zwischen den Zähnen heraus und stellte fest, dass all die Zuversicht, die er auf der Fahrt über den

Damm empfunden hatte, in sich zusammenfiel.
Ein Blitzlicht leuchtete auf, und Robinson sah, wie sich der Gerichtsmediziner neben der Leiche herunterbeugte und behutsam den Kopf des Toten anhob, um sich einen langen scharlachroten Schnitt in der Kehle anzusehen.
»Ist das die Todesursache?«, fragte ihn Robinson.
»Schon möglich. Vielleicht aber auch nicht. Schwer zu sagen«, erwiderte der Gerichtsmediziner und schüttelte den Kopf.
»Was dann?«
Der Mann erhob sich langsam. »Ich denke, er ist ertrunken.«
»Ertrunken? Wie das?«
»Schneide jemandem auf die richtige Weise in die Kehle, bieg seinen Kopf zurück, und das Blut läuft ihm die Luftröhre hinunter, bis es die Lunge füllt. Kein schöner Tod. Dauert ein paar Minuten. Man verliert nicht das Bewusstsein. Aber das ist vorerst eine Vermutung. Sehen Sie sich den Burschen an. Seine Haut ist zerfetzt, als hätte ihn jemand mit einer Küchenmaschine traktiert. Eine Menge kleine Schnitte, die einen nicht töten.«
Ein Detective, der an der Seite des Zimmers arbeitete, sah auf. »Wie in dieser Fernsehwerbung spätabends, wissen Sie? Für den Veg-O-Matic. Schneidet, würfelt, hackt.«
Ein paar Polizisten lachten und untersuchten weiter den Raum.
»Ihr Zeuge, nicht wahr?«, erkundigte sich der Gerichtsmediziner.
»Ja.«
»Jetzt nicht mehr. Worum ging’s? Drogengeschichte? So was hier hab ich seit den späten Siebzigern nicht mehr zu Gesicht bekommen, als sich die Kolumbianer und die Kubaner nicht darauf verständigen konnten, wem der Kokainhandel gehörte. Die hatten eine Vorliebe für Messer. Besonders diese elektrischen – wisst ihr, diese Dinger, die einem die Schwiegermutter zu Weihnachten schenkt. Die haben sie gerne aneinander ausprobiert. Ganz langsam. Nicht genau die Benutzung, die Schwiegermama im Auge hatte.«
»Nein, kein Drogenfall. Eine Mordermittlung.«
»Tatsächlich? Ich hätte schwören können, dass es um Drogen ging. Normalerweise wird jemand nicht so gefoltert, wenn es im Prinzip nur darum geht, ihm das Maul zu stopfen. Da reicht meist eine einzige,

saubere Kugel.«
»Das hier ist kein gewöhnlicher Fall.«
»Jedenfalls hat sich jemand hier mächtig Zeit genommen. Jemand, der ganz bestimmt Spaß an seiner Arbeit hat.«
Bevor Robinson antworten konnte, schaltete sich einer der anderen Detectives ein. »Hey, Walt, wissen Sie was? Wir haben ein bisschen Crack gefunden. Nur ein paar Gramm. Und dieser Typ hier war schon lange bekannt dafür, andere Dealer zu verarschen. Ich meine, mag ja sein, dass er Ihnen bei ’nem Fall geholfen hat, aber zweifellos hat er sich auch in der Welt direkt hier draußen ’ne Menge übler Typen zum Feind gemacht. Da gibt’s bestimmt ein paar schlimme Brüder, die keine allzu großen Skrupel hätten, das arme Schwein zu zerstückeln. Der Kerl, bei dem er Ihnen geholfen hat, sind Sie sicher, dass der Typ genug wusste, um hier rüberzukommen und ihn so zuzurichten?«
»Schwer zu sagen. Ich hatte vermutet, der wüsste überhaupt nichts von Jefferson.«
»Na ja, immerhin kam der alte Leroy in der Zeitung groß raus. Mag sein, dass ihn das drauf gebracht hat.«
»Kann immer noch nicht erkennen, wie er darauf gekommen ist, dass da eine Verbindung zu ihm besteht. Scheiße.«
»Der Bursche, nach dem ihr sucht … ist das ein Schwarzer? Aus Miami Beach?«
»Nein. Es ist ein Weißer. Ein alter Mann und weiß.«
Als sie das hörten, hielten mehrere Beamte, die den Raum untersuchten, mitten in der Arbeit inne. Einer schüttelte energisch den Kopf.
»Sie meinen, ein alter, weißer Mann ist spätabends hierher in den Dschungel gekommen und hat das getan? Nicht sehr wahrscheinlich«, sagte der Detective. »Ich meine, ich will Ihnen ja nicht in die Suppe spucken, Walt, aber ein alter Weißer? Hier in der Gegend? Nach Einbruch der Dunkelheit?«
»Doch, ich glaube, so war’s.«
»Na ja, mag ja sein. Einmal alle tausend Jahre schafft es ja vielleicht ein weißer alter Knacker hierher, ohne plattgemacht zu werden. Ich sag ja nicht, dass es völlig unmöglich ist, aber, Walt, mal ehrlich! Ich wette, es waren die Crackdealer in der Nachbarschaft. Auf so was sind die ganz schön scharf.«

»Haben Sie irgendwelche Zeugen?«, fragte Robinson. »Hat irgendwer im Gebäude was gesehen oder gehört?«
Der Detective grinste trocken. »In den King Apartments? Sie meinen, jemand sieht was und erzählt es uns dann auch noch? Vergessen Sie's. Und außerdem, meinen Sie, nach dem, was mit dem alten Leroy hier passiert ist, reißt hier noch irgendjemand die Klappe auf und erklärt hinterher einem Psychopathen, der so gut mit dem Messer umgehen kann, wieso er mit den Cops geplaudert hat?«
Robinson schüttelte den Kopf und dachte: Es ist wirklich aussichtslos. Er trat von der makabren Szene in der Mitte des Wohnzimmers zurück und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Er zweifelte nicht im Geringsten daran, dass der Schattenmann sich irgendwie Zutritt zu der Wohnung verschafft hatte, um dort Jefferson aufzulauern, und dass jeder Schnitt im Fleisch des Junkies so etwas wie eine exotische Signatur war, die nur er zu lesen verstand. Die Reaktionen der anderen Cops brachten eine nicht zu leugnende Binsenweisheit zum Ausdruck, denn ein älterer Weißer aus Miami Beach, der in diesen sozialen Brennpunkt der Innenstadt kam, um einen miesen kleinen Junkie und Möchtegern-Dealer abzuschlachten, grenzte ans Absurde, doch genau das war passiert. Ebenso genau wusste er, dass jemand, der Leroy Jefferson tötete, die besten Chancen hatte, damit durchzukommen. Weder im Leben noch im Tod gab irgendjemand viel auf Leroy Jefferson.
Er holte tief Luft.
Leroy Jefferson ist nun mal tot, sagte er sich. Die Detectives, die den Fall bearbeiten, werden sich ein paar Informanten vornehmen, versuchen, eine Bande gegen die andere auszuspielen, um auf diese Weise an einen Namen zu kommen. Aber sie werden sich nicht die Beine ausreißen. Allenfalls geben sie sich ein bisschen mehr Mühe, weil er ein Zeuge der Anklage war, aber sie wissen, wie das läuft. Wenn du mit dem Feuer spielst, musst du wissen, worauf du dich einlässt, und niemand, aber auch wirklich niemand konnte bestreiten, dass – nach einer perversen Logik – Leroy Fucking Jefferson genau das bekommen hatte, was der Himmel ihm von jeher zugedacht hatte. Es war ihm nur ein wenig langsamer und qualvoller als üblich begegnet. Eine Kugel aus einem fahrenden Auto wäre statistisch gesehen passender gewesen. Er konnte nicht viel Liebenswertes an Leroy Jefferson entdecken, vor allem aber

hasste er, wie ähnlich sie sich waren, was ihm der Ermordete auf den Kopf zugesagt hatte, als er ihn verließ. Hätte es genauso gut mich treffen können?, fragte sich Walter Robinson. Hätte ich einen falschen Schritt gemacht, die falsche Entscheidung getroffen, dann wäre ich vielleicht so geendet wie er: kein Anzug, keine Marke, keine Geliebte, keine Zukunft.
Er warf einen Blick auf die Leiche und dachte: Egal, wie weit man das hier hinter sich lässt, es wird einen immer begleiten. Er starrte auf einen Alptraum, der ihm viel näher war als der des alten Paars, das sie am frühen Morgen friedlich in ihrem Bett gefunden hatten. Er versuchte, sich vorzustellen, wie er und Espy Martinez im fortgeschrittenen Alter eines Tages zusammen zu einem Glas Champagner eine Handvoll Schlaftabletten schluckten.
Walter Robinson stieß einen langen Seufzer aus.
Ihn fröstelte auf einmal, als träfe ihn ein verirrter kalter Wind und isolierte ihn von sämtlichen Polizisten, die in dem Zimmer arbeiteten. Er blickte in die geöffneten Augen von Leroy Jefferson und dachte: Hat er hier auf dich gewartet, als ich dich abgesetzt habe?
Er wusste die Antwort.
Er dachte daran, wie er Jefferson angeboten hatte, ihn in seine Wohnung zu begleiten, und er stellte sich vor, wie er in dem Moment nach seiner Waffe gegriffen hätte, in dem der Schattenmann auf ihn losgegangen wäre. Hätte ich es geschafft?, fragte er sich.
Wohl eher nicht.
Hätte er auch einen Cop getötet?
Die Antwort lautete: Ja. Der Schattenmann gab wahrscheinlich keinen feuchten Kehricht auf die üblichen Konventionen der Kriminalität, wonach es ein bedeutend schwereres Verbrechen war, einen Polizisten zu ermorden, als einen mit Drogen dealenden Zeugen der Anklage auszulöschen.
Er wird jeden töten, den er als Bedrohung empfindet.
Robinson schauderte unwillkürlich, dann spähte er verstohlen zu den Kollegen hinüber, um zu sehen, ob jemand das Zucken in seinen Schultern mitbekommen hatte. Sein Blick traf sich mit dem von Sergeant Lion-Man; eine Sekunde lang sahen sich die beiden an, und der bullige Polizist nickte verständnisvoll. Robinson holte heftig Luft und sah im gleichen Augenblick, wie der Gerichtsmediziner sich tiefer über die

Leiche beugte.
Einem der anderen Ermittler war das ebenfalls aufgefallen. »Was ist so interessant, Doc?«, rief er.
Der Mediziner war ein zierlicher Mann mit feinen Zügen und einer kahlen Stelle auf dem Kopf, die von Schweißperlen glänzte. Manchmal pfiff er während der Untersuchung eines Toten vor sich hin, was im Morddezernat immer wieder für Erheiterung sorgte.
»Ich hab mir nur dieses Klebeband auf dem Mund des Opfers angesehen«, antwortete er. »Höchst seltsam.«
»Was ist so seltsam daran?«, fragte der Detective. Die anderen Männer hielten bei der Arbeit inne und blickten in seine Richtung.
»Na ja, ich verstehe nicht, wieso da so viel Blut verkrustet ist – da und da. Sehen Sie, wenn der Mörder ihm das Band auf den Mund klebt, um ihn zum Schweigen zu bringen, und ihm dann die Kehle aufschlitzt, damit er ertrinkt, also, dann wäre das ganze Blut da, wo auch das meiste tatsächlich ist. Es wäre keins an seinem Mund. Wegen der Schwerkraft. Flüssigkeiten fließen nun mal nach unten.«
»Und? Was wollen Sie damit sagen?«, hörte Walter Robinson jemanden fragen.
»Ich will damit sagen, dass dieses Blut woanders herkommen muss.«
»Vielleicht hat er ihn geschlagen, bevor er ihm das Band drübergeklebt hat?«
»Möglich. Aber es gibt keine anderen äußeren Anzeichen für Schläge. Er hat nur mit dem Messer gearbeitet.«
Der Gerichtsmediziner pfiff einen Moment lang eine Melodie, die vage an einen Song aus einem Broadway-Musical erinnerte. Dann streckte er die Hand aus und legte die Finger um den Rand des Klebebands.
»Kann einfach nicht abwarten«, meinte er ruhig. »Konnte ich noch nie, selbst als Kind. Zum Geburtstag. Weihnachten. Musste immer ums Verrecken sehen, was in den Päckchen steckte.« Während er das sagte, riss er dem Toten das Band von den Lippen. Das geschah mit einem saugenden Geräusch.
Die anderen Männer drehten sich um und sahen hinüber. Einen Moment lang verstellte der Gerichtsmediziner Walter Robinson den Blick.
»Da hol mich doch der Teufel.« Der Arzt trat zurück. »Na ja, ich denke, man kann wohl mit einiger Sicherheit behaupten, dass jemand über den

Konversationsstil des Opfers ungehalten war.«
Der Arzt drehte sich zu Walter Robinson um. In der Hand hielt er Leroy Jeffersons Zunge. Sie war ihm an der Wurzel herausgeschnitten worden.

Als Espy Martinez endlich in dem Flugzeug saß, das sie von London nach Berlin bringen sollte, war sie zwischen der Erschöpfung von der langen Reise und der Aufregung aufgrund ihrer wichtigen Mission hin- und hergerissen. In ihren Tagträumen genoss sie den Erfolg – die Gratulation der Kollegen im Büro ebenso wie die Schlagzeilen in der Presse. Sie sah sich im Geiste mit Walter Robinson im Glück und in der öffentlichen Anerkennung vereint und hoffte, dass ein solch spektakulärer Triumph ihr die Gelegenheit verschaffte, ihn ihren unwilligen, ewig gestrigen Eltern aufzuzwingen und ihre Vorurteile zu besiegen.
Der Schattenmann war für sie nicht viel mehr als ein Mittel zum Zweck ihres beruflichen Aufstiegs. Ihre Ambitionen in der Liebe und im Beruf waren das Einzige, worauf sie sich noch konzentrieren konnte, als draußen die Triebwerke aufheulten und sie in den europäischen Nachthimmel glitt. Dass sie Tausende Meilen von daheim und von ihrem Fall entfernt war, kümmerte sie nicht. Sie sah nichts Außergewöhnliches in ihrem Reiseziel, sondern nur einen Zeugen, den sie zu befragen hatte und der ihr möglicherweise einen Namen liefern konnte – das entscheidende Puzzleteil, das sie und Walter Robinson noch brauchten. Als ihr bewusst wurde, wie spät es war, machte sie sich daran, eine Liste von Fragen zu entwerfen, die sie dem alten Mann stellen wollte, dessentwegen sie diesen weiten Weg auf sich genommen hatte. Sie verstand nicht, dass sie gewissermaßen dabei war, an die Geschichte eines Alptraums zu rühren. Simon Winter hätte es gewusst, und der Rabbi ebenso wie Frieda Kroner. Walter Robinson hätte es vielleicht geahnt, doch in dem Moment, da ihre Maschine zum Landeanflug auf den Berliner Flughafen ansetzte, kämpfte er in einem sterilen Obduktionssaal im Gerichtsmedizinischen Institut des Dade County gegen die Übelkeit an, während er dem Arzt dabei zusah, wie er jeden der zahllosen Schnitte in Leroy Jeffersons Körper sorgfältig dokumentierte. Mit jeder Wunde, die auf einem Formular verzeichnet wurde, machte Walter Robinson sich klar, dass er spätestens jetzt den

Mann, hinter dem er her war, nicht mehr unterschätzen konnte.
In einer Wechselstube innerhalb der Flughalle tauschte Espy Martinez ein wenig Geld ein und nahm dann ein Taxi zum Hotel Hilton. Sie wies die Rezeption an, sie um acht Uhr morgens – eine Stunde vor dem verabredeten Treffen mit dem Polizeikontaktmann aus Bonn – zu wecken.
Bevor sie ins Bett kroch, sah sie aus dem Fenster ihres Zimmers. Vor ihr lag eine moderne Stadt unter dem nächtlichen Himmel. Sie fühlte sich nicht allzu weit von zu Hause entfernt.

Timothy Schultz wartete bereits in der Hotellobby auf sie. Er war ein untersetzter Mann, etwa Mitte fünfzig, mit Bürstenhaarschnitt und einem angenehmen Südstaatenakzent. Kaum stieg sie aus dem Fahrstuhl, erhob er sich aus seinem Polstersessel und kam mit ausgestreckter Hand auf sie zu.
»Also, echt, Miss Martinez«, freute er sich, »wirklich nett, jemanden aus dem wundervollen Florida zu sehen, selbst wenn Sie vom falschen Ende kommen.«
»Freut mich auch, Sie kennenzulernen, Mr. Schultz. Ich möchte Ihnen nochmals für all Ihre Mühe danken.«
»Keine Ursache. Außerdem verbringe ich die meiste Zeit mit Anfragen zu Terroristen und internationalen Juwelendieben und der ganzen Palette an Wirtschaftskriminalität. Muss also zugeben, dass Ihre Bitte um einiges interessanter war als das Übliche, was das Faxgerät so ausspuckt. Hätte ich mir um nichts in der Welt entgehen lassen.«
»Die Tochter hat gesagt, sie würde für mich übersetzen …«
»In dem Fall halte ich mich nur als zusätzliche Hilfe bereit.«
Espy Martinez nickte. Sie hatte den Mund schon halb zu einer Frage geöffnet, doch der Polizeiverbindungsmann nahm ihr das Wort aus dem Mund.
»Ich weiß, ich weiß. Ich weiß, was Sie denken. Wie konnte es diesen Jungen aus dem guten alten Süden, aus dem schönen Pensacola, hierher verschlagen, und dabei klingt er nicht so, als beherrschte er auch nur ein einziges Wort der Landessprache, stimmt’s, Miss Martinez?«
»Nun ja, der Gedanke kam mir.«
»Nicht allzu kompliziert. Meine Großeltern waren beide deutsche

Immigranten, und ich bin in ihrem Haus aufgewachsen, weil mein Daddy abgehauen ist, als ich noch klein war. Die alten Leute haben weiter ihre Sprache gesprochen, also habe ich sie als Kind gelernt. So einfach ist das.«
Sie durchquerten die Lobby.
»Soll ich Ihnen ein bisschen die Stadt zeigen, Miss Martinez? Oder haben Sie es eilig, mit dem alten Knaben zu sprechen, bevor es sich seine Tochter anders überlegt?«
»Mr. Schultz, ich bin nicht als Touristin hergekommen.«
Er nickte und zuckte mit den Achseln. »Ich könnte mir denken, dass Sie eine andere Art von Führung bekommen«, meinte er.
Sie bahnten sich ihren Weg durch die Stadt, und obwohl Espy Martinez im Stillen versuchte, sich auf das bevorstehende Gespräch zu konzentrieren, zeigte ihr Mr.Schultz unterwegs die Sehenswürdigkeiten und erzählte, was es dazu Interessantes zu berichten gab. Wo die Mauer einmal gestanden hatte, die Namen der Parks, Gebäude, einen Fluss. Ab und zu rührte eine Bemerkung von ihm an etwas, das sie schon einmal gehört hatte, und sie sah auf. Er fuhr sie an der Adresse des Jüdischen Fahndungsdienstes in der Iranischen Straße vorbei, doch das Gebäude war einem modernen Bürokomplex gewichen. Schultz erzählte ihr, dass Berlin wie viele europäische Städte mehr Leben als die sprichwörtliche Katze hätte; jahrhundertelange Bautätigkeit hatte es zu einer alten, ehrwürdigen Stadt gemacht, doch der Bombenkrieg hatte sie in eine Ruinenwüste verwandelt. Zwar sei in den fünfzig Jahren danach vieles wiederaufgebaut worden, doch die Teilung in Ost und West habe sich erschwerend ausgewirkt. Das Ergebnis sei ein seltsames Sammelsurium aus Architekturstilen und Epochen. Er lachte und sagte, sie solle sich Miami vor fünfzig Jahren vorstellen.
Der alte Nazi wohnte in einem Reihenhaus außerhalb des Stadtzentrums. Es wirkte ein wenig kleinbürgerlich, fremd, wie die nicht ganz geglückte Nachahmung eines amerikanischen Konzepts. Die Häuser waren einander zum Verwechseln ähnlich: weißer Putz mit dunklen Schieferdächern, gepflegte Gärten und saubere Straßen. Es herrschte ein Ausmaß an Ordnung, das schon wieder ungemütlich wirkte.
Schultz entging ihre Reaktion nicht. »Sie dürfen nicht vergessen, Miss Martinez«, meinte er, »die Deutschen mögen’s gern aufgeräumt. Alles an

seinem Platz, alles nach eindeutigen Regeln.« Er hielt vor einem der Häuser. »Da wären wir. Dürfte spannend werden.«
Sie waren noch einige Meter von der Haustür entfernt, als sie langsam geöffnet wurde, und eine beeindruckende Frau auf der Schwelle erschien.
»Miss Wilmschmidt?«
Die Frau nickte. Einen peinlichen Augenblick lang hielt sie die Tür hinter sich halb geschlossen, als sei sie immer noch nicht sicher, ob es richtig sei, diesen Besuch zuzulassen, doch dann schob sie die Tür weit auf und bat sie stumm herein. Sie war groß, Mitte dreißig, doch mit einer schmalen Taille wie ein Fotomodell und üppigem, rotbraunem, gewelltem Haar, das durch die wenigen Silberfäden, die es durchzogen, nur noch vornehmer wirkte. Eine modische Brille baumelte an einer Kette auf eine teure weiße Seidenbluse. Ansonsten offenbarte ihre Kleidung ihre Grundhaltung: ein schokoladenbrauner Rock, dunkle Strümpfe, schwarzer Blazer. Trotz ihrer Eleganz hatte sie etwas von einer altjüngferlichen Bibliothekarin an sich, eine kalte, zugeknöpfte, gereizte Art. Während Espy Martinez und der Verbindungsmann das kleine Haus betraten, sagte die Frau: »Ich wünschte, Sie wären nicht hergekommen, Miss Martinez, ich wünschte, es hätte nicht sein müssen.«
»Ich möchte wirklich nicht aufdringlich sein«, erwiderte Martinez. »Ich weiß jede Hilfe seitens Ihres Vaters außerordentlich zu schätzen …«
»Er ist krank. Ich weiß nicht, wie das auf Englisch heißt, aber er bekommt schwer Luft. Das kommt vom Rauchen. Ich weiß nicht, wie Sie das nennen würden.«
»Emphysem?«
»Ja, vielleicht. Er darf sich nicht aufregen. Das verstehen Sie sicherlich.«
»Natürlich. Wir werden versuchen, es so schonend wie möglich zu machen.«
»Das wäre gut. Ich muss heute Nachmittag wieder in die Bank. Da arbeite ich.«
»Ich fasse mich kurz.«
Die Tochter nickte, obwohl sie ihr offensichtlich nicht glaubte. Im selben Moment kam eine Anordnung auf Deutsch aus dem Innern des Hauses: »Maria, bring sie rein!«

Die Frau zögerte. »Er ist jetzt schon zu aufgeregt«, kommentierte sie.
»Bring sie rein!«
Maria Wilmschmidt deutete mit einer halbherzigen Bewegung in die Richtung der Stimme. Espy Martinez hörte einen qualvollen Hustenanfall, als sie den schmalen Flur des kleinen Dreizimmerhauses durchquerten.
Der alte Nazi lag in einem beengten, stillen Zimmer gekleidet in Pyjama und Morgenmantel auf einem Einzelbett aus Holz. Ein einziges, von dicken weißen Gardinen gerahmtes Fenster ließ graues Tageslicht herein. An den Wänden hingen keine Bilder. Das weitere Mobiliar bestand aus einer mitgenommenen braunen Kommode und einem Nachttisch, der von Tablettendöschen überquoll, dazwischen thronte ein Wasserkrug. Eine hohe Sauerstoffflasche mit einer hellgrünen Maske stand neben dem Krankenlager. In einer Ecke lief ohne Ton der Fernseher. Der alte Mann hatte Widerholungen amerikanischer Serien gesehen. In einer Ecke lag ein Haufen Taschenbücher und Zeitschriften, als hätte er sie dort hingeworfen.
»Mr.Wilmschmidt, ich bin Espy Martinez …«
Sie sah die bläuliche Verfärbung an seiner Nase und die geröteten Wangen, die vom Sauerstoffmangel in den Kapillargefäßen zeugten. Er röchelte schwer, als er sie ins Zimmer winkte. Sie registrierte seine großen Hände mit den langen, aristokratischen Fingern, deren Nägel gelb verfärbt waren. Sie erkannte, dass er früher einmal ein schwerer, dicker Mann gewesen sein musste, den jedoch die Krankheit, die ihm den Atem raubte, von innen her aufgezehrt hatte, so dass ihm die schlaffe, faltige Haut an den Knochen hing.
»Maria, bring Stühle für die Gäste!«, keuchte er auf Deutsch.
Als die Tochter gehorchte, kam Espy Martinez der Gedanke, dass dieser Mann niemals bitte sagte, sondern nur befahl. Wenig später kehrte die Tochter mit drei metallenen Klappstühlen zurück, die sie neben dem Bett aufstellte. Martinez setzte sich, bat die Tochter mit einem stummen Nicken zu übersetzen und sagte: »Mr.Wilmschmidt, ich ermittle in mehreren Mordfällen; sie wurden von einem Mann verübt, der früher einmal hier in Berlin als der Schattenmann bekannt war. Wir kennen seine gegenwärtige Identität nicht, deshalb suchen wir nach jemandem, der ihn früher gekannt hat und von dem wir etwas über ihn erfahren

können.«
Die Tochter übersetzte pflichtbewusst.
Der alte Mann nickte. »Dann tötet er also immer noch, bis heute«, erwiderte er.
»Ja«, bestätigte Martinez, nachdem sie die Übersetzung gehört hatte.
»Das überrascht mich nicht. Er hat sein Handwerk gut gelernt.«
»Von wem?«
Der alte Mann zögerte, dann antwortete er mit einem Lächeln: »Von mir.«
Es herrschte kurzes Schweigen, die Tochter atmete heftig ein und sagte aufgeregt zu ihrem Vater: »Du solltest nicht davon sprechen! Dabei kommt nichts Gutes raus! Du hattest deine Befehle! Du hast nur dasselbe getan wie die anderen auch! Wieso willst du diesen Leuten helfen? Dabei kommt nichts Gutes heraus!«, flehte sie ihn an.
Espy Martinez warf Timothy Schultz einen Seitenblick zu, doch der wartete gespannt auf die Antwort des alten Mannes.
»Meinst du, nur weil ich getan habe, was man mir befohlen hat, wäre ich fein raus?«
Die Tochter schüttelte stumm den Kopf.
Er wandte sich an Espy Martinez: »Meine Tochter schämt sich für die Vergangenheit, und sie macht ihr Angst. Sie sorgt sich, was die Nachbarn denken, sie sorgt sich, was ihre Arbeitgeber bei der Bank denken, sie sorgt sich, was irgendwer irgendwo denken könnte. Mir bleibt nicht mehr so viel Zeit, als dass ich mir überhaupt noch Sorgen machen könnte! Was geschehen ist, das ist geschehen. Es gab ein gewaltiges Beben, und die Welt hat sich gegen uns erhoben! Also wurden wir besiegt, aber die Ideen, die sind deshalb nicht gestorben, nicht wahr? Ob sie nun richtig oder falsch waren, sie sind immer noch lebendig. Sie als Amerikanerin sollten das besser als irgendjemand anders nachvollziehen können. Verstehen Sie das, Miss Martinez?«
»Selbstverständlich«, antwortete sie, nachdem die Tochter dies übersetzt hatte.
»Nichts verstehen Sie!«
Der alte Mann schnaubte und wurde mit einer heftigen Hustenattacke bestraft.
»Das können Sie nicht verstehen«, fuhr er in einem knurrenden Ton und

mit einem schiefen Grinsen fort. »Ich war Polizist! Ich habe die Gesetze nicht gemacht, ich habe ihnen Geltung verschafft. Als sich die Gesetze änderten, habe ich den neuen Gesetzen Geltung verschafft. Würden sie sich morgen wieder ändern, würde ich mich ebenfalls ändern.«
Espy Martinez antwortete nicht, sondern stellte nur innerlich fest, dass er sich bereits widersprochen hatte. Bei einem erneuten Hustenanfall griff er zur Sauerstoffmaske. Als er die Flasche aufdrehte, gab es ein zischendes Geräusch, dann nahm er mehrere Atemzüge.
Über die Maske hinweg sah er Espy Martinez an.
»Der Schattenmann lebt also noch und bringt noch immer den Tod. Ich hab's gewusst. Auch ohne dass Sie es mir heute mitteilen, habe ich es gewusst. Das weiß ich schon seit Jahren. Ich war aus unserer Gruppe der Letzte, der ihn gesehen hat, aber ich wusste damals schon, dass er nicht sterben würde. Werden Sie ihn töten, Miss Martinez?«
»Nein. Ich will ihn nur verhaften und vor Gericht stellen …«
Der alte Mann schüttelte heftig den Kopf. »Für den Schattenmann gibt es keine Gesetze, Miss Martinez. Für mich ja. Aber für ihn, nein. Nochmals, Miss Martinez: Werden Sie ihn töten?«
»Nein, der Staat.«
Der alte Mann lachte. Trocken und spröde. »So war es auch bei uns.«
»Es ist nicht dasselbe.«
Wieder lachte er über sie. »Natürlich nicht.«
Sie sah den alten Mann schweigend an. »Sie haben gesagt, Sie würden mir helfen.«
»Nein. Ich habe gesagt, ich würde Ihnen vom Schattenmann erzählen. All die Jahre habe ich gewartet, dass jemand kommt und mich nach ihm fragt. Ich wusste, ich würde es noch erleben. Manchmal dachte ich, es würden Juden sein, vielleicht diejenigen, die immer noch hinter den Alten her sind. Dann wieder habe ich spekuliert, es könnte, so wie ich, jemand von der Polizei sein. Vielleicht auch ein Journalist oder ein Student oder Forscher, jemand, der diesen großen und bösen Dingen nachgeht. Jemand, den der Tod fasziniert. Damit habe ich Tag für Tag gerechnet. Wenn das Telefon klingelte, dachte ich, das muss es sein. Wenn es an der Tür klopfte, dachte ich, jetzt haben sie mich also doch noch gefunden und wollen etwas von mir erfahren. Miss Martinez, ich wusste, jemand würde kommen.«

»Woher?«
»Weil ein Mann wie der Schattenmann nicht in aller Stille leben kann.«
»Haben Sie ihm das beigebracht?«
Klaus Wilmschmidt starrte sie an. Dann streckte er langsam die Hand nach seinem Nachttisch aus, öffnete die Schublade und zog einen langen, dünnen Säbel mit schwarzem Griff heraus, den ein Totenkopf schmückte. Er hielt die Klinge vorsichtig und strich mit dem Finger über den Stahl.
»Der wurde nur für festliche Anlässe benutzt, Miss Martinez. Das Messer eines Mörders war dicker und hatte eine Doppelklinge, mit einem breiteren Griff, so dass man es in der Hand leichter drehen konnte.«
Er starrte sie an.
»Wissen Sie, wie viele unterschiedliche Methoden es gibt, einen Menschen mit einem Messer zu töten, Miss Martinez? Wussten Sie, dass es von hinten anders ist …« Er bewegte die Klinge in der Luft von links nach rechts. »… als von vorn?« Er stieß das Messer plötzlich nach oben und drehte es, während es zwischen ihnen die Leere aufschlitzte.
Sie sagte nichts, und er lachte wieder.
»Macht einen das nicht zu einem besseren Polizisten, Miss Martinez?«
»Was?«
»Je mehr Sie über den Tod wissen, desto besser sind Sie darin, ihn aufzuklären. Habe ich nicht recht? So war es bei mir. Und bei vielen anderen wie mir. Ich vermute, Sie kennen einige Menschen wie mich, Miss Martinez. Es ist nur nicht immer so angenehm, es zuzugeben.«
Wieder lachte er.
»Sie halten mich sicher für einen bösen alten Mann«, fuhr er fort. Als seine Tochter mit der Übersetzung zögerte, brummte er sie an und gestikulierte mit dem Messer. »Und vielleicht bin ich das auch. Aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, über den Schattenmann, dann mögen Sie sich Ihren eigenen Reim darauf machen.«
»Vielleicht sollte ich Ihnen besser nur Fragen stellen …«, begann Martinez, doch als sie den funkelnden Blick des alten Mannes sah, verstummte sie. Die Tochter brachte ein paar Worte auf Deutsch heraus, stockte aber mitten im Satz.
»Ich erzähle euch jetzt die Geschichte«, erklärte er, dann griff er nach

der Sauerstoffmaske, stülpte sie sich übers Gesicht und atmete mehrfach tief ein.
»1941 wurde ich in die Abteilung einhunderteins versetzt, nachdem ich gerade zum Feldwebel befördert worden war. Feldwebel! Nicht schlecht für den Sohn eines Kohlenhändlers, dessen Frau anderen Leuten die Wäsche machte, damit wir über die Runden kamen. Diese Leute, meine Eltern – meine Tochter weiß nichts von ihnen, weil sie 1942 bei einem Luftangriff ums Leben gekommen sind.«
Der alte Mann starrte seine Tochter an.
»Du weißt, was Seide ist«, konstatierte er in scharfem Ton. »Seide und ein Mercedes, wegen deiner internationalen Bank. Du bist mit Geld vertraut. Wir kannten nichts von alledem! Ich bin in armen Verhältnissen aufgewachsen und werde arm sterben!«
Die Tochter übersetzte diesen Teil nicht, dafür sprang Schultz im Flüsterton ein. Espy Martinez sah, wie die Tochter schmerzlich das Gesicht verzog, und sie wusste, dass es sich hierbei um ein äußerst heikles Thema zwischen den beiden handelte.
»Das ist dir egal«, fuhr der alte Nazi fort, »also ist es mir auch egal.« Er wandte sich von seiner Tochter ab und sah wieder Espy Martinez an.
»Damals liefen die Transporte ununterbrochen. Tägliche Razzien, manchmal sogar zwei an einem Tag.«
»Was für Razzien?«
»Juden. Transporte in den Osten. In die KZs.« Er lächelte. »Diese Züge waren immer pünktlich.«
Espy Martinez versuchte, sich keine Gefühle anmerken zu lassen. »Der Schattenmann?« Klaus Wilmschmidt wandte sich nur einen Moment ab und starrte zum Fenster, auf die Scheiben.
»Ich kann nichts sehen«, sagte er bitter. »Ich liege hier, und das Einzige, was ich sehen kann, ist eine Ecke vom Nachbarhaus und ein kleiner Ausschnitt vom Himmel dahinter. Es kommt kein Licht herein.« Die letzten Worte sprach er hastig, und als erneut sein Atem in der Brust rasselte, griff er nach der Maske.
Dann wandte er sich wieder Espy Martinez zu.
»Der Schattenmann war im Büro des Majors. Ich wurde reingerufen …«
Auf seinem Bett ruckte der alte Mann in eine Stellung, die entfernt an Strammstehen erinnerte.

»Der Major wusste etwas. Dass er anders war. Ich sah den Jungen nur dort sitzen. Er war wie ein Arbeiter gekleidet, schwere Stiefel, Wollhose und Jacke. Er hatte sich die Mütze tief in die Stirn gezogen, also war es schwer, sein Gesicht zu erkennen. Der Major sagt zu mir: ›Dieser Jude wird uns helfen. Er wird andere Juden für uns fangen …‹, und ich salutiere. Damit habe ich gerechnet. Aber was dann kommt, ist ungewöhnlich, denn der Major wendet sich an den Juden und sagt: ›Willem, Sie sind doch Jude, nicht wahr?‹ Als ob er sich lustig machen wollte. Und dieser Junge, er ist vielleicht neunzehn, zwanzig Jahre alt, der macht ein Gesicht wie ein wildes Tier im Zoo. Rasend vor Wut scheint er sich gegen die Gefangenschaft aufzubäumen. Im nächsten Moment antwortet er: ›Jawoll, Herr Major, ich bin Jude!‹ Der Major dreht sich zu mir um und meint lachend: ›Willem hat nicht viel jüdisches Blut, nur ein klitzekleines bisschen. Wie viel genau, Willem?‹ Und der Junge antwortet: ›Meine verfluchte Großmutter.‹«
Der alte Mann sah Espy Martinez an.
»Sie sind eine Frau des Gesetzes, nicht wahr?«
»Ja. Ich bin Anwältin und vertrete den Staat …«
»Ihr habt keine Gesetze, wie wir sie hatten! Die Rassengesetze!« Er lachte. »Armer Schattenmann! Eine halbjüdische Großmutter, die bei ihrer Vermählung vor dem Ersten Weltkrieg ihre Religion aufgegeben hatte. Die schon tot war, als er zur Welt kam. Welch ein Aberwitz, finden Sie nicht, Miss Martinez? Das Blut dieser Frau, die er nie kennengelernt hatte, floss zu einem kleinen Anteil in seinen Adern, und aus diesem Grund sollte er sterben. Ist das nicht ein Aberwitz? Kommt das Ihnen nicht auch so vor, als machte sich der Teufel über den armen Schattenmann lustig?«
Er schwieg, als erwarte er eine Antwort, doch sie erwiderte nichts, und so fuhr er fort.
»Der Major dreht sich also wieder zu mir um und sagt: ›Dieser Junge kann sich bei uns sehr nützlich machen. Er wird Juden für uns finden. Und er wird noch andere Aufgaben übernehmen. Für mich, nicht wahr, Willem?‹ Und der Junge antwortet: ›Jawoll, Herr Major.‹ Ich weiß es nicht, aber ich vermute, der Major kennt den Jungen, hat schon mit ihm Erfahrungen gemacht. Ich frage nicht danach, denn ich erhalte meine Befehle vom Major: Ich soll den jungen Willem ausbilden: Beschattung.

Verfolgung. An der Waffe. Ermittlungsmethoden. Sogar ein bisschen Chiffriertechnik. Und Fälschung – dabei stellt er sich sehr geschickt an. Der Junge soll das Geschäft der Gestapo lernen! Ein Jude! Also bringe ich es ihm bei. Und wissen Sie was, Miss Martinez? Einen gelehrigeren Schüler als ihn kann man sich nicht denken!«
»Inwiefern?«
»Weil ihm die ganze Zeit klar ist, dass er im nächsten Güterzug sitzen kann. Und weil er so abgründig und inbrünstig hasst.«
»Der Major, wieso hat er …«
»Weil der Major ein gescheiter Mann war. Ein brillanter Mann! Bis heute salutiere ich innerlich, wenn ich an ihn denke. Er wusste, dass es seine Aufgabe war, Juden zu finden. Aber er wusste ebenso, dass es nützlich für ihn sein würde, jederzeit auf einen Mann wie den Schattenmann zurückgreifen zu können, der für jede Aufgabe, egal welche, bestens geschult ist. Wollten Sie ein Dokument stehlen, einen Rivalen ermorden lassen? Wer wäre besser dafür geeignet, jede beliebige, kleine, tödliche Aufgabe zu erfüllen, als der Schattenmann? Denn, Miss Martinez – er war schon so gut wie tot! Das waren alle Juden, und er wusste, dass er nur wegen seiner besonderen Fähigkeiten noch am Leben war.«
Wieder lächelte der alte Nazi.
»Wir waren zusammen Mörder, Miss Martinez. Er und ich. Schüler und Lehrer. Aber er war mir weit überlegen …« Der Mann im Bett strich sich mit der Hand über die Stirn. »Ich hatte Schuldgefühle, er nicht.«
Wieder schwieg er.
»Er war unser perfekter Mörder, und da ist noch was, Miss Martinez.«
»Was?«
»Der Schattenmann genoss seine Arbeit. In seinem Hass genoss er es, den Tod zu bringen. Besonders den Menschen, die für seine eigene jüdische Herkunft büßen sollten.«
»Was ist damals aus ihm geworden?«
Klaus Wilmschmidt nickte. »Er war schlau. Gut im Stehlen. Er nahm sich Diamanten, Gold, Juwelen, was auch immer, von den Menschen, die er fand. Dann schickte er sie in den Tod. Sehen Sie, Miss Martinez, er wusste ganz genau, dass seine eigene Existenz von seiner Fähigkeit abhing, Juden aufzuspüren und die wichtigsten Sonderaufgaben zu

erfüllen. Sowie die Zahl der Juden, die es noch zu ergreifen gab, schrumpfte, geriet er selbst in den Jahren dreiundvierzig bis vierundvierzig immer mehr in Gefahr. Also traf er Vorkehrungen.«
»Was ist darunter zu verstehen?«
»Maßnahmen zu seinem eigenen Überleben, Miss Martinez. Das haben wir alle getan. Keiner glaubte mehr an den Endsieg. Wenn man russische Artillerie hört, dann fällt es schwer, noch daran zu glauben. Doch wir hatten es schon viel früher begriffen. Wenn man die Lügen mit in die Welt gesetzt hat, Miss Martinez, müsste man schon ein ziemlicher Dummkopf sein, um sie selbst zu glauben.«
»Und der Schattenmann?«
»Wir beide hatten ein Abkommen miteinander getroffen. Zum beiderseitigen Vorteil. Von allem, was er gestohlen hatte, sollte ich die Hälfte bekommen. Und Papiere. Er war ein begnadeter Fälscher, Miss Martinez. Und ich wiederum besorgte die Stempel und die richtigen Formulare. Auf diese Weise konnten wir verschwinden, sobald uns der Boden zu heiß unter den Füßen wurde. Jemand Neues werden. Ich hatte mich für die Wehrmacht entschieden: ein an der Westfront verwundeter Soldat, ein Kriegsversehrter. Ein ehrbarer Mann. Ein einfacher Soldat, der nur seine Befehle ausgeführt hatte und in Frieden nach Hause wollte. Nicht etwa Gestapo. Und eines Tages, als es vorbei war, wurde ich genau das. Habe mich den Briten ergeben.«
»Und der Schattenmann?«
»Seine Aufgabe war komplizierter – und er stellte es schlauer an. Er suchte nach dem richtigen Mann. Jeden Tag jagte er dem richtigen hinterher. Dem Mann, der er werden wollte.«
»Ich kann Ihnen nicht folgen.«
»Eine andere Identität. Ein Jude wie er. Etwa im selben Alter, von derselben Statur, derselben Bildung. Dieselbe Haar- und Augenfarbe. Und als er diesen Mann fand, lieferte er ihn nicht aus, damit er ins KZ kam, auch wenn es so in den Akten stand. Nein, er brachte ihn eigenhändig um. Und bewahrte die Personalien dieses Mannes für seine eigenen Zwecke. Er hungerte sich halb zu Tode …«
»Wie das?«
»Um derjenige zu werden! Er ließ sich auch eine Nummer eintätowieren, als wäre er im KZ gewesen, und dann verschwand er eines Tages. Und

der Tag war klug gewählt.«
Wieder lachte der alte Mann und löste damit einen Hustenanfall aus. »Seine Entscheidung war klug, weil der Major, sein Beschützer, an diesem Tag betrunken war und fest schlief, als die Bomben fielen, und nicht rechtzeitig aufwachte, um in den Luftschutzbunker zu kommen, und so war er, als er dann schließlich aufwachte, bereits auf dem Weg zur Hölle.«
Auch nach dieser Bemerkung erstickte Wilmschmidt fast an seinem Lachen, griff nach der Sauerstoffmaske und lächelte Espy Martinez zu. »Ein guter Plan. Ich schätze, er hatte sein Geld in den Mantel eingenäht. Er war ein reicher Mann! Wahrscheinlich ist er genau wie ich Richtung Westen geflüchtet, zu den Alliierten. Man wollte nicht unbedingt von den Russen verhört werden. Die Amerikaner dagegen, Menschen wie Sie, und die Engländer, die wollten fair sein. Wenn man bei denen landete und ihnen – halb verhungert und mit der Tätowierung – eine Geschichte von der Flucht aus einem KZ servieren konnte, sollte man da etwa nicht mit offenen Armen aufgenommen werden? Sollten sie einem etwa nicht glauben?«
Espy Martinez blieb stumm. Sie hatte selbst ein trockenes, kratziges Gefühl in der Kehle, und über dem kleinen Zimmer lag außer der Krankheit, die den Körper des alten Nazi peinigte, noch etwas anderes, etwas Infektiöses in dem kleinen Raum.
»Und so ist er geflohen?«, fragte sie.
»Er ist entkommen, da bin ich mir sicher. Ich habe es auch geschafft, mehr oder weniger auf die gleiche Art.«
In ihrem Kopf wirbelte alles durcheinander, und sie versuchte klar zu denken.
»So also hat er sich verwandelt«, erkannte sie. Sie griff unvermittelt in ihre Ledertasche und zog eine Kopie des Phantombilds heraus, das mit Hilfe von Leroy Jefferson angefertigt worden war. Sie reichte es dem alten Mann, der es packte und sich vors Gesicht hielt. Nachdem er eine Sekunde lang daraufgestarrt hatte, brach er in ein fürchterliches, heiseres Lachen aus. Er schüttelte das Foto und meinte: »Wie schön, dich wiederzusehen, mein alter Freund!«
Dann drehte er sich zu Martinez um. »Er hat sich erstaunlich wenig verändert.«

Martinez nickte. »Sie haben mir von der Vergangenheit erzählt«, sagte sie. »Wie finde ich ihn? Heute. Jetzt.«
Klaus Wilmschmidt ließ den Kopf aufs Kissen sinken und sah sie misstrauisch an. Er hob eine Hand und zeigte auf die Pillendöschen, die Sauerstoffmaske und dann auf sich selbst.
»Ich liege im Sterben, Miss Martinez. Ich habe Schmerzen, und ich zähle die Atemzüge, die ich noch habe.«
Maria Wilmschmidt schluchzte ein wenig beim Übersetzen.
»Gibt es einen Himmel, Miss Martinez?«
»Ich weiß es nicht.«
»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Früher einmal hatte ich Anteil an schrecklichen Dingen, Miss Martinez. Dinge, die Sie nicht einmal ansatzweise begreifen können. Ich höre nachts Schreie. Ich sehe Gesichter an den Wänden. Geister in diesem kleinen Zimmer, Miss Martinez. Sie sind hier bei mir, es werden jeden Tag mehr. Sie rufen nach mir, und bald werde ich versuchen, Luft zu holen, aber ich kann es nicht. Ich greife nach der Sauerstoffmaske, aber es geht nicht mehr. Ich mache meinen letzten Atemzug und sterbe. Das ist alles, was ich noch vor mir habe.«
Er schwieg, um Kraft zu schöpfen.
»Also habe ich mich gefragt, ob ich das, was ich über diesen Mann weiß, mit ins Grab nehmen soll. Sagen Sie es mir, Miss Martinez. Kann ich jetzt meinen Frieden machen? Jetzt, wo ich von ihm und dem, was er getan hat, gesprochen habe?«
»Ich weiß nicht«, log sie.
Der alte Mann schien immer kleiner und dunkler zu werden, als hüllten ihn plötzlich Nacht und Nebel wie ein Mantel ein. Sein Atem kam rasselnd und unregelmäßig.
»Den Schattenmann finden? Das kann ich nicht, Miss Martinez.«
»Aber …«
»Aber ich weiß den Namen, unter dem er geflohen ist.«
»Sagen Sie ihn mir!«, forderte sie ihn hastig auf, als müsse sie ihn unbedingt erfahren, bevor der Mann auf dem Bett wieder hustete.
Er grinste, und sein Gesicht sah dem Totenkopf auf seinem Dolch ähnlich, mit dem er eben noch herumgefuchtelt hatte.
»Ja«, sagte er. »Ich kann Ihnen den Namen nennen. Und ich kann Ihnen

noch etwas verraten.«
»Was denn?«
Klaus Wilmschmidt, der dem Tode so nahe war, flüsterte zur Antwort:
»Ich weiß, was für eine Nummer der Schattenmann am Arm hat …«

24

Der Historiker

Simon Winter und Walter Robinson standen ein wenig abseits und sahen zu, wie der Rabbi und Frieda Kroner das Phantombild des Schattenmannes betrachteten. Die alten Menschen waren wie zwei Gelehrte, die über verblassten, uralten Hieroglyphen brüteten, still und selbstvergessen bei der Sache, bis sich jeder von ihnen abrupt zurücklehnte. Frieda Kroner hatte einen etwas wilden, verwegenen Ausdruck im Gesicht, als sie erklärte:
»Das ist er. Abgesehen vom Kinn. Das müsste deutlich kräftiger sein …«
»Die Augenbrauen sind nicht ganz richtig getroffen. Sie müssten stärker zusammengekniffen sein, als wäre er die ganze Zeit wütend«, meinte Rabbi Rubinstein steif. »Dann wären seine Augen mehr wie, ich weiß nicht, Frieda, erinnern Sie sich an seine Augen?«
»Ja«, nickte sie. »Schmal, wie bei einem bösartigen Hund.«
»Und der Rest?«, fragte Robinson.
»Der Rest ist der Mann, den wir vor fünfzig Jahren gesehen haben.« Frieda Kroner sagte das in festem, grimmigem Ton. Sie drehte sich zum Rabbi um. »Älter. Nicht mehr jung. Wie wir. Nicht wahr?«
»Ja, das ist der Schattenmann«, pflichtete der Rabbi bei. Er legte ihr die Hand auf den Arm, dann wandte er sich an den Detective: »Ich würde ihn augenblicklich wiedererkennen.«
»Ich auch«, beteuerte Frieda Kroner. Sie holte tief Luft. »Und ich denke, das galt auch für die arme Sophie und den guten Irving. Wenn wir jeweils klein oder groß, dick oder dünn, dunkelhaarig oder blond in Erinnerung haben, dann liegt das einfach daran, dass dort ein solches Chaos herrschte und sich uns nur bruchstückhafte Szenen eingebrannt haben. Aber jetzt, da ich ihn vor mir sehe, kann ich bestätigen, dass er es ist.«
Obwohl sie zitterte, klang sie resolut.
»Sie glauben also, Detective, und Sie auch, Mr.Winter, Sie glauben, dass er heute Abend da draußen ist« – sie deutete mit einer ausladenden Handbewegung auf das Fenster und die Nacht dahinter – »und diesmal

nach uns Ausschau hält?«
Simon Winter nickte.
Frieda Kroner lachte leise, als fände sie den Gedanken amüsant. »Dann werden wir vielleicht nicht allzu gut schlafen. Ich weiß noch, wie das ist …«
Walter Robinson hatte sich beim Anblick des alten Paares nur mühsam beherrschen können. »Ich hab’s mir anders überlegt«, erklärte er. »Ich glaube, das Risiko ist zu hoch. Dieser Mann ist praktisch ein Profikiller, mehr als das. Ein mörderischer Psychopath. Ich denke, es wäre das Beste, wenn Sie bei Verwandten unterkommen und es mir überlassen, ihn anhand der Informationen, die ich schon habe, zu finden. Dann sind Sie sicher, und ich muss mir keine Sorgen darum machen, wie ich Sie beschützen soll. Wir können Sie aus der Stadt schleusen und ihn trotzdem schnappen, wenn er sich dieser Wohnung nähert oder Ihrer, Mrs.Kroner. Das Entscheidende ist doch, dass es nicht noch mehr Tote gibt.«
Als der Rabbi das hörte, zog er erstaunt die Augenbrauen hoch. Simon Winter wollte etwas sagen, hielt sich aber zurück. Frieda Kroner schnaubte.
»Nein«, fuhr Robinson fort und hielt die Hand hoch, um sie gar nicht erst zu Wort kommen zu lassen. »Ich denke, Ihrer beider Sicherheit hat erste Priorität.«
Der Rabbi musterte den jungen Detective und erwiderte: »Mr.Robinson, ich habe schon wieder das Gefühl, dass Sie uns etwas verschweigen. Weggehen? Sofort? Woher kommt Ihr plötzlicher Sinneswandel?«
»Ich will nur, dass Ihnen nichts passiert.«
Der Rabbi schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht«, sagte er geradeheraus.
Frieda Kroner hatte Robinson genau beobachtet, während er sprach. Plötzlich lächelte sie.
»Ich weiß es«, verkündete sie wie ein Kind, das erraten hat, in welcher Hand sich die Süßigkeit befindet. »Ich weiß, weshalb der Detective das will.«
Robinson wandte sich ihr zu. »Mrs.Kroner, ich möchte einfach nur sicherstellen …«
Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie ihr Lächeln loswerden und durch eine eiserne Miene ersetzen.

»Sie haben etwas gesehen, stimmt’s? Sie haben etwas in Verbindung mit dem Schattenmann gesehen, und Sie wollen es uns nicht sagen, um uns keine Angst einzujagen. Als ob die Schrecken, die wir schon erfahren haben, noch zu überbieten wären! Ich habe mehr Sterbende zu Gesicht bekommen, als Sie es in Ihrer ganzen Laufbahn werden, und wenn Sie hundert Jahre alt würden. Sie verstehen uns immer noch nicht, Detective, stimmt’s?«
Walter Robinson war um eine Antwort verlegen.
In ruhigem Ton meldete sich der Rabbi. »Ich glaube«, sagte er langsam, »das macht mir zuweilen mehr Angst als irgendetwas sonst.«
Frieda Kroner nickte. »Sie schauen uns an, und Sie sehen eine alte Dame und einen alten Herrn, weil Sie jung sind und somit voller Vorurteile, wie sie junge Menschen nun mal gegenüber alten hegen …« Als Robinson protestieren wollte, hob sie die Hand. »Unterbrechen Sie mich nicht, Detective.«
Er schwieg.
»Gut«, meinte sie streng. »Raus damit. Was haben Sie gesehen?«
Robinson zuckte mit den Achseln, bevor er antwortete. Ihm wurde bewusst, dass es vielleicht genauso verhängnisvoll war, diese beiden Leute zu unterschätzen wie den Schattenmann.
»Ich kann es letztlich nicht beweisen …«, fing er an.
»Und jetzt kommt ein Aber, stimmt’s?«, unterbrach ihn der Rabbi mit einem leicht sarkastischen Lächeln. »Es scheint immer ein Aber zu geben.«
»Ja. Sie erinnern sich an den Einbrecher, der den Schattenmann in Sophies Wohnung gesehen hat?«
»Der Drogenabhängige? Mr.Jefferson?«, fragte Frieda Kroner.
»Er wurde heute früh in seiner Wohnung in Liberty City ermordet aufgefunden.«
»Ermordet? Wie?«
»An seinen Rollstuhl gefesselt und mit einem Messer gefoltert.«
Frieda Kroner und der Rabbi ließen die Nachricht schweigend auf sich wirken.
»Die städtische Polizei geht davon aus, dass er wahrscheinlich Drogendealern aus der Gegend zum Opfer gefallen ist. In dem Teil der Stadt sind Racheakte an der Tagesordnung, und es kann übel zugehen;

vieles spricht dafür, dass er bei einigen Leuten, die des Mordes fähig wären, auf der schwarzen Liste stand …«
»Aber Sie glauben das nicht?«, fragte der Rabbi.
»Nein. Ich glaube, wir alle hier wissen, wessen Handschrift das war.«
»Mr.Jefferson, er war …«, begann Frieda Kroner, doch wieder wurde sie von dem jungen Polizisten unterbrochen.
»Jefferson hatte einen schweren Tod, Mrs.Kroner. Er ist einen so qualvollen, langsamen Tod gestorben, wie man ihn seinem schlimmsten Feind nicht wünschen kann. Er wurde gefoltert, weil jemand aus ihm herausbekommen wollte, was er wusste. Und danach wurde er verstümmelt. Ich will Sie und den Rabbi nicht der gleichen Gefahr aussetzen. Sehen Sie's mal mit meinen Augen: Meine berufliche Laufbahn steht auf dem Spiel, wenn etwas schiefgeht und dieser Mann einem von Ihnen etwas antut. Und ich würde mir das nie verzeihen. Kurz gesagt, ich will Sie beide in Sicherheit wissen.«
Simon Winter war über die Nachricht von Jeffersons Tod schockiert, verbarg jedoch seine Gefühle hinter einem Pokerface. Robinsons Erschütterung über Jeffersons Ermordung stand dem Detective deutlich ins Gesicht geschrieben. Deshalb wandte sich Winter behutsam an ihn:
»Sie sagen, der Mann wurde verstümmelt? Wie?«
»Die Einzelheiten würde ich uns allen lieber ersparen, Mr.Winter.«
»Nun, er wurde nicht ohne Grund gefoltert und dann nicht ohne Grund verstümmelt, denn ich denke, dieser Psychopath tut nichts ohne Grund, deshalb glaube ich, dass uns alles, was er tut, etwas über ihn sagt und uns vielleicht dabei hilft, vorauszuahnen, was er als Nächstes plant. Daher noch einmal die Frage: Wie wurde er verstümmelt?«
Robinson hörte die sachliche Kälte im Ton des Älteren. »Ihm wurde die Zunge herausgeschnitten.«
Frieda Kroner schnappte nach Luft und hielt sich die Hand vor den Mund. Der Rabbi schüttelte den Kopf.
»Das ist entsetzlich«, sagte der Geistliche.
Doch Simon Winter kniff die Augen zusammen, während er kombinierte. Er sprach leise und zuversichtlich.
»Da hol mich der Teufel«, fluchte er.
Die anderen sahen ihn an.
»Das hätten Sie von einem verdorbenen Kerl wie Jefferson nicht

erwartet, oder? Im Leben nicht.«
»Was?«
»Dass Jefferson dem Schattenmann nicht mitteilt, was er von ihm hören wollte.«
»Nämlich?«
»Was die Polizei weiß. Wie intensiv Sie nach ihm suchen. Wie dicht Sie ihm schon auf den Fersen sind. Welche Beweise es dafür gibt, dass er existiert. Mir fallen ein Dutzend Fragen ein, die den Schattenmann dazu gebracht haben können, Ihrem Zeugen mitten in der Nacht einen Besuch abzustatten.«
Winter überlegte kurz und schüttelte dann den Kopf. »Außerdem sagt es mir, dass Leroy Jefferson dem Schattenmann nichts von dem Phantombild verraten hat. Das können wir uns also immer noch zunutze machen.«
Walter Robinson dachte einen Moment nach, dann nickte er. »Ich nehme an, Sie haben recht«, gestand er ein. »Armer alter Leroy.« Er schwieg, dann fügte er hinzu: »Natürlich könnte die Verstümmelung auch bedeuten, dass der Schattenmann wütend auf Jefferson war, gerade *weil* er redete, und so hat er es zum Ausdruck gebracht.«
»Die Auftragskiller des organisierten Verbrechens hinterlassen ihre Signaturen«, erwiderte Winter ruhig. »Sie tun Dinge, die sie als Botschaft verstanden wissen wollen. Ich glaube nicht, dass der Schattenmann dasselbe tut. Bei seinen Morden bemüht er sich, keine Routine erkennen zu lassen. Ich glaube, diesmal war er frustriert. Das – und vielleicht spielte auch Rassismus hinein. Leroy Jefferson war für ihn nichts weiter als ein lästiges Hindernis. Ich glaube, wir sollten versuchen, schnell zu handeln. Er legt ein rasantes Tempo vor. Das sollten wir auch.«
Walter Robinson sann angestrengt über Winters Worte nach und nickte. »Simon, ich denke, Sie haben recht. Umso mehr Grund, Mrs.Kroner und den Rabbi noch heute aus Miami Beach fortzubringen. Jetzt, auf der Stelle.«
Als Winter ihn ausdruckslos anstarrte, fügte Robinson in gereiztem Ton hinzu: »Verdammt! Die beiden sind unser Dreh- und Angelpunkt, richtig? Was haben wir ohne sie? Herman Stein wird wieder zum Selbstmordfall, für immer. Sophie Millstein kommt als ungelöster Fall

ins Archiv, Täter unbekannt. Reine Statistik. Und Irving Silver bleibt, wo immer er sich befindet. Vermisst. Punkt. Nicht mal von ›verschwunden‹ hochgestuft – vielleicht ertrunken. Wie viele mag es da draußen in dieser Kategorie noch geben? Das Einzige, was auf ein und denselben Mörder verweist, sind diese alten Leute! Ohne sie bekommen wir ihn niemals vor Gericht.«
Winter ließ sich mit der Antwort Zeit. »Das ist mir klar.« Er wollte der Bemerkung etwas hinzufügen, als Frieda Kroner ihn unterbrach.
Sie war ein wenig blass geworden und schüttelte heftig den Kopf. »Ich gehe nicht«, erklärte sie.
Robinson wandte sich ihr zu. »Bitte, Mrs.Kroner, ich weiß, Ihre Absichten sind bewundernswert, aber dies ist nicht der rechte Zeitpunkt. Ich fürchte, Sie sind in großer Gefahr, und ich denke, Sie sind unverzichtbar, wenn es darum geht, diesem Mörder den Prozess zu machen. Bitte lassen Sie mich Ihnen helfen …«
»Mir können Sie nur auf eine einzige Weise helfen, Detective. Finden Sie den Schattenmann.«
»Mrs.Kroner …«
»Nein!«, erwiderte sie wütend. »Nein! Nein! *Nein!* Die Frage, ob wir von hier verschwinden sollen, haben wir schon ausgiebig erörtert, und wir haben uns dagegen entschieden.« Bei diesen Worten sprang sie auf. »Ich werde mich nicht verstecken! Ich werde nicht fliehen! Falls er zu mir kommt, und ich bin allein, dann werde ich eben allein mit ihm kämpfen. Er mag mich töten, aber ich werde mich mit aller Macht wehren, so dass er es niemals vergisst! Ich habe ein Mal versucht, mich vor diesem Mann zu verstecken, und es hat mich meine ganze Familie gekostet! Nicht noch einmal! Verstehen Sie das, Detective?«
Sie holte tief Luft.
»Ich habe Angst, ja, das ist wohl wahr. Und ich bin alt und vielleicht auch nicht mehr so kräftig wie früher. Aber ich bin keine hinfällige Greisin, die keine eigenen Entscheidungen mehr treffen kann, und ich habe für mich entschieden, zu bleiben, koste es, was es wolle!«
Sie wandte sich an Rubinstein. »Rabbi, so denke ich, Sie wissen, was für eine sture, alte Frau ich bin. Sie müssen für sich selbst entscheiden …«
Er fiel ihr ins Wort. »Und meine Entscheidung lautet genauso.« Er griff nach ihrer Hand. »Meine liebe, alte Freundin. Wir stellen uns gemeinsam

der Gefahr, wie groß sie auch sein mag. Packen Sie ein, zwei Taschen und ziehen Sie für ein, zwei Wochen oder wie lange es dauern mag, ins Gästezimmer. Dann stehen wir, wenn er kommt, gemeinsam unseren Mann.«
Er wandte sich an Walter Robinson. »Wir haben viel an diesen Mann verloren. Die Familien und jetzt Freunde, und es sind nur noch zwei von uns übrig. Ich weiß nicht, ob wir zusammen stärker sind als er, aber zumindest müssen wir es versuchen. Wir sind Ihnen wirklich für Ihre Sorge um uns dankbar, Detective. Aber wir bleiben hier.«
Robinson wollte etwas einwenden, doch Winter schnitt ihm das Wort ab. »Hören Sie auf die beiden, Walter«, flüsterte er.
Robinson drehte sich zu dem alten Detective um. Zuerst war er wütend, doch dann ließ er den Ärger einfach versiegen und dachte stattdessen an den Vorteil, die beiden alten Leute zusammen zu haben. »Also gut«, gab er nach. »Aber Sie werden beschützt. Durch mich. Ich werde rund um die Uhr einen Polizisten hier abstellen.«
Er nahm das Phantombild in die Hand.
»Wird Zeit, dass uns das hier etwas einbringt.«

Der Plan war einfach. An diesem Abend sollte in zwei Dutzend verschiedenen Tempeln und Synagogen eine kurze, wirksame Botschaft verlesen werden:
Es besteht der Verdacht, dass eine Person, die nur unter dem Decknamen Schattenmann bekannt ist und während der großen Finsternis in Berlin Verbrechen gegen unser Volk begangen haben soll, hierher nach Miami Beach gekommen ist und abermals unter uns lebt. Wer Hinweise auf diese Person liefern kann, wird dringend gebeten, sich bei Rabbi Chaim Rubinstein oder Detective Walter Robinson von der Kripo Miami Beach zu melden.

Die Morde sollten mit keinem Wort Erwähnung finden. Für Simon Winters Geschmack war die Bekanntmachung schon zu eindeutig, und er befürchtete, sie könnte den Schattenmann in die Flucht schlagen, doch Walter Robinson hatte auf einem klaren Wortlaut bestanden, und zwar zum Teil genau in der Hoffnung, dass die beiden Lockvögel in Sicherheit wären und er selbst sich dem Schattenmann an die Fersen heften konnte,

ohne Dritte zu gefährden. Auch glaubte er nicht, dass der Mann die Botschaft persönlich hören würde, denn er konnte sich nicht denken, dass der Schattenmann an religiösen Zusammenkünften teilnahm. Folglich, dachte er, wird der Schattenmann aus zweiter Hand von der Bekanntmachung erfahren. Ein Gespräch in einer Clubhalle oder in einem Fahrstuhl, vielleicht in einem Restaurant oder am Zeitungskiosk. Und allein das Getuschel über die Bekanntmachung würde ihn aus der Reserve locken und zu unüberlegten Schritten verleiten. Das war alles, was er wollte: dass der Mann ein Mal handelte, ohne nachzudenken, ohne sich darauf vorzubereiten. Diesmal, da war sich Robinson sicher, wäre er da.

Weitaus wichtiger war in den Augen beider Detectives, dass der Schattenmann nach wie vor nicht wissen würde, wie prekär seine Anonymität geworden war. Jetzt brauchten sie nur noch den Namen zum Bild.

Winter hatte eine zusätzliche Vorkehrung angeregt, die Robinson begrüßte. Sie beide würden das Phantombild des Schattenmannes den Leitern der Wohneigentümer-Versammlungen an die Hand geben, darunter auch in dem Gebäude, in dem Herman Stein gelebt hatte. Damit verbanden sie die Hoffnung, dass die Zeichnung kommentarlos herumgereicht und irgendjemandem vor Augen gelangen würde, der etwas wusste.

Als Walter Robinson noch einmal kurz in sein Büro vorbeiblickte, hörte er, dass Espy Martinez angerufen hatte, um ihre Ankunftszeit durchzugeben. Außerdem hatte sie die kryptische Nachricht hinzugefügt: »Ein gewisser Erfolg.«

Er gestattete sich nicht, darüber zu spekulieren, worin dieser Erfolg konkret bestand, sondern gab die Neuigkeit unkommentiert an Simon Winter weiter, als sie in nördlicher Richtung den Strand entlangfuhren, um in die Welt der Wolkenkratzer einzutauchen.

»Der Name«, beantwortete Winter die Frage für den Detective. »Sie hat den Namen.«

»Den wird er aber nicht mehr benutzen«, hielt Robinson dagegen.

»Vielleicht nicht. Wahrscheinlich nicht. Aber sehen Sie, falls er plötzlich verschwinden sollte, haben Sie etwas, wonach Sie in den Archiven suchen können. In den Steuerlisten. In den Unterlagen der

Versorgungsämter aus der Zeit nach dem Krieg. Sie werden zum Historiker. Ich schätze mal, er ist mit dem Namen in die Staaten eingereist und hat ihn dann erst geändert. Vielleicht haben die bei der Sozialversicherung was, man kann nie wissen.«
»Klingt nach ’ner Menge Arbeit.«
»Und die Leute denken immer, beim Morddezernat zu arbeiten, hätte nur mit Glanz und Gloria zu tun!«
Robinson lachte trocken. Er hatte die beiden alten Menschen in der Wohnung des Rabbi zurückgelassen, dem Beamten von der städtischen Polizei, der zu ihrer Bewachung abgestellt war, Tee gekocht und ihm einen klaren Auftrag erteilt: Niemand durfte ohne seine persönliche Genehmigung ins Haus, es sei denn, er konnte eine Dienstmarke vorweisen. Eine Kopie des Phantombilds hatte er neben dem Guckloch an die Eingangstür geklebt. Er hatte nie etwas an Miethochhäusern finden können, doch ein Vorzug lag auf der Hand: Wenn man die Tür geschlossen hielt, waren die Wohnungen so sicher wie eine Höhle – nur ein Weg hinein und einer heraus. Dies gab ihm das Gefühl, die Situation zumindest ein wenig unter Kontrolle zu haben.
»Aber«, fuhr Simon Winter fort, »ich glaube nicht, dass Sie den Kerl mit konventionellen Methoden finden werden. Nie im Leben. Er findet Sie. Wir müssen ihm an der richtigen Stelle zuvorkommen.«
»Ganz wie beim Basketball, stimmt’s?«
»Richtig. Wenn Sie einen guten Spieler decken wollen, versuchen Sie, vorherzusehen, welche Position auf dem Spielfeld er einnehmen wird, und dann sind Sie einfach als Erster da.« Winter schwieg, dann fügte er hinzu: »Diese Komplikation ist ihm vollkommen neu.«
»Zumindest, soweit wir wissen«, antwortete Robinson.

Sie tauchten in die Betonschluchten von Miami Beach ein, wo riesige, hässliche Hochhäuser mit den Wolken darum wetteiferten, keine Sonne durchzulassen. Wie in jeder Großstadt bilden diese Häuser ein monotones Einerlei. Stapelweise mehr oder weniger dieselben Wohnungen, Menschen, die in vertikalen Bienenstöcken leben und ihre Individualität gegen eine Welt aus gleichförmigen Formen, Winkeln und Größen verteidigen müssen.
Zuerst besuchten sie Herman Steins Block. Der Vertreter des

Eigentümerverbands, ein robuster, kahlköpfiger Mann, betrachtete das Bild, das sie ihm zeigten, schüttelte jedoch den Kopf.
Er wies sie darauf hin, dass der Verband Hunderte von Wohnungen vertrete über tausend Mitglieder habe; seines Wissens ähnelte dieses Bild keinem davon. Das überraschte Simon Winter ebenso wenig wie die fast gleichlautende Auskunft der nächsten beiden Vorstände.
»Stein hat berichtet, er habe den Schattenmann bei einer Versammlung entdeckt«, meinte Robinson nach mehreren Stunden vergeblicher Mühe müde. »Wissen Sie, was wir machen könnten? Wir könnten uns von sämtlichen Gebäuden Listen besorgen und feststellen, in welchen Wohnungen Alleinstehende leben, dann von Tür zu Tür gehen, bis wir dem Bastard gegenüberstehen.«
»Ja«, erwiderte Winter. »Mir war auch schon der Gedanke gekommen, dass wir ihn vielleicht auf einer Liste entdecken. Hab noch nicht die richtige finden können. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.«
Der Ton, in dem er das sagte, ließ allerdings keinen Zweifel daran, dass er dies für reine Zeitverschwendung hielt.
Robinson sah auf die Uhr. Er wollte nicht zu spät zum Flughafen kommen, um Espy Martinez abzuholen. Es wurde schon Abend, und im Westen erschienen rote Streifen am Himmel. Schon streckte die Nacht ihre Fühler im Schatten der Hochhäuser aus.
»Ich fahr zum Flughafen«, erklärte Robinson. »Soll ich Sie irgendwo absetzen?«
Simon Winter hatte plötzlich eine Idee. Er nickte und gab dem jungen Detective eine Adresse. Dann faltete er eine Kopie des Phantombilds zusammen und steckte sie in die Tasche.
Walter Robinson hielt an. »Es wird sehr bald etwas passieren«, meinte er. »Heute verlesen sie die Bekanntmachung.« Er sah wieder auf die Uhr. »Genauer gesagt, jeden Moment. Müsste in den nächsten paar Tagen etwas lostreten. Und ich bin gespannt, was Espy rausbekommen hat.«
»Rufen Sie mich an, wenn Sie was erfahren. Ich schaue nur kurz hier vorbei, danach bin ich zu Hause.«
»Was haben Sie vor?«
»Ach, nur eine wilde Vermutung«, wich der alte Detective aus und trat vom Dienstwagen zurück. »Außerdem sind sie wahrscheinlich alle längst nach Hause gegangen.«

Walter Robinson musterte den älteren Mann. Über ihnen setzte ein Düsenflugzeug in einer Schleife zum Landeanflug auf den Internationalen Flughafen Miami an, und seine Bahn führte es mitten über Miami Beach. Es war noch so hoch, dass sie kein Motorengeräusch hören konnten und der Flieger schwerelos über den Abendhimmel zu schweben schien.
»Wie wild?«, hakte Robinson nach.
Winter hatte sich schon umgedreht, doch als er die Frage hörte, wandte er noch einmal den Kopf und machte eine wegwerfende Handbewegung, als wollte er sagen, es sei die Zeit und Mühe des Detective nicht wert. Robinson sah die Geste und verstand genau, was sie bei ihm bezwecken sollte. Er widerstand dem Drang, sich in den Verkehr einzufädeln und zum Flughafen zu fahren, wohin es ihn mit aller Macht zog. Stattdessen nahm er den Gang heraus und sprang aus dem Wagen. Simon Winter, der ein paar Schritte vor ihm auf dem Bürgersteig lief, blieb stehen und grinste.
»Was, trauen Sie mir nicht?«
»Darum geht es nicht«, erwiderte Robinson, als er den älteren Detective eingeholt hatte. Statt seinen Einwand näher zu erläutern, fragte er: »Was ist das hier?«
»Das Holocaust Center«, antwortete Winter. »Vor allem aber der einzige Ort, an dem ich seit diesem ganzen Schlamassel gewesen bin, wo die Vergangenheit die Gegenwart einholt. Das heißt, abgesehen von mehreren Toten, für die das Gleiche gilt.«
Robinson im Schlepptau betrat er das Gebäude.
Als sie zur Tür hereinkamen, war die Frau an der Rezeption gerade dabei, ihre Sachen einzusammeln, schien jedoch gebührend beeindruckt, als Robinson seine Dienstmarke zückte. Binnen weniger Sekunden wurden sie in Esther Weiss' Büro geführt, wo die junge Frau neben ihrem Schreibtisch stand. Sie begrüßte Simon Winter ebenso herzlich wie kurz angebunden. Auch sie war im Aufbruch begriffen.
»Mr.Winter, schon Fortschritte zu verzeichnen? Gehen Sie immer noch davon aus, dass dieser Mann hier in der Gegend ist?«
Winter machte sie mit Walter Robinson bekannt, und Esther Weiss fragte: »Glaubt die Polizei jetzt auch daran, dass der Schattenmann hier sein Unwesen treibt?«

Robinson antwortete ihr mit einem knappen Ja.
Die Leiterin des Zentrums schauderte ein wenig, legte ihre Aktentasche auf den Schreibtisch und nahm auf ihrem Sessel Platz. »Das ist entsetzlich. Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten. Sie müssen ihn finden, er muss zur Rechenschaft gezogen werden. Es gibt Gerichte in Israel. Und in Deutschland …«
»Ich bin mehr an einem Gericht am anderen Ende dieser Stadt interessiert«, entgegnete Robinson.
Esther Weiss nickte. »Natürlich, er muss verurteilt werden.« Sie schien noch etwas hinzufügen zu wollen, doch Simon Winter unterbrach sie. Dieser Punkt war zwischen ihm und der jungen Frau schon zur Sprache gekommen, und seiner Meinung nach gehörte es zu den Privilegien des Alters, dass man darauf bestehen durfte, dieselben Wege nicht zweimal zu beschreiten. Daher folgte er seinem Instinkt, griff in seine Jackentasche und faltete das Blatt mit dem Phantombild auf. Ohne ein einziges Wort schob er es Esther Weiss über den Schreibtisch entgegen. So wie alle anderen starrte sie angestrengt auf die Zeichnung, doch als sie aufsah, zitterte ihr rechtes Augenlid, und ihre Stimme klang belegt. »Ich kenne diesen Mann«, erklärte sie bedächtig und sichtbar verwirrt. Sie zuckte von dem Bild zurück, als sei es elektrisch geladen. »Jedenfalls habe ich ihn schon ein-, zweimal oder auch häufiger gesehen …«

Espy Martinez war erstaunt, dass Walter Robinson sie nicht am Terminal des Internationalen Flughafens empfing. Sie befand sich in diesem Schwebezustand, den Flüge über große Zeitzonen mit sich bringen, und konnte nicht sagen, ob sie erschöpft oder energiegeladen war. Sie ging schnurstracks zum nächsten Telefon und rief in seinem Büro an, nur um zu erfahren, dass er sich seit seinem Besuch in der Wohnung des Rabbi noch nicht wieder gemeldet hatte.
Sie kämpfte mit sich, ob sie auf dem schnellsten Wege nach Hause fahren sollte – der Gedanke an eine Dusche und frische Kleider, vielleicht sogar ein Nickerchen war zu verführerisch. Andererseits hatte sie das unerklärliche Gefühl, dass die Dinge in Gang kamen und jede Minute zählte; auf einem Blatt Papier in ihrer Aktentasche hatte sie einen Namen und eine Nummer und damit möglicherweise alles, was sie brauchten, um den Mann, hinter dem sie her waren, endlich zu finden.

Sie warf einen letzten prüfenden Blick durch die Ankunftshalle, doch von Walter Robinson keine Spur. Sie sagte sich, das sei kein Grund, enttäuscht zu sein, schließlich gebe es derzeit andere Prioritäten, als sie vom Flughafen abzuholen, und sie konnte nicht einmal sicher sein, ob er ihre telefonische Nachricht erhalten oder ob jemand ihre Ankunftszeit richtig wiedergegeben hatte. So fand sie allerlei triftige Erklärungen für seine Abwesenheit, vergaß für einen Moment die Erschöpfung und strebte dem Ausgang zu.
Sie stand in der üblen Mischung aus Abgasen und der zähflüssigen Abendhitze, die den überdachten Taxistand füllte, und winkte einen Wagen heran. Sie stieg hinten ein, gab dem Fahrer ihre Adresse an, lehnte sich zurück und ließ sich die tropische Luft um die Nase wehen. Doch bevor das Taxi das Flughafengelände hinter sich gelassen hatte, überlegte sie es sich anders, beugte sich zum Fahrer vor und dirigierte ihn im Schnellfeuerspanisch zur Wohnung des Rabbi in Miami Beach.

Simon Winter hatte Esther Weiss am Arm gepackt. Mit der freien Hand pochte er energisch auf das Phantombild.
»Wer?«, fragte er. »Wer ist das?«
Walter Robinson war aufgesprungen und wiederholte in angespannt hoffnungsvollem, doch kühl beherrschtem Ton – »Wo haben Sie diesen Mann gesehen?« – dieselben erregten Fragen des älteren Detective.
Esther Weiss starrte die beiden Männer mit angstverzerrtem Gesicht an.
»Das ist er?«, fragte sie schrill.
»Ja«, erwiderte Robinson. »Wo haben Sie diesen Mann gesehen?«, bohrte er.
Esther Weiss öffnete ungläubig den Mund, und Simon Winter sah die Panik in ihren Augen. Er ließ ihren Arm los, und sie sank auf ihren Stuhl zurück, während sie die beiden Männer immer noch fassungslos ansah.
»Hier natürlich«, antwortete sie langsam. »Hier im Center …«
Winter wollte gerade etwas sagen, doch Robinson kam ihm zuvor. Er wählte seine Worte mit Bedacht und sprach in beherrschtem, hoffnungsvollem Ton. »Wann und wie, sagen Sie uns bitte jetzt, auf der Stelle, was Sie wissen«, forderte er die junge Frau auf. »Lassen Sie nichts aus, jede Kleinigkeit kann hilfreich sein.«
»Das ist der Schattenmann?«, erkundigte sich die Frau noch einmal.

»Ja«, bestätigte Simon Winter.
»Aber der Mann ist Historiker«, antwortete sie. »Mit untadeligem wissenschaftlichem Renommee …«
»Na, das wohl eher nicht«, meinte Winter ruhig. »Oder er ist beides. Jedenfalls ist das der Mann, nach dem wir suchen …«
»Erzählen Sie der Reihe nach«, bat Robinson. »Ein Name. Eine Anschrift. Wie haben Sie ihn kennengelernt?«
»Er studiert die Videos«, berichtete sie. »Wir gestatten Forschern, sich die Bänder anzusehen. Historikern und Sozialwissenschaftlern …«
»Ich weiß«, sagte Simon Winter ungeduldig. »Aber dieser Mann – wer ist das?«
»Ich hab seinen Namen in den Akten.« Esther Weiss hüstelte beim Sprechen. »Ich hab's schriftlich. Auch seine Adresse. Ich habe das alles, ich glaube, auch einen Lebenslauf. Erinnern Sie sich, Mr.Winter? Ich habe Ihnen neulich ein paar Namen gegeben …«
»Ja, ich weiß. Stand er auf der Liste?«
»Ich entsinne mich nicht«, erwiderte die junge Frau. »Die haben Sie, ich weiß es nicht mehr.«
Walter Robinson schaltete sich behutsam ein. »Aber Sie können die Kartei jetzt einsehen, richtig? Sie können die Liste der Akademiker durchsehen und diesen Mann raussuchen, ja? Haben Sie ihn in Ihrem Rolodex? In einem Adressbuch? Miss Weiss, wenn ich bitten dürfte.«
»Ich kann nicht glauben …«
»Miss Weiss, bitte!«
Sie zögerte, dann lenkte sie ein. »Ja, selbstverständlich. Sofort.«
Die Leiterin des Zentrums ging unsicher zu einem schwarzen Aktenschrank in einer Ecke ihres kleinen Büros. Sie zog die oberste Schublade auf und suchte in den darin befindlichen Papieren. Es dauerte nicht lange, und sie murmelte: »Über einhundert Personen haben die Genehmigung, sich die Bänder anzusehen.«
Während sie weitersuchte, fragte Simon Winter: »Gibt es ein bestimmtes Verfahren, um diese Genehmigung zu bekommen? Ich meine, überprüft jemand die Angaben dieser Leute?«
»Ja und nein«, antwortete die junge Frau. »Wenn die Qualifikationen in Ordnung scheinen, dann ist die Genehmigung eher eine Routinesache. Der Forscher muss dann eine Erklärung abgeben, weshalb er die Videos

braucht, und angeben, in welcher Weise er sie verwenden wird. Außerdem muss er eine Verzichtserklärung und eine Diskretionsklausel unterschreiben. Es ist streng verboten, diese Erinnerungszeugnisse kommerziell zu verwerten. Vor allem aber wollen wir die Revisionisten draußen halten.«
»Die was?«, hakte Robinson nach.
»Die Leute, die den Holocaust leugnen.«
»Sind die nicht ganz dicht?«, platzte Robinson heraus. »Ich meine, wie kann jemand …«
Esther Weiss hatte einen kleinen Ordner aus Pappe in der Hand. Sie sah zu ihnen auf. »Es gibt viele, die versuchen, die Existenz des größten Verbrechens in der Menschheitsgeschichte zu leugnen, Detective. Leute, in deren Augen die Gaskammern Entlausungsschleusen waren oder die Öfen zum Brotbacken und nicht für Menschen gedacht waren. Für manche Leute war Hitler ein Heiliger und all die Erinnerungen an seine Schreckensherrschaft nichts weiter als eine einzige große Verschwörung.« Sie holte tief Luft. »Für jeden vernünftigen Menschen ist das verrückt, aber so einfach liegen die Dinge nicht, das verstehen Sie doch sicher, Detective?«
Tat er nicht, doch er verkniff sich eine Antwort.
Esther Weiss legte sich kurz die Hand an die Stirn, als wollte sie die Augen vor einem unangenehmen Anblick abschirmen. Dann reichte sie die Mappe Simon Winter.
»Das ist der Mann, der Ihrer Zeichnung ähnelt«, sagte sie.
Der alte Detective öffnete die Akte und zog mehrere Blätter heraus. Beim ersten handelte es sich um ein Antragsformular zur Einsicht der Videobänder. Daran waren ein Brief, ein Lebenslauf sowie unterschriebene Verzichtserklärungen angeheftet.
Über dem Lebenslauf stand ein Name: David Isaacson.
Darunter befand sich eine Adresse in Miami Beach.
»Was fällt Ihnen zu dem Mann ein?«, fragte Robinson.
»Er war, ich weiß nicht mehr, wie oft genau, aber auf jeden Fall war er mehrmals hier. Er war sehr still und zugeknöpft. Ich habe nur ein einziges Mal mit ihm gesprochen, bei seinem ersten Besuch. Er erklärte mir, er sei ebenfalls Überlebender, und ich habe ihn ermuntert, seine eigenen Erinnerungen auf Band beizusteuern. Er erklärte sich

einverstanden, allerdings wollte er zuerst seine Memoiren fertig schreiben. Seine Memoiren! Er sagte, er würde sie privat veröffentlichen. Nach seinem Tod. Er erwähnte, sie seien für seine Familie bestimmt, als privates Erinnerungszeugnis.«
Sie zögerte und fügte dann hinzu: »Ich fand das bewundernswert.«
»Gibt es so etwas wie ein Besucherbuch, dem wir entnehmen können, wie oft er hier war?«
»Wenn wir unsere Mitarbeiter befragen, können wir das wohl rekonstruieren. Aber wenn jemand erst mal Zugang hat, lassen wir ihn mit dem Material allein.«
»Wie ist er an die Bewilligung gekommen?«
»Sehen Sie diesen Brief?«
Winter und Robinson betrachteten beide den an die Akte gehefteten Brief. Er stammte von der Organisation Holocaust Memorial in Los Angeles und war vom stellvertretenden Direktor unterschrieben. Er bat darin, Mr.Isaacson, der in Los Angeles ähnliche Forschungsarbeit betrieben habe, alle akademischen Privilegien zu gewähren.
»Haben Sie dort angerufen und das nachgeprüft?«
»Nein«, gab Esther Weiss zögerlich zu. »Der Brief war vom stellvertretenden Direktor unterschrieben.«
Walter Robinson nickte. »Keine Sorge«, meinte er bedächtig, »das ändert nichts an der Situation.«
Simon Winter sah auf. »Diese Angaben in seinem Lebenslauf. Die akademischen Grade von der New York University und der University of Chicago. Die Publikationen und all das. Sie haben sich das nicht angeschaut …«
»Wieso?«, erwiderte sie. »Wozu? Es war klar, dass er kein Revisionist war! Er hat mir sogar die Tätowierung am Arm gezeigt!«
Winter hob die Hand. Er sah das gequälte Gesicht der jungen Frau. Sie war leichenblass und kurz davor, in Panik auszubrechen.
»Ich wusste doch nichts«, beteuerte sie. »Wie sollte ich das denn ahnen?«
Winter beantwortete diese Frage nicht. Er konnte an nichts anderes als den Schattenmann denken: höflich. Still. Darauf bedacht, nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hatte er sich ein Video nach dem anderen angesehen, um festzustellen, ob irgendjemand dabei war, der ihn

von früher kannte.
Auf der Jagd, dachte der alte Mann.
Etwa dieselben Gedanken gingen Walter Robinson durch den Kopf, doch er nahm sich die Zeit, Esther Weiss' Frage zu beantworten. »Sie sollten es auch nie erfahren«, erklärte er. Nach kurzem Schweigen fügte er in entschlossenem Ton hinzu: »Aber keine Angst. Damit ist jetzt Schluss.«
Er warf einen Blick auf die Adresse. Dann griff er über den Tisch und nahm den Hörer vom Telefon. Er wählte die Nummer des Polizeipräsidiums Miami Beach, nannte kurz seinen Namen und Dienstgrad und verlangte, augenblicklich zum Leiter des Sondereinsatzkommandos durchgestellt zu werden.

25

Die Tätowierung

Sowohl Simon Winter als auch Walter Robinson hatten die Wirkung ihrer Bekanntmachung auf die Gemeinde der Überlebenden unterschätzt. Bereits am späten Abend liefen in ganz Miami Beach die Telefone heiß. In den wenigen alten Art-déco-Hotels, die noch nicht von der Jugendkultur vereinnahmt waren, sondern eine ältere Klientel bedienten, standen zu fortgeschrittener Stunde Menschengruppen in den Eingangshallen oder auf den großen überdachten Terrassen und diskutierten laut, was ihnen zu Ohren gekommen war. In Wolfie's Restaurant unweit der Lincoln Road Mall war ein Streit ausgebrochen, der laut und aggressiv ausgetragen wurde. Mehrere der jüngeren Leute sowie einige ausländische Touristen, die den bekannten Treffpunkt besuchten, reckten schon die Hälse und fragten sich, wieso die normalerweise stillen, friedfertigen alten Menschen ihre Stimmen erhoben. Ein Fremder, ein Zeuge der hitzigen Wortgefechte, hätte in mehreren Gesichtern Wut erkennen können, doch bei näherem Hinsehen wäre ihm auch die Angst nicht entgangen. Eine tiefsitzende, eine abgründige Angst, die aus den hintersten Winkeln der Erinnerung aufstieg. Auch wenn nur sehr wenige je vom Schattenmann gehört hatten, so war doch jede Frau und jeder Mann von ähnlichen Erlebnissen gezeichnet, ob mit der Gestapo oder der SS oder aber durch das schreckliche Wissen, willig Befehle ausgeführt und sich damit zum Erfüllungsgehilfen des Bösen gemacht zu haben.
So war die Vorstellung, dass ein Rädchen dieser Maschinerie mitten unter ihnen lebte, auch für diese Menschen ein Grund zur Panik. Die Alpträume, die an diesem Abend plötzlich wieder lebendig wurden, gingen zwar an den schicken jungen Leuten, die in Miami Beach die Szene der Nachtclubs und angesagten Lokale beherrschten, vorbei, fanden aber bei jenen älteren Menschen umso stärkeren Nachhall.
Espy Martinez nahm den Aufruhr nur am Rande wahr. Sie saß im Wohnzimmer des Rabbi und hörte zu, wie er und Frieda die eingehenden Anrufe entgegennahmen. Sie begriff schnell, dass die Leute sich nicht

meldeten, um Informationen weiterzugeben, sondern um sich trösten und beruhigen zu lassen. Der Rabbi meisterte diese Aufgabe mit Bravour, indem er in sanftem, geübtem Ton auf die Erinnerungen reagierte, die ihm wie die trockenen Blätter sterbender Pflanzen entgegenwehten.
Sie hörte ihn sagen: »Nein, Sylvia, es ist nur dieser eine Mann … Ja, die Polizei fahndet nach ihm … wir werden ihn finden … Da gebe ich Ihnen recht, das ist entsetzlich. Wer hätte das für möglich gehalten?«
Dann legte er auf und drehte sich zu ihr um, als wollte er etwas sagen, doch das Telefon klingelte erneut. Er nahm ab, lächelte schwach und versicherte: »Natürlich, Mr. Fielding, natürlich erinnere ich mich an Sie. Ahh, verstehe, Sie haben es auch gehört. Wissen Sie irgendetwas? Nicht? Ach so. Ja, sicher, selbstverständlich …«
Der Rabbi zuckte mit den Achseln und sprach weiter mit dem Anrufer. Martinez wandte sich dem uniformierten Beamten der städtischen Polizei zu, der sich in den Sportteil der Tageszeitung vertieft hatte. Sie machte den Mund auf, um etwas zu sagen, überlegte es sich aber anders. Stattdessen stand sie auf und trat an die Balkontür, um einen Moment hinauszusehen. Der Horizont schimmerte silbrig von den Lichtern der Stadt. Sie hätte gern gewusst, wo Walter Robinson war, und wünschte sich, bei ihm zu sein.

Er und Simon saßen in einem Besprechungszimmer im Revier der Polizei Miami Beach und stimmten die Vorgehensweise bei der Verhaftung mit dem Captain des Sondereinsatzkommandos und seinem neunköpfigen Team ab.
»Rein und raus. Ich möchte dem Kerl nicht eine Sekunde geben. Vollständiger Entzug der Bewegungsfreiheit, sobald wir die Lage unter Kontrolle haben, ich meine, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Auch Fußfesseln vorsichtshalber.«
»Kein Problem«, antwortete der Captain des SWAT-Teams mit einer knappen Handbewegung. Es schien ihn ein wenig zu befremden, dass eine hochkarätige Einsatztruppe wie er und seine Leute vonnöten sein sollte, um einen älteren Mann festzunehmen. »Haben Sie einen richterlichen Haftbefehl?«
»Ja, hier.« Robinson überlegte. »Ich hatte Probleme bei meiner letzten Verhaftung«, untertrieb er.

»Hab davon gehört«, antwortete der SWAT-Team-Leiter. »Aber Sie haben die Vorschriften befolgt. So was kann passieren.« Er war ein erfahrener Polizist, der seinen militärischen Drill keine Minute des Tages ablegte und wahrscheinlich nachts im Bett im Takt von Marschmusik schnarchte. Der breitschultrige Captain mit seiner Igelfrisur war der Typ, für den Disziplin einen höheren Stellenwert hatte als alle Intelligenz der Welt, ein Mann, der die Junioren-Baseballmannschaft seines Sohnes nicht länger trainieren durfte, nachdem er sie allzu hart auf Sieg getrimmt hatte.
»Der Mann, den wir verhaften, ist äußerst gefährlich und höchst wahrscheinlich bewaffnet.«
»Das passt so ziemlich auf jeden, den wir verhaften«, entgegnete er trocken. »Automatische Waffen?«
»Nein, ich glaube nicht.«
»Da haben Sie's. Sehen Sie es als wahrscheinlich an, dass er sich beim Übergriff ergibt?«
»Schwer zu sagen.«
»Eher, dass er flieht?«
»Eher, dass er verschwindet«, fügte Simon Winter leise hinzu, doch gerade laut genug, dass der Leiter des SWAT-Teams ihn hörte. Der Mann drehte sich zu ihm um.
»Das wäre für mich ein erstes Mal, Senior«, sagte er herablassend.
»Bei diesem Fall gibt es nur erste Male«, konterte Winter.
Der Captain erhob sich vom Stuhl, und die neun Mitglieder seines Trupps folgten augenblicklich seinem Beispiel.
»Sie sagen, wann's losgehen kann«, entschied er selbstbewusst.
Walter Robinson nickte. Er trat an ein Wandtelefon und versuchte zum zehnten Mal, Espy Martinez zu Hause zu erreichen, doch es meldete sich nur ihr Anrufbeantworter. Dann wählte er die Nummer des Rabbi. Dies war das vierte Mal, dass er das Besetztzeichen hörte. Zwar konnte er die Telefongesellschaft auffordern, das Gespräch zu unterbrechen und ihn durchzustellen, doch es widerstrebte ihm, davon Gebrauch zu machen. Er wollte den Rabbi nur davon unterrichten, dass sie einen Durchbruch erzielt hätten, was das alte Paar auch ohne lange Erklärungen hätte beruhigen können. Simon Winter hatte seine Meinung geteilt.
Er traute seinen Ohren nicht, als es beim nächsten Mal klingelte und der

Rabbi sich augenblicklich meldete.
»Rabbi Rubinstein. Wer ist da bitte?«
»Rabbi, Detective Robinson.
»Ah, Detective. Ihre Bekanntmachung hat Wirkung gezeigt. Das Telefon steht nicht still.«
»Ich hab versucht, durchzukommen. Gibt's was Neues?«
»Nein, nur Leute, die ziemlich aufgeregt sind, was verständlich ist. Aber ich bin trotzdem optimistisch, dass jemand etwas weiß. Wie's aussieht, geht das die ganze Nacht so weiter.«
»Hören Sie, Rabbi, Mr.Winter und ich haben etwas herausgefunden, nein, bitte lassen Sie mich ausreden, ich will im Moment nicht in die Einzelheiten gehen. Ich rufe Sie später wieder an, aber wie's aussieht, könnten wir einige Fortschritte gemacht haben. Bleiben Sie einfach, wo Sie sind, Sie und Mrs.Kroner, ja? Ist der Beamte noch da?«
»Ja.«
»Sorgen Sie dafür, dass er wachsam bleibt.«
»Selbstverständlich. Aber Sie meinen, Sie haben etwas rausbekommen? Das ist eine gute Nachricht. Welche Art Fortschritt machen Sie?«
»Ehrlich gesagt, würde ich darüber lieber später mit Ihnen sprechen, für den Fall, dass es zu nichts führt.«
Der Rabbi zögerte. »In Ordnung«, stimmte er nach einer kurzen Pause zu. »Wollen Sie mit Miss Martinez sprechen? Sie ist hier.«
Walter Robinson lächelte und merkte, wie ihm der Magen hüpfte. »Ja«, antwortete er prompt. Es dauerte einen Moment, dann hörte er ihre Stimme.
»Walter?«
»Espy, ich habe versucht, dich zu erreichen. Tut mir leid, dass ich deine Ankunft verpasst habe, aber wir hatten einen Durchbruch. Ich habe einen Namen und eine Anschrift …«
»Wollt ihr jetzt da hin?«
»Ja. Bleib dort. Ich ruf dich an, wenn wir fertig sind.«
Espy Martinez war aufgeregt. Am liebsten hätte sie das Verhaftungsteam begleitet, doch ihr war nicht entgangen, dass Walter Robinson sie nicht dazu aufgefordert hatte.
»Ich will dabei sein«, sagte sie entschlossen.
»Espy, das letzte Mal, als ich dir erlaubt habe, mitten in der Nacht zu

einer Verhaftung mitzukommen, wärst du um ein Haar erschossen worden. Diesmal nicht.«
Sie wollte protestieren, überlegte es sich aber.
»Deine Reise …«, fragte er.
»Ich habe einiges in Erfahrung gebracht«, erwiderte sie, »faszinierende Dinge, ich meine, Dinge, von denen ich keine Ahnung hatte. Ich meine, du hast Geschichte als Unterrichtsfach an der Highschool, aber du weißt nicht viel davon, bis dir so jemand unter die Augen kommt. Dieser Kerl, Walter, der Schattenmann, der wurde von der Gestapo sorgfältig ausgebildet. In allen möglichen Techniken und Disziplinen. Observation, Fälschung, Mord, das ganze Programm. Ein übler Bursche, Walter, nimm dich in Acht.«
Robinson sah Leroy Jefferson in seinem Rollstuhl vor Augen und dachte: »Übel« ist geschmeichelt. Ihm wurde bewusst, dass Espy Martinez keine Ahnung hatte, was mit ihrem Zeugen passiert war, und wollte sie gerade davon unterrichten, ließ es dann aber sein. Er sah, dass die Leute vom SWAT-Team gerade ihre Schutzkleidung überzogen und wie eine Gruppe Quarter Horses, die zusammengetrieben wurden, mit den Füßen stampften, und er erkannte, dass es Zeit war, aufzubrechen.
»Die haben ihn ausgebildet?«
»Zum Experten, ja. Kannst du dir das vorstellen? Und diese Kerle, Walter, das waren die Besten, wenn man das so sagen kann, und der alte Nazi, von dem ich das alles habe, meint, dass unser Mann der Beste von allen war. Geh also auf Nummer sicher, ja?«
»Natürlich.«
Er wollte gerade auflegen, doch sie hinderte ihn daran und teilte ihm im Flüsterton mit: »Da ist noch was, Walter. Das könnte hilfreich sein …«
»Was denn?«
»Er hatte eine KZ-Nummer am Arm eintätowiert. Das gehörte zu seinen Tarnmanövern gegen Ende, als ihnen alles um die Ohren flog und die Ratten das sinkende Schiff verließen. Ich hab die Nummer. Er mag tausendmal seine Identität geändert haben, aber ich vermute, die Nummer hat er behalten. Wenn ihr ihn zu fassen bekommt …«
»Wie lautet sie?«
»A26 510«, sagte Espy Martinez.
Robinson notierte sie sich auf.

Einen Block von dem Mann entfernt, der behauptete, er schriebe seine Memoiren, wechselte der Captain des SWAT-Teams aus dem Transporter, in dem sein Trupp mitfuhr, in den nicht gekennzeichneten Wagen, den Robinson steuerte. Der SWAT-Team-Chef warf sich so schnell, wie es ihm seine Schutzkleidung erlaubte, auf den Rücksitz.
»Na denn, Walt«, meinte er, »statten wir ihm einen Besuch ab.«
Walter Robinson legte wortlos den Gang ein, und langsam fuhren sie mitten in einem Wohngebiet eine dunkle Seitenstraße entlang.
Der Teil von Miami Beach rund um die einundvierzigste Straße ist eine seltsame Ansammlung von Häusern. Einige, wie zum Beispiel diejenigen, die an die mitten durch Miami Beach verlaufende Wasserstraße grenzen, sind Millionen-Dollar-Objekte. Die großen eleganten zweistöckigen Residenzen mit ihren Jugendstilelementen und den roten Dächern aus Hohlfalzziegeln sind bei vielen der Yuppies beliebt, die wieder nach Miami Beach zurückziehen. Doch dazwischen sind Straßen mit weniger prächtigen Palmen und weitaus bescheideneren Häusern eingestreut: Die Schotterbeläge haben Schlaglöcher, und die niedrigen Häuser mit ihren Flachziegeln und den Jalousien an den Fenstern wirken deprimierend monoton. Makler bezeichnen solche Eigenheime gern als »Einstiegshäuser«, die sich Paare leisten können, die gerade erst auf eigenen Beinen stehen und keine Unterstützung von ihren Eltern zu erwarten haben, oder auch alte Leute an ihrem Lebensabend, die in Miami Beach ihre Heimat sehen und sich noch nicht aus Furcht vor Kriminalität in die Wohnungen der Hochhäuser verkrochen haben. Viele dieser Immobilien fallen unter die Maklerkategorie »Gelegenheit für den Heimwerker«, was im Klartext heißt, dass sich aufgrund der jahrelangen, unablässigen feuchten Hitze und der Sonneneinstrahlung die Holzböden verzogen haben oder die Zementfundamente abgesenkt haben und rissig geworden sind. Nicht selten kauert eines dieser Häuser, die so alt und hinfällig wie ihre Bewohner wirken, als stummes Zeugnis der Vernachlässigung im Schatten des großen, um- und ausgebauten Eigenheims eines Arztes, Anwalts oder betuchten Geschäftsmanns.
Die Adresse, die Walter Robinson notiert hatte, gehörte zu einem dieser Häuser.

Langsam und knirschend brachte er das Fahrzeug am Bordstein der anderen Straßenseite zum Stehen. Das fragliche Haus war etwa sieben Meter von der Straße zurückgesetzt, und der Eingang wurde von zwei struppigen Büschen bewacht.
»Gitter an den Fenstern«, stellte Simon Winter fest.
Er hatte während der Fahrt die meiste Zeit geschwiegen und angestrengt über den Mann nachgedacht, um den sie die Schlinge enger zogen.
»Hinten vermutlich auch«, mutmaßte der Captain des SWAT-Teams, »und Riegelschlösser an den Türen. Es wird irgendwo eine Seiten- oder Gartentür geben, höchstwahrscheinlich dort, wo auch die Mülltonnen stehen. Mehr nicht. Zwei Schlafzimmer, zwei Bäder, keine zentrale Klimaanlage, also laufen diese Kühlgeräte in den Fenstern auf Hochtouren und machen einen Höllenlärm, so dass sie uns nicht hören können. Irgendwelche Anzeichen für ein Haustier?«
»Kein Zaun. Moment mal …«
Die drei Männer verharrten vollkommen still, als sie durch eins der Fenster an der Vorderseite einen Mann vorbeigehen sahen. Es war ein großer Mann. Wenig später folgte eine kleinere Gestalt. Im nächsten Moment füllte sich der Raum an der Vorderseite des Hauses mit dem unverwechselbaren Schimmer eines Fernsehbildschirms.
»Der hat eine Frau«, sagte Winter. »Da hol mich doch der Teufel.«
»Sollen wir die auch verhaften?«, fragte der Captain.
»Ja«, entschied Robinson. »Sie könnte ihm geholfen haben.«
»Sie könnte aber auch keine Ahnung haben«, gab Winter zu bedenken.
»Das werden wir ja dann im Präsidium feststellen.«
Der Captain musterte das Haus noch einmal gründlich, dann machte er Walter Robinson Zeichen, den Wagen wegzufahren. Robinson rollte einen halben Häuserblock weiter, ohne die Scheinwerfer einzuschalten.
»Wird ’n Spaziergang«, meinte der Leiter des SWAT-Teams und lehnte sich zurück. »Zwei hinten, zwei an der Seite, dann geht das übrige Team zur Haustür rein. Der reibt sich die Augen.«
»Hatte ich das letzte Mal auch gedacht«, bemerkte Walter Robinson trocken.
»Was ist eigentlich aus dem Kerl geworden, der Ihnen das letzte Mal Scherereien gemacht hat?«, erkundigte sich der SWAT-Captain.
»Er ist diesem Kerl dort ins Messer gelaufen«, erwiderte Robinson.

Simon Winter hörte mit halbem Ohr zu, wie der Captain sein Team ein letztes Mal über den Grundriss des Hauses und den Ablauf ihres Einsatzes informierte. Ihm war bewusst, dass Walter Robinson ihm als Zeichen des Respekts erlaubte, bei der Verhaftung dabei zu sein, und ebenso begriff er, dass er sich im Hintergrund – aus der Schusslinie – halten musste. Ein Teil von ihm wünschte sich, er selbst ginge als Erster durch diese Tür, doch er erkannte schnell, dass dies nur die Stimme des Egos war. Er war voller gemischter Gefühle: einerseits die erregende Genugtuung darüber, dass der Mann, der so lange seine Gedanken beherrscht hatte, jetzt greifbar nahe war; andererseits auch die bittere Gewissheit, dass in dem Moment, in dem sie dem Schattenmann die Handschellen anlegten, seine eigene Mitwirkung an dem Drama zu Ende ging.

Er sagte sich, dass er zufrieden sein konnte, schließlich hatte vor allem er die Verbindung zwischen dem Phantombild und dem Namen wie der Anschrift des Mörders geliefert, und es war ihm klar, dass er höchst wahrscheinlich im Rampenlicht der Medien stehen würde. Doch mit der Zeit würde die Aufregung sich legen, und ihm kam der irritierende Gedanke, dass er schon wenige Wochen nach der Verhaftung des Schattenmannes unerbittlich wieder da angekommen sein würde, wo er sich befunden hatte, als Sophie Millstein in ihrer Panik an seine Tür geklopft hatte.

Nüchtern führte er sich die Situation vor Augen, wie er, den Lauf seines Revolvers im Mund, den Finger am Abzug, auf seinem Sofa gesessen hatte.

Unwillkürlich glitt seine Hand an seine linke Seite und strich über das Schulterholster, das sich unter seiner Windjacke verbarg. Er schwitzte, als wäre er nervös, und hoffte, dass es niemandem aufgefallen war und dass Walter Robinson nichts von seiner Waffe mitbekommen hatte. Letztlich war es egal. Das Gewicht unter der Achsel hatte etwas Beruhigendes wie der Handschlag eines alten Freundes.

Als er das Klicken und Klacken hörte, mit dem das SWAT-Team die Waffen überprüfte, wandte er sich ab, starrte an dem blassgrünen Schimmer der Straßenlaternen vorbei in die unendliche Weite des nächtlichen Himmels und versuchte, sich darüber klarzuwerden, was ihm die Erfahrungen der letzten Tage für die nächste Zukunft brachten. Er

drehte sich kurz zu dem jungen Detective um, und während er ihn musterte, spürte er, wie ihn ein wenig Neid erfasste. Er hätte am liebsten noch einmal ganz von vorn angefangen und alles zum zweiten Mal durchlebt – einschließlich der Frustrationen und der bitteren Momente. Er hätte mit niemandem in der Welt tauschen mögen, und bei dem Gedanken, dass er in wenigen Minuten wieder mit allem fertig, nutzlos und allein sein würde, biss er sich auf die Lippen.
»Simon? Alles klar? Nehmen wir uns den Kerl zur Brust?«
Er drehte sich zu Robinson um und sah den Enthusiasmus in seinen Augen.
»Und ob«, antwortete Winter.
»Gut«, sagte Walter Robinson und packte den älteren Detective beim Arm – eine Geste, die, wie er merkte, der Aufregung und der Zuneigung entsprang. »Morgen können wir vielleicht schon angeln gehen. Oder übermorgen. Haben Sie mir versprochen, wissen Sie noch?«
»Das wäre schön«, meinte Winter leise.
Sie umrundeten den Wagen.
»Weckt das hier Erinnerungen?«, fragte Robinson.
»Wenn Sie erst mal so alt sind wie ich«, erwiderte Winter mit einem selbstironischen Grinsen, »dann weckt alles Erinnerungen. Man schaut mehr zurück als nach vorne.«
»Sie doch nicht, Simon«, widersprach der Jüngere. »Kommen Sie. Legen wir dem Kerl das Handwerk. Lassen wir die Handschellen zuschnappen und lehren ihn das Fürchten. Sie und ich. Zeigen wir ihm, dass er nicht ganz so schlau ist, wie er dachte.«
»Nichts lieber als das«, erklärte der alte Detective, auch wenn es ihm seltsam unwirklich in den Ohren klang.

Sie schlichen um die Ecke des Hauses und gingen im Schutz einer zweieinhalb Meter hohen Einfriedungsmauer des Nachbargrundstücks in Stellung. Der Leiter des SWAT-Teams unterzog seine Truppe einer letzten Prüfung, rückte die Kopfhörer seines Headsets zurecht, ließ die Männer durchzählen und schickte sie mit einer kurzen, schneidenden Handbewegung in den Einsatz.
Das Team stürmte um die Ecke und lief die Straße entlang. Ihre schwarzen Overalls gingen in der tintenschwarzen nächtlichen

Umgebung unter. Robinson wartete dicht hinter dem Einsatzleiter wie ein Sprinter mit gespannten Muskeln auf den Startschuss.
Der Captain beugte sich vor und horchte, dann wiederholte er im lauten Flüsterton: »Gartentor-Team in Position. Keine Anzeichen von Aktivität. Seitentür-Team, Achtung! Okay, los geht's!«
Die für die Haustür vorgesehenen Männer schwenkten aus und rannten die Straße hinunter.
Walter Robinson streckte die Hand nach hinten, um Simon Winter noch einen Moment zurückzuhalten, dann stürmten sie beide hinter den flinken, dunklen Gestalten nach vorn. Unter ihren Füßen schien sich der Boden in Luft aufzulösen, und Robinson merkte kaum, welche Energie er aufbrachte. Für eine Sekunde blitzte in seinem Kopf eine Erinnerung auf, wie er über das Footballfeld sprintete und die Hände nach dem Ball ausstreckte, der in der Luft zu schweben schien, während wie in weiter Ferne die Zuschauer tobten. Die Sekunde war vorbei, und sein Blickfeld verengte sich auf die Eingangstür, an der ein stämmiges Mitglied des Trupps einen Türrammer in Stellung brachte.
»Keine Bewegung! Polizei!«, brüllte der Captain.
Unter Robinsons Augen schwang der Mann das dicke schwarze Stahlgerät, und im nächsten Moment war das Krachen und Splittern von Holz zu hören.
Wenige Schritte hinter Robinson war Simon Winter mit keuchendem Atem.
Er hörte einen schrillen Schrei, der Schock und Panik zum Ausdruck brachte, dann klirrendes Glas, dann das kräftige Organ des Einsatzleiters, der die Kakophonie mit seinem Befehl übertönte: »Los! Los! Los!«
Zugleich drangen die Mitglieder des Einsatzteams durch die zerbrochene Tür ins Haus. Auch Robinson war im Abstand von einem Meter mit vorgehaltener Waffe vorangeprescht. Er drängte inmitten des Gebrülls an dem aufgebrochenen Eingang, durch den das Licht von drinnen in die Nacht hinausströmte wie Wasser aus dem Leck in einem Damm.
Simon Winter hörte Robinson schreien: »Runter. Runter auf den Boden! Die Hände hinter den Kopf!«
Diese Worte mischten sich mit den entsetzten Schreien der Frau, die nicht mehr menschlich klangen, sondern nur noch reine Angst zum Ausdruck brachten.

Winter machte einen Satz durch die Tür und sah, wie der Captain und einer seiner Männer sich über einen großen, kräftigen Mann auf dem Boden des bescheidenen Hauses beugten.
Robinson hielt ihm den Pistolenlauf ans Ohr und brüllte Befehle. Etwas abseits davon hielten zwei andere Leute des Teams eine zierliche, ältere Frau in Schach. Ihr aufgestecktes weißes Haar hatte sich gelöst und fiel ihr ins Gesicht. Sie weinte zum Herzerbarmen. »Was haben wir denn getan? Was haben wir denn getan?«
Der Leiter des SWAT-Team sah zu, wie Robinson dem auf den Bauch geworfenen Mann die Handschellen anlegte und sich halb aufrichtete.
»Das war's«, meinte der Captain zufrieden. Er drehte sich zu Robinson um. »Sag ich doch, Spaziergang. Das ist also der gefährliche alte Killer, den Sie jagen?« In einer Zimmerecke plärrte der Fernseher laut, und im Takt zu den Witzen des Moderators einer Late-Night-Show ertönte schallendes Gelächter. Der Captain wies mit einer Geste einen seiner Männer an, den Apparat auszuschalten.
Walter Robinson schob den Mann mit einem Ruck in einen Sessel und erklärte in hohem Tempo: »David Isaacson, ich verhafte Sie wegen dringenden Mordverdachts.«
Zum ersten Mal sah Simon Winter das Gesicht des Mannes. Ein Lichtstreifen fiel wie eine Narbe über sein Gesicht und offenbarte die Angst in seinen Augen.
»Was soll ich denn getan haben?«, fragte der Verhaftete.
»Schattenmann!« Robinson fauchte das Wort, während er ihn hochzog. Der Detective schüttelte den Verhafteten und zog sein Gesicht ganz dicht an das eigene heran. Dann warf er ihn zurück in den Sessel. »Du gehst für immer in den Knast, ich besuch dich im Todestrakt.«
In diesem Moment trat Simon Winter vor und starrte den älteren Mann an.
»Oh, mein Gott«, sagte er langsam und leise. Er packte Walter Robinson am Arm. Der junge Detective fuhr herum, über die Störung verärgert, zögerte jedoch, als er Winters Augen sah.
»Was ist?«, fragte er barsch.
Winter merkte, wie sein Mund trocken wurde, und die Worte kamen ihm wie die Splitter der Haustür über die Lippen. »Walter, sehen Sie ihn sich an, verdammt!«

»Was?«
»Sehen Sie sich das Gesicht an! Das verdammte Bild! Er hat nicht die leiseste Ähnlichkeit mit dem Phantombild!«
Walter Robinson drehte sich wieder um und musterte zum ersten Mal die Züge des Mannes, den er verhaftet hatte. »Nein«, widersprach er langsam. »Simon, Sie irren sich. Genau die Kopfform, das Haar …«
»Sehen Sie ihn sich doch an! Das ist nicht der Mann, den Esther Weiss anhand der Zeichnung identifiziert hat!«
Walter Robinson, der sich zuweilen etwas arrogant zugute hielt, auch in den schwierigsten Situationen ruhig zu bleiben, merkte eine Woge der Panik, die ihm im denkbar falschen Moment durch die Eingeweide rollte und nur schwer unter Kontrolle zu bringen war. Er riss die Augen auf, als könnte er so den Widerspruch zwischen dem Bild und dem Mann im Sessel besser erkennen.
»Wer sind Sie?«, herrschte er den Verhafteten an.
»David Isaacson«, stammelte der Mann. »Was soll ich denn getan haben?«
»Woher kommen Sie?«
Der Mann sah ihn verständnislos an, und so trat Simon Winter vor.
»Wie lange wohnen Sie schon hier?«
»In Miami Beach? Ungefähr seit zwanzig Jahren.«
»Und davor?«
»Habe ich in New York gelebt. Ich war Kürschner.«
»Und davor?«
»In Polen, als ich jung war, vor vielen Jahren.«
Der Frau des Mannes gelang es in diesem Moment, sich von den Männern des Verhaftungsteams loszureißen und sich auf ihren Mann zu stürzen. »David, was wollen die? Was wollen die?,« schluchzte sie hysterisch und klammerte sich an seinen Arm.
Dann drehte sie sich zu den Polizisten um und brüllte in bitterer Wut: »Gestapo! Nazis!«
Außer dem Schluchzen der Frau wurde es still im Raum.
»Sind Sie ein Überlebender?«, fragte Simon Winter ohne Überleitung.
Der Mann nickte. »Was soll das?«, fragte er wie unter Schock.
Robinson war mit zwei Schritten bei David Isaacson, packte seinen Unterarm und drehte ihn ein wenig. Er riss dem Mann so kräftig den

Ärmel hoch, dass er ihm das Hemd ruinierte. Gleichzeitig zog er den Zettel mit der Nummer heraus, die Espy Martinez ihm durchgegeben hatte. Er hielt das Papier neben die blassviolette Tätowierung auf dem faltigen Arm des Mannes und sah mit einem Blick, dass sie nicht identisch waren.
»Oh, mein Gott«, sagte er langsam.
»Gestapo!«, schrie die Frau erneut.
Simon Winter hatte Robinson über die Schulter gesehen, sich umgedreht und durch die zertrümmerte Tür in die Nacht geblickt, die sie mit jedem Schatten zu verhöhnen schien.
Du bist in der Nähe, dachte er. Du bist ganz in der Nähe. Aber wo?

26

Der Teekessel

Der Schattenmann stand still am dunklen Rand einer Gasse, außerhalb des Lichtkegels, den das Neonlicht einer geschlossenen Apotheke auf den Bürgersteig warf. Er blickte zum sechsten Stock des Gebäudes hinauf, in dem der Rabbi seine Wohnung hatte.
Die Stimme, die ihn gewöhnlich zur Vorsicht mahnte, sagte ihm, dass es nicht klug sei, dort auch nur einen Moment lang zu stehen, selbst wenn er unentdeckt blieb. Manchmal kam es ihm vor, als hockte ihm diese Stimme wie ein allzu sehr auf seine Sicherheit bedachter Engel auf der Schulter. Diesmal war die Stimme eindringlich und schrill und verlangte, dass er wegging, und zwar auf der Stelle.
Pack deine Tasche zusammen, geh in ein Hotel beim Flughafen, nimm den ersten Flieger morgen früh.
Er schüttelte den Kopf.
Ich hab hier noch was zu erledigen, hielt er dagegen. Und zwar da oben in diesem Gebäude.
Was denn zu erledigen? Denk an deine Sicherheit. Du hast dieses Leben ausgekostet wie andere davor. Diese Jahre in Miami Beach waren ertragreich und angenehm, aber jetzt sind sie vorbei. Du hast gewusst, dass dieser Zeitpunkt einmal kommen würde, und jetzt ist er da. Zu viele Leute kreisen dich ein, sehen auf der Suche nach dir unter jeden Stein, hinter jede Tür. Du hast Leute vom Schattenmann reden gehört, als würden sie dich kennen. Es ist an der Zeit, zu verschwinden und jemand anderer zu werden.
Er lehnte sich noch tiefer in die Dunkelheit der schmalen Gasse und schmiegte den Rücken an eine schmutzig graue Wand.
Los Angeles wäre schön, sagte er sich. Dort warteten eine Wohnung, Bankkonten und eine andere Identität auf ihn. Auch Chicago wäre akzeptabel. Dort waren die Grundlagen für ein ähnliches Arrangement geschaffen. In Los Angeles muss ich mir ein Auto besorgen, überlegte er, da fährt jeder. In Chicago ist das nicht nötig. In Los Angeles würde er zum pensionierten Geschäftsmann; in Chicago kannte man ihn bereits als

einen Investor im Ruhestand. Er wog die beiden Optionen ab, konnte sich aber nicht entscheiden. Es machte eigentlich keinen Unterschied, überlegte er. In dem Moment, in dem er eine der beiden Identitäten annahm, würde er in einer neuen Stadt bereits die Rahmenbedingungen für die nächste schaffen, so dass ihm immer mehr als eine Option offenstand. Vielleicht Phoenix oder Tucson, dachte er. An einem warmen Ort. Der Winter in Chicago behagte ihm nicht. Ihm wurde bewusst, dass er ein wenig recherchieren musste. Er wusste nicht, ob eine der beiden Städte eine entsprechend betagte, jüdische Gemeinde hatte, in die er sich einschleusen konnte. Waren dort Überlebende?, fragte er sich.

Irgendwo da draußen in der Nacht schrillte eine Autoalarmanlage durch die abgestandene Hitze. Einen Moment lang horchte er darauf, dann verschwand das Geräusch plötzlich.

Unter einer Aufwallung von Wut spuckte er auf den Boden.

Ich habe es hier genossen, flüsterte er. All die Jahre habe ich es gut gehabt. – Er mochte die dichte, samtene Tropennacht, die all seine Wut einzuhüllen schien.

Er ging die Phalanx seiner Feinde durch. Den Polizisten und die Staatsanwältin strich er sofort von der Liste und machte dazu eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand. Die Polizei hatte er noch nie gefürchtet. Er hielt sie für zu schwerfällig und einfallslos, um ihn zu fassen. Sie suchten nach Beweisen und Indizien und begriffen grundsätzlich nie, dass er eher so etwas wie eine Idee war. Auch wenn sie ihm diesmal dichter auf den Fersen waren als je zuvor – als irgendjemand seit 1944 –, so lagen sie immer noch ziemlich weit zurück. Andererseits erinnerte ihn seine Stimme der Vorsicht daran, dass die Polizei noch nie zuvor auch nur von seiner Existenz gewusst hatte. Dies gab ihm zu denken, bis seine arrogantere Seite ihm in Erinnerung rief, dass er genau aus diesem Grund über all die Jahre dafür gesorgt hatte, jeweils auf mindestens zwei Identitäten zurückgreifen zu können. Dass es kaum einmal einen hastigen Aufbruch gegeben hatte, zeugte von seiner umsichtigen Planung. Und das hier, dachte er trotzig, ist im Grunde nicht viel anders.

Doch dann kam ihm der alte Detective, der Nachbar, in den Sinn und verunsicherte ihn. Dieser Mann machte ihm vor allem deswegen mehr zu

schaffen, weil er nicht wusste, wie er ins Bild passte, gehörte er doch weder zur Seite der Behörden noch zu der seiner Opfer. Der Schattenmann beschwor das Bild von Simon Winter herauf und nahm eine kurze Einschätzung vor: Er wirkt beharrlich und intelligent. Er verfügt über hervorragende Instinkte. Doch er ist heute Abend nicht hier und wird am Morgen ins Leere laufen. Also, dachte der Schattenmann, er ist vielleicht gefährlich, doch er wird zu langsam sein und nicht Schritt halten können. Und was für Mittel hat er schon, auf die er zurückgreifen könnte? Er ist clever und erfahren. Aber genug, um mich zu finden? Nein.
Dennoch schüttelte er den Kopf und sagte sich: Du hättest ihn in jener Nacht in seiner Wohnung töten sollen. Er hat Glück gehabt.
Aber nicht noch einmal.
Der Schattenmann holte tief Luft und stellte sich das alte Paar oben in der Wohnung vor.
Die sind die wahre Gefahr, rief er sich ins Gedächtnis. Das waren sie immer. Werden sie immer sein.
Es war, als explodierte in seiner Brust eine Leuchtkugel des Zorns, die alte Erinnerungen zündete.
Die waren immer schuld gewesen, von Anfang an.
Sie sind die Einzigen, die sich erinnern.
Sie sind die Einzigen, die mich erkennen können.
Einen Augenblick lang scharrte er ungeduldig mit den Füßen, dann brachte er seine Rage unter Kontrolle, auch wenn ihm der Zorn noch in den Adern pochte. Wie viele waren übrig?, überlegte er plötzlich. Diese beiden? Andere? Wie viele mag es noch geben, die sich an den Schattenmann erinnern?
Vielleicht keine mehr.
Er gestattete sich ein zartes Lächeln.
Vielleicht waren diese beiden die letzten lebenden Personen, die den Schattenmann einst gesehen hatten. Immerhin hatte er viel Zeit in Archiven und Gedenkstätten zugebracht, in Dokumenten geblättert und Videos gesehen, Bücher gelesen und Gesichter studiert. Jahrelange Arbeit. Killerarbeit. Es war unvermeidlich, sagte er sich.
Unausweichlich, dass er eines Tages alles erledigt hatte. Die letzten Juden aus Berlin. Und vielleicht waren sie dort oben zum Greifen nahe

und warteten im sechsten Stock auf ihr Schicksal.
Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einem vertrauten, willkommenen Verlangen.
Und so mahnte ihn zwar sein Schutzengel schon den ganzen Abend lang – seit er in seinem eigenen Wohnkomplex in den Fahrstuhl gestiegen war und zum ersten Mal das Wort »Schattenmann« gehört hatte, seit er die Leute belauscht und von dieser Bekanntmachung in einigen Synagogen erfahren hatte – zur Vorsicht, doch seine Wut hielt dagegen und machte ihm deutlich, dass er sich nicht in eines dieser anderen Leben absetzen konnte, solange er wusste, dass er diese beiden alten Leute zurückließ, die ihn irgendwann in der Zukunft aufs Neue quälen konnten.
Er grinste innerlich.
Es wird mir ein Vergnügen sein, sie zu erledigen, dachte er. Und ein neuer Anfang.
Der Schattenmann sammelte sich. Er handelte mit seiner vorsichtigen Stimme einen Kompromiss aus: Bis morgen Mittag bin ich weg. Ich bringe das hier noch zu Ende, dann setze ich mich auf dem schnellsten Wege ab.
Er hielt sich vor Augen, dass es eigentlich nicht allzu viel Grund zur Sorge gab:
Ich habe alles sorgfältig vorbereitet. Ich habe mir Zeit gelassen. Ich war an drei verschiedenen Tagen im Gebäude des Rabbi und habe es mir vom Keller bis zum Dach vertraut gemacht. Ich habe die Elektrik und den Hauptsicherungskasten überprüft, und ich habe vor der Wohnung des Rabbi gestanden. Ich habe sogar die alten Mikrofilme mit den Architektenplänen beim Bauamt eingesehen und mir den Grundriss der Wohnung eingeprägt. Ich habe einen Plan, und er wird funktionieren. Es hat immer funktioniert.
Er erinnerte sich an eine Zeit, die viele Jahre zurücklag. Wie ein Traum, der kurz nach dem Erwachen verblasst, stellte sich die Vergangenheit nur schemenhaft ein. Er hatte eine Familie vor Augen und dann die Dachbodenwohnung, in der sie sich, wie er wusste, versteckte. Zwei kleine Kinder, die weinten, als die Bomber darüberflogen; eine Mutter, ein Vater, Großeltern, eine Cousine; alle in zwei kleinen Räumen zusammengepfercht.

Er versuchte, sich an ihre Namen zu erinnern, doch sie fielen ihm nicht mehr ein. Er wusste nur noch, dass sie inständig flehten, sie am Leben zu lassen, und dafür reichlich bezahlten. Und dann waren sie wie all die anderen gestorben. Sie waren wie Ratten, dachte er, die in irgendwelchen tiefen Spalten hausten. Doch er hatte immer gewusst, wie er sie ausräuchern konnte.
Er blickte den Wohnblock hinauf.
Als ob ich das nicht schon oft gemacht hätte, dachte er.
Er bückte sich und hob einen kleinen Beutel zu seinen Füßen hoch, in dem er mehrere wichtige Gegenstände mitgebracht hatte. Dann warf er zum letzten Mal von seinem Beobachtungsposten aus einen Blick auf das Gebäude.
»Judenfrei«, dachte er. Das hatte der Reichsführer einmal der ganzen Welt versprochen. Und genau dieses Versprechen habe ich mir selbst gegenüber wiederholt. Vielleicht bin ich heute Nacht endlich judenfrei.
Er stellte sich die alte Frau und den alten Rabbi vor.
Er merkte, wie sich seine Gesichtsmuskeln verspannten und zur Maske erstarrten, als ihn Pflichtgefühl und Entschlossenheit zum Handeln trieben. Er machte einen Schritt nach vorn. Vom Rande der schmalen Gasse aus suchte er sorgfältig die leere Straße ab. Wenige Häuserblocks entfernt gab es ein wenig Verkehr, jedoch nichts, was ihn allzu sehr beunruhigen musste. Und so schlich er sich von Dunkelheit zu Dunkelheit zielstrebig an seine Opfer an.
Sie wissen es noch nicht, rief er sich ins Gedächtnis. Keiner von ihnen hat es je vorher gewusst. Aber sie sind bereits seit Tagen tot.

Simon Winter sah wortlos zu, wie Walter Robinson sich bemühte, die Verwirrung, die er mit der Verhaftung von David Isaacson ausgelöst hatte, in den Griff zu bekommen. Der ältere Mann und seine Frau saßen auf einer Bank in einer Ecke des Morddezernats, von wo aus sie abwechselnd finster in die Runde blickten und drohten, ihren Anwalt anzurufen – obwohl sie offensichtlich keinen hatten, geschweige denn einen, der mitten in der Nacht aufstehen würde, um ihnen zu helfen –, und sich die eine oder andere Information aus der Nase ziehen ließen. Erst nachdem Walter Robinson ihnen versichert hatte, die Behörden kämen für die Reparatur ihrer Haustür sowie für jeden anderen Schaden

auf, den ihre Festnahme verursacht hatte, gaben sie etwas bereitwilliger Auskunft. Dieses Hin und Her zwischen dem Detective und dem wütenden Ehepaar schien sich ewig hinzuziehen und frustrierte Simon Winter gewaltig.
Erst in den frühen Morgenstunden löste sich Robinson von den Isaacsons und gesellte sich zu dem pensionierten Detective, während ein überaus dienstbeflissener, Süßholz raspelnder Beamter in Uniform den Geschädigten auf die Beine half, um sie aus dem Büro zu einem Streifenwagen zu geleiten und nach Hause zu kutschieren.
»Und nun?«, fragte Winter.
»Und nun Mist«, erwiderte Robinson, während er sich auf einen Stuhl neben dem alten Mann fallen ließ. »Sind Sie nicht müde, Simon? Sehnen Sie sich nicht danach, ins Bett zu gehen und, wenn Sie morgen aufstehen, zu hören, dass dieser ganze Spuk einfach vorbei ist?«
»Klingt eher unwahrscheinlich«, antwortete Winter, auch wenn er müde lächelte.
»Nein, im Ernst«, sagte Robinson. Er lachte selbstironisch. »Mann, hab ich hier einen Haufen Mist gebaut. Wird mich runde vier Wochen kosten, die ganze Sache auszubügeln …«
»Vier Wochen in dreifacher Ausfertigung«, frotzelte Winter. Der junge Detective prustete los.
»Da haben Sie schon wieder recht, Mann. Simon, Sie ahnen ja nicht, wie viele Formulare ich in den nächsten Tagen auszufüllen habe. Und dann darf ich vor jedem Kotzbrocken von Vorgesetzten zu Kreuze kriechen, der nur auf mich gewartet hat, seinen Frust an mir auszulassen. Danach sind die Anwälte des Dezernats an der Reihe. Die wollen auch noch ihren Senf dazugeben …«
»Das gehört zu seinem Plan, wissen Sie«, erklärte Winter leise. »Er wusste, dass jemand die Spur so weit zurückverfolgen könnte, also hat er sich nicht einfach einen Namen und eine Anschrift aus den Fingern gesogen, sondern eine reale Person benutzt. Er hatte die Wahl, eine Figur zu erfinden, die wir vielleicht in ihm wiedererkennen könnten, oder uns an der Nase herumzuführen und ein Chaos anzuzetteln, und ich denke, er hat klug gewählt. Er hat sogar jemanden ausgesucht, der ihm ein bisschen ähnlich sieht. Was meinen Sie? Hat er Isaacson bei irgendeiner Versammlung gesehen? Auf einem Video? Beim Strandspaziergang? In

einer Synagoge? Im Lebensmittelladen? Im Restaurant? Ihn sich inmitten einer Menschenmenge herausgepickt, ohne dass der Kerl auch nur die geringste Ahnung hatte, wozu er einen Beitrag leistete?«
»Irgendwo hat er ihn gesehen, da gebe ich Ihnen recht. Vielleicht kommt Isaacson drauf, wenn er sich erst mal beruhigt hat. Aber ich wage es zu bezweifeln. Bestimmt nicht heute Nacht.«
Walter Robinson stieß einen langen Seufzer aus. »Der Schattenmann scheint ziemlich gut zu wissen, wie bürokratische Apparate funktionieren. Meinen Sie, er war selbst mal Cop?«
»Vergessen Sie nicht, wer ihn ausgebildet hat. Hat es je eine aufgeblasenere Bürokratie gegeben als in Nazi-Deutschland?«
»Vielleicht hier in Miami Beach«, murrte Robinson verbittert und schob wahllos ein paar Formulare auf seinem Tisch zur Seite. »Ach was, ist natürlich Quatsch. Aber ich sehe, worauf Sie hinauswollen. Der Wichser ist gerissen, nicht?«
»Ja. Und wissen Sie was? All diese Vorbereitungen sagen mir noch etwas anderes.«
Ohne abzuwarten, dass Winter fortfuhr, nickte Robinson und führte den Gedanken zu Ende: »Dass der Schattenmann ein weit geöffnetes Hintertürchen hat, und wenn er da erst mal durchgeschlüpft ist …«
»… sehen wir ihn nie wieder.«
»Hab ich auch schon dran gedacht.« Robinson lehnte sich zurück. »Ich hab einen Anruf getätigt«, erklärte er langsam, »wollte nur was überprüfen. Während die Isaacsons da drüben kochten. Ich hab in Los Angeles angerufen und den Direktor des dortigen Holocaust Center erreicht. Sie erinnern sich an den Brief, den Esther Weiss von ihm hatte? Von einem stellvertretenden Direktor unterzeichnet?«
»Den Mann gibt’s überhaupt nicht, stimmt’s?«
»Stimmt. Nur der Briefkopf war echt.«
»Das ist nun wirklich keine Kunst. Man braucht die nur anzuschreiben und sie in einer x-beliebigen Recherche um Hilfe zu bitten, eine Antwort auf dem offiziellen Briefpapier bekommen und damit zum nächsten Copy-Shop zu marschieren. Zack, schon haben Sie’s. Dazu genügt schon ein Spendenaufruf.«
»Der Gedanke ist mir auch gekommen.«
»Und?«, fragte Simon Winter langsam. »Wo stehen wir jetzt?«

Robinson ließ sich Zeit. »Vielleicht«, sagte er schließlich, »verfügen die alten Leute über brauchbare Informationen. Oder der Schattenmann macht den nächsten Zug, keine Ahnung. Beim Rabbi hat am Abend das Telefon nicht stillgestanden. Vielleicht bringt ja diese Ankündigung brauchbare Ergebnisse, statt nur allen Angst einzujagen. Sonst stehen wir, na ja, vielleicht nicht gerade wieder am Anfang, aber – keine Ahnung, wo wir dann wieder stehen, verdammt.«
Winter nickte. Er streckte den Arm aus und griff mit der Hand ins Leere. »Er scheint ganz nah zu sein, und dann war's das wieder«, sagte er. »Wir müssen ihn schneller zu fassen bekommen.«
»Erst mal müssen wir jemanden *finden*, bevor wir ihn fassen«, warf Robinson ein.
Er lehnte sich gegen die Rückenlehne seines Drehstuhls und wippte hinter seinem Schreibtisch vor und zurück.
»Na schön, Simon. Morgen fangen wir beide, Sie und ich, mit dem Phantombild wieder von vorne an.« Er grinste. »Statt angeln zu gehen. Das ist immer noch unsere beste Chance. Was meinen Sie?«
»Lauferei hat noch keinem Fall geschadet«, antwortete der alte Detective, auch wenn er bezweifelte, dass ihnen dafür genügend Zeit blieb.
»Wir sollten allmählich nach Hause«, schlug Robinson vor. »Ich setz Sie zu Hause ab. Und lassen Sie morgen bitte diese Waffe daheim, okay? Ich geh mal davon aus, dass Sie dafür einen gültigen Waffenschein haben. Aber dass Sie nicht zum Tragen einer verdeckten Waffe befugt sind, das weiß ich nun hundertprozentig.«
Simon Winter brachte ein schiefes Grinsen zuwege. Er stand auf. Der Gedanke an Schlaf hatte durchaus etwas Verlockendes, und im Neonlicht des Polizeipräsidiums verdrängte die schleichende Erschöpfung das Gefühl, dass jede Minute zählte.
In einem Willensakt, der mit dem Sprung von einem Zwölfmeterturm vergleichbar war, hievte sich Robinson aus dem Sessel. »Gehen wir, bevor es hell wird«, meinte er.
Schweigend schwebten die beiden Männer mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Als sie aus dem Kokon des Polizeigebäudes traten, schlug ihnen die feuchte Luft entgegen, als sei in der Nähe ein Unwetter niedergegangen und hätte nur

diese Stelle ausgelassen. Auf dem beleuchteten Parkplatz liefen sie zum Dienstwagen des Detective und stiegen am Rande der Erschöpfung ein. Robinson startete langsam und jagte den Motor zweimal hoch, als könnte ihm das helfen, selbst in Schwung zu kommen. Aus dem Lautsprecher tönte blechern eine Stimme von der Einsatzzentrale, und Robinson beugte sich vor, um das lästige Geräusch abzuschalten, als Winter ihn am Unterarm packte.
Er sah den alten Mann an, der plötzlich die Augen aufgerissen hatte, und im selben Moment jagte auch Robinson ein Stromschlag durch den ganzen Körper; Frustration und Erschöpfung waren wie weggeblasen, und er war hellwach.
Winters Stimme klang gepresst, beinahe atemlos: »Das war die Wohnung des Rabbi, verdammt! Das war seine Adresse, die durchgegeben wurde. Ich hab’s genau gehört. Man hat einen Löschzug zum Gebäude des Rabbi geschickt!«
Robinson legte den Gang ein und trat mit aller Wucht aufs Gaspedal. »Wer ist da drinnen? Gottverdammt! Wer ist alles da drinnen?«, brüllte Winter, als könnte er sich im Moment nicht erinnern.
Walter Robinson antwortete nicht. Er wusste es. Zwei alte Leute, ein junger, vermutlich unerfahrener Polizist und Espy Martinez.
Und eine weitere Person.

Kaum hatten sich Mrs.Kroner und der Rabbi in ihre Schlafzimmer zurückgezogen, war Espy Martinez auf der Wohnzimmercouch eingeschlafen. Der zu ihrer Bewachung eingeteilte Beamte war in die Küche gegangen, wo er an seinem Kaffee genippt und einen Roman zu lesen versucht hatte, den der Rabbi ihm empfohlen hatte. Im Halbschlaf wartete er sehnlichst auf seine Ablösung. Bereits fünf Minuten nach Antritt seiner Schicht war er zu dem Schluss gekommen, dass man ihn zu einer gehobenen Form des Babysittings eingeteilt hatte, die an Langeweile nicht zu überbieten war.
Als plötzlich in der Wohnung der Feueralarm ertönte, war er kurz davor, vollends einzuschlafen. Ungläubig fluchend sprang er auf.
Auch Espy Martinez rappelte sich hoch. Sie hatte ein mulmiges Gefühl in der Magengegend und tappte desorientiert durch das Halbdunkel der fremden Wohnung.

Im Gästezimmer schreckte Frieda Kroner aus einem beängstigenden Traum, der an einen Alptraum grenzte und in dem sie sich in einem unbekannten Raum wiederfand, der immer mehr zusammenschrumpfte. Jedes Mal, wenn sie versuchte, die Tür nach draußen zu finden, wechselte der Ausgang die Position, und ihre Hand griff, statt den Knauf zu erwischen, ins Leere. Mitten in diesen verschwitzten Schlaf hinein schrillte die Alarmglocke, und als sie erwachte, schrie sie auf Deutsch: »Fliegeralarm! Fliegeralarm! Alle in den Bunker!« Erst nach ein paar Sekunden wusste sie wieder, wo sie war und welches Jahr sie hatten.
Auch der Rabbi wurde unsanft geweckt. Er zitterte wie vor Kälte, und der Alarm ging wie ein Hagel Fausthiebe auf ihn nieder. Er griff nach seinem Morgenmantel und stürmte aus dem Schlafzimmer.
Der junge Polizist ergriff zuerst das Wort. Er sprach schnell und nervös. »Hören Sie, bitte bewahren Sie Ruhe, Ruhe bitte.« Sein Ton allerdings verriet das Gegenteil. »Okay, bleiben Sie zusammen, und wir verlassen die Wohnung, jetzt …«
Espy Martinez machte einen Schritt Richtung Tür, wurde jedoch von Frieda Kroner unsanft am Arm gepackt.
»Nein!«, brüllte die alte Frau. »Nein! Das ist er! Er ist da!«
Die anderen drehten sich zu ihr um.
»Es ist der gottverdammte Feueralarm«, beteuerte der junge Polizist. »Bleiben wir zusammen und sehen wir zu, dass wir hier rauskommen.«
Frieda Kroner stampfte mit dem Fuß auf. »Das ist er! Jetzt hat er es auf uns abgesehen!«
Der Polizist sah sie an, als sei sie übergeschnappt. »Es brennt, verdammt! Uns bleibt vielleicht nicht viel Zeit!«
Erst jetzt meldete sich der Rabbi. Obwohl seine Stimme zitterte, sprach er bedächtig.
»Frieda hat recht. Das ist er. Irgendwo im Haus.« Er wandte sich an Espy Martinez. »Bleiben Sie, wo Sie sind, Miss Martinez.«
Der junge Polizist starrte die alten Menschen an. Vergeblich bemühte er sich, seiner Stimme Ruhe und Autorität zu verleihen. »Hören Sie, Rabbi, verdammt, wenn in diesem Gebäude ein Feuer ausgebrochen ist, dann sitzen wir in der Falle! Diese Häuser brennen wie Zunder! Hab ich mit eigenen Augen gesehen! Ich habe gesehen, wie Leute eingeschlossen waren. Wir müssen hier raus, und zwar jetzt! Auf welchem Stockwerk

sind wir eigentlich?«
Der Rabbi musterte ihn mit einem seltsamen Blick. »Dem fünften.«
»Verflucht noch mal! Wissen Sie denn nicht, dass es in Miami Beach keine Leiter für so eine Höhe gibt? Wir müssen runter, augenblicklich.«
Die Alarmglocke schrillte beharrlich weiter. Durch die Wände und die Wohnungstür drangen Stimmen, und im Flur war gedämpftes Trappeln zu hören. Als plötzlich mehrere panikartige Schreie ertönten, horchten sie auf.
»Da haben Sie's! Verdammt!«, brüllte der junge Polizist. »Alle anderen sehen zu, dass sie so schnell wie möglich hier rauskommen. Machen Sie schon. Wenn es in so einem alten Gemäuer erst mal brennt, dann war's das. Es bleibt einfach nicht viel Zeit! Wir müssen sofort zur Treppe!«
Frieda Kroner ließ sich aufs Sofa fallen. »Eine Falle ist es allerdings, aber er hat sie gelegt.« Sie verschränkte die Arme. Ihr versagte fast die Stimme, doch sie brachte die Worte heraus: »Jetzt kommt er wegen uns.«
Der Rabbi setzte sich neben sie. »Frieda hat recht«, bekräftigte er. »Wenn wir die Tür da aufmachen, sind wir alle tot.«
»Und wenn wir hier bleiben, werden wir alle gebraten!«, hielt der junge Polizist dagegen. Dabei starrte er die beiden alten Menschen an wie Insassen einer geschlossenen psychiatrischen Anstalt.
»Nein«, wiederholte Frieda Kroner, »ich gehe nicht.«
»Ich auch nicht«, erklärte der Rabbi. »Mit solchen Tricks hat er seinerzeit so viele von uns gefangen. Diesmal nicht.«
»Sie haben sie doch nicht mehr alle!«, rutschte es dem Polizisten heraus.
»Hören Sie«, flehte er. »Ich bleibe ja bei Ihnen. Selbst wenn der alte Wichser da draußen ist, wird er nichts unternehmen, solange Sie in meiner Begleitung sind. Kommen Sie schon!«
»Nein«, beharrte Frieda Kroner.
Der junge Ordnungshüter hob die Augen zur Decke, als flehte er den Himmel an, diese sturen Schutzbefohlenen zur Vernunft zu bringen.
»Wir werden sterben!«, brüllte er. »Miss Martinez, helfen Sie mir!«
Doch Espy Martinez starrte nur die beiden Alten an.
»Na schön«, meinte der Polizist unsicher, nachdem das Schweigen der anderen für sich gesprochen hatte. »Dann machen wir Folgendes: Ich geh da raus und sehe nach, was los ist. Sobald die Luft rein ist, komme

ich zurück. Wenn möglich, bringe ich einen Feuerwehrmann mit. Okay? Sie warten hier, und ich kehre mit Verstärkung zurück. Miss Martinez, Sie kommen mit, dann sind wenigstens Sie in Sicherheit, einverstanden? Also los!«
Er eilte an die Tür, und Espy Martinez machte einen einzigen Schritt, dann blieb sie stehen.
»Nein, Sie gehen. Ich bleibe hier beim Rabbi und bei Frieda.«
Der Polizist drehte sich zu ihr um. »Das ist heller Wahnsinn!«
»Gehen Sie schon!«, drängte sie. »Ich bleibe.«
Der junge Beamte zögerte, dann warf er die Tür auf und verschwand auf den inzwischen leeren Flur zur nächsten Treppe.

Zuerst sprachen die beiden Männer kein Wort, während sie mit Signallicht und heulenden Sirenen durch das diffuse Lichtermeer der Innenstadt rasten. Simon Winter hielt sich mit aller Macht am Türgriff fest. Die Stadt schien wie im Zeitraffer an ihnen vorbeizurauschen. Walter Robinson fuhr wie ein Todeswütiger.
Unter dem Aufheulen des Motors, dem Quietschen der Reifen und der Fliehkraft, die ihn an die Rückenlehne drückte, war ihm klar, dass es um alles ging. Alles, was ihm irgendetwas bedeutete, schien plötzlich vom Schattenmann bedroht: seine Liebe, seine Karriere, seine Zukunft. Dieses Wissen trieb ihn in den Zorn der Verzweiflung. So schnell wie noch nie in seinem Leben flog er über die Straßen. Er hatte das Gefühl, dass ihm das Tempo die Brust eindrückte, und schnappte nach Luft. Als der Wagen für eine Sekunde schlingerte, dann aber augenblicklich wieder in die Spur kam, rief Winter nur: »Schnell, beeilen Sie sich.«
»Tu ich doch«, antwortete Robinson mit zusammengebissenen Zähnen. Als ein signalroter Sportwagen vor ihm aus einer Parklücke fahren wollte, brüllte er ein Schimpfwort. Unter wildem Gehupe sausten sie vorbei.
»Noch zwei Blocks, schnell!«, drängte Winter.
Walter Robinson sah das Gebäude vor ihnen aufragen, umgeben vom Pulsieren der Warnlichter der Polizei- und Feuerwehrautos. Er stellte sich auf die Bremse und kam schlitternd am Bordstein zum Stehen. Die beiden Männer stürzten aus dem Auto. Robinson stand einen Moment still und warf einen Blick auf die bunte Menschenmenge in

Nachthemden, Morgenmänteln und Pyjamas, die sich vor dem Gebäude versammelt hatte, und duckte sich weg, als die Feuerwehrleute Schläuche an den nächsten Hydranten anschlossen, während andere mit Sauerstoffbehältern hantierten und sich Äxte schnappten.
»Espy!«, brüllte er. »Espy!« Er drehte sich zu Winter um. »Sie ist nicht da«, schrie er. »Ich lauf zu ihnen rauf.«
»Los!«, erwiderte Winter und drängte ihn mit einer wedelnden Handbewegung, sich zu beeilen.
Doch in der Sekunde, in der Robinson ihm den Rücken kehrte, kam Winter ein anderer Gedanke, bei dem Zuneigung oder Selbstverleugnung keine Rolle spielten. Er folgte Robinson nicht, als der Polizist in rasantem Tempo über die Straße lief und unter dem plötzlichen Protestgeschrei der Feuerwehrleute ins Gebäude stürmte. Stattdessen trat Winter langsam an den Straßenrand und suchte neben einem Haus – nur wenige Meter von der Stelle entfernt, an der vor kurzem der Schattenmann gestanden hatte, auch wenn er dies nicht wusste – seinen eigenen Schatten. Er brauchte einen Aussichtsposten, von dem aus er die ganze Szene überschauen konnte. Das Panorama aus Löschzügen und Feuerwehrleuten, Polizisten und Männern vom Rettungsdienst wurde ihm von hier aus wie auf dem Tablett serviert. Doch sein Augenmerk galt den Leuten, die aus dem Gebäude gekommen waren, von den Rettungskräften und ihrer Ausrüstung an die Seite des Gebäudes abgedrängt wurden und nervös von einem Bein aufs andere traten.

Das Schrillen in den Fluren dauerte an. Espy Martinez drehte sich zu den beiden alten Leuten um, doch Frieda Kroner stand auf.
»Wir müssen vorbereitet sein«, erklärte sie.
Doch bevor sie einen Schritt machen konnte, gingen plötzlich die Lichter in der Wohnung aus, so dass der Raum in völligem Dunkel lag.
Espy Martinez schnappte nach Luft, und die beiden alten Menschen schrien auf.
»Bleiben Sie ruhig!«, brüllte der Rabbi. »Wo sind Sie, Frieda?«
»Hier«, meldete sie sich. »Hier, Rabbi, bei Ihnen.«
»Miss Martinez?«
»Hier, Rabbi, oh, mein Gott, das ist entsetzlich. Wieso brennt kein Licht?«

»Also gut«, sagte der alte Mann mit fester Stimme. »Das sieht ihm ähnlich. Er ist ein Mann der Dunkelheit. Das ist uns nicht neu. Er wird jeden Augenblick hier sein. Frieda?«
»Ich bin bereit, Rabbi.«
Alle drei standen in der Mitte des Zimmers und lauschten, ob außer dem Alarm noch etwas anderes zu hören war. Kurz darauf heulten von ferne Sirenen auf und kamen näher. Im selben Moment drang ein stechender Geruch ins Zimmer, der nichts Gutes verhieß.
»Rauch!«, brachte Espy Martinez keuchend hervor.
»Verhalten Sie sich ruhig!«, befahl der Rabbi.
»Ich bin ruhig«, entgegnete Frieda Kroner. »Aber wir müssen gewappnet sein.«
Ihre Stimme schien durchs Zimmer zu wandern, und Espy Martinez hörte, wie sie in die Küche verschwand. Es war das Öffnen und Schließen von Schubladen zu hören, dann Schritte, als sie wiederkam. Fast zur selben Zeit schien der Rabbi durchs Zimmer zu tappen, und Espy hörte, wie eine Schreibtischschublade aufgezogen und zugestoßen wurde.
»Also gut«, meinte der Rabbi. »Warten wir auf die Rückkehr des Polizisten.«
Der Rauchgeruch war zwar nicht stark, zog aber immer noch durch den Raum.
»Geduld«, mahnte der Rabbi.
»Kraft«, erwiderte Frieda Kroner.
Espy Martinez hatte das Gefühl, als hüllte sie die Dunkelheit wie ein Friedhofsnebel ein. Sie versuchte, sich zur Ruhe zu zwingen, doch langsam, aber sicher merkte sie, wie Panik in ihr aufstieg und sie immer stärker erfasste. Ihr Atem kam in kurzen, heftigen Stößen, als bekäme sie nicht genug Luft und wollte sich wie eine Ertrinkende an die Oberfläche strampeln. In diesem Moment wusste sie nicht, was sie am meisten fürchtete: die Nacht oder das Feuer, das irgendwo im Gebäude ausgebrochen war, oder den Mann, der, wie die alten Leute sagten, unaufhaltsam näher kam. Das alles vermischte sich in Espy Martinez' Phantasie mit den alten, verdrängten Ängsten, und so stand sie stockstill in dem schwarzen Raum und hatte das Gefühl, in einer schrecklichen Zentrifuge herumgeschleudert zu werden.

Sie hustete und würgte.
Dann hörte sie ein anderes Geräusch, gedämpft, aus der Nähe, aber noch nicht direkt bei ihnen, ein energisches Klopfen.
»Was ist das?«, krächzte sie.
»Keine Ahnung«, antwortete der Rabbi. »Still!«
Das Klopfen schien von den Wänden des Zimmers widerzuhallen. Dann hörten sie eine laute, fordernde Stimme: »Feuerwehr Miami Beach! Noch jemand da drinnen?«
Das Klopfen ging weiter und kam zusammen mit der Stimme näher. Espy Martinez begriff sofort, dass es ein Feuerwehrmann war, der den ganzen Flur entlang an jede Wohnungstür schlug, um herauszufinden, ob noch jemand zurückgeblieben war.
»Es ist ein Feuerwehrmann«, sagte sie laut. »Der holt uns raus! Der sucht nach uns!«
Und bevor einer der beiden anderen reagieren konnte, sprang sie so schnell durchs Zimmer, dass sie im Dunkeln über ein im Wege stehendes Möbelstück stolperte. Sie packte die Klinke und riss die Tür auf, während hinter ihr der Rabbi und Frieda Kroner »Nein! Nicht!« schrien. Sie hörte die beiden nicht, sondern rief an der sperrangelweit geöffneten Tür: »Hier! Hier! Wir brauchen Hilfe!«
In der Dunkelheit vernahm sie ganz in ihrer Nähe die Stimme eines Mannes, und nur schemenhaft erkannte sie eine Gestalt, die auf sie zukam.
»Wer ist da noch alles?«
»Ich«, erwiderte sie, »und der Rabbi und …«
Der Schlag traf sie auf der Schulter und am Kinn, und zwar mit solcher Wucht, dass sie beinahe das Bewusstsein verloren hätte und herumgeschleudert wurde. Halb schreiend, halb stöhnend stürzte sie rücklings in die Wohnung. Sie wurde zwar nicht ohnmächtig, merkte jedoch, dass sie nicht mehr klar zu denken vermochte. Erst nach mehreren Sekunden nahm sie wahr, dass sie am Boden lag und dass eine Gestalt über ihr stand. Ein Lichtstrahl blitzte durchs Zimmer, und in ihrer Benommenheit sah sie, dass der Rabbi eine Taschenlampe auf sie richtete. Sie erkannte auch, dass der Mann, der sich über sie beugte, ein Messer in der Hand hielt und in dem Moment, als der Rabbi ihn mit dem Lichtstrahl im Gesicht traf, dabei war, damit auf sie niederzustoßen. Für

den Augenblick geblendet, änderte er die Richtung, und sie spürte, wie die Klinge dicht über ihr durch die Luft schnitt.
Der Schattenmann richtete sich auf und hob zum Schutz gegen das Licht den Arm, so dass er Frieda Kroner nicht sehen konnte, die zu der Stelle gesprungen war, an der Espy Martinez am Boden lag, und die mit einem lauten Ächzen einen schweren, seltsam geformten schwarzen Gegenstand schwang. Mit einem dumpfen metallenen Scheppern ging der Gegenstand auf dem Arm des Schattenmannes nieder, und er schrie vor Schmerz auf.
Die alte Frau brüllte in ihrer Muttersprache: »Nein! Nein! Diesmal nicht!« Mit diesen Worten schwang sie ihre Waffe erneut und traf zum zweiten Mal auf Fleisch.
Der Lichtstrahl in der Hand des Rabbi wackelte und flackerte durch den Raum, als er aus der entgegengesetzten Richtung ebenfalls auf den Schattenmann zusprang. So wurde der Angreifer über der gestürzten jungen Frau in die Zange genommen. In der freien Hand hielt der Rabbi eine große Menora aus Messing, die mit einem leisen Pfeifen auf den Gegner niedersauste. Sein erster Schlag traf den Schattenmann an der Schulter, und der Rabbi stieß vor Anstrengung einen inbrünstigen, unartikulierten Schlachtruf aus.
Die Taschenlampe fiel zu Boden, und für eine Sekunde sah Espy Martinez, wie der Rabbi in der Haltung eines Baseball-Schlagmanns dastand und zum zweiten Mal ausholte.
Benommen drehte sie sich um und versuchte, auf die Füße zu kommen, doch im selben Moment traf sie ein heftiger Tritt des Schattenmannes gegen die Brust. Zuerst glaubte sie, er hätte sie erstochen.
Für eine Sekunde dachte sie, sie sei tot. Dann unternahm sie einen zweiten Versuch, aufzustehen, und horchte auf Geräusche jenseits der kehligen Schreie von Frieda Kroner. Endlich meldete sich der Rabbi ruhig, aber wie der Gewinner eines schwierigen Rennens mit keuchendem Atem: »Er ist weg!«
Und sie erkannte, dass es stimmte.
Sie hatte das Gefühl, als sei es plötzlich vollkommen still, obwohl in Wahrheit immer noch Sirenen heulten und der Feueralarm schrillte.
Im Dunkeln drehte sie sich zu Frieda Kroner um, die auf Deutsch mit ihr sprach: »Können Sie mich hören? Sind Sie verletzt? Haben Sie

Schmerzen?«
Seltsamerweise glaubte sie, jedes Wort zu verstehen, und antwortete: »Nein, nein, alles in Ordnung, Mrs.Kroner. Womit haben Sie ihn eigentlich geschlagen?«
Die alte Frau musste auf einmal lachen. »Mit dem eisernen Teekessel des Rabbi.«
Der Rabbi hob seine Taschenlampe auf und leuchtete ihr damit ins Gesicht. Espy Martinez vermutete, dass sie alle blass aussahen, als hätte der Tod, nachdem er ihnen so nahe gekommen war, ein wenig von seiner Farbe zurückgelassen, doch zumindest Frieda Kroner stand der wilde Triumph einer Walküre ins Gesicht geschrieben.
»Er ist weggerannt! Der Feigling!« Dann stockte sie und stellte in viel ruhigerem Ton fest: »Wahrscheinlich hat sich noch nie jemand gewehrt …«
Der Rabbi dagegen kam gleich zur Sache: »Wir müssen ihn schnappen! Jetzt! Das ist unsere Chance!«
Espy Martinez riss sich zusammen und nickte. Sie nahm die Taschenlampe und sagte: »Sie haben recht, Rabbi. Folgen Sie mir.«
Sie packte beide am Arm und führte sie in den Flur, wo sie – wie ein Pilot im Nebel – in der Dunkelheit nach der Treppe suchte.

Walter Robinson kämpfte gegen eine ungewohnte Panik an, als er in völliger Dunkelheit tastend die Fluchttreppe hinaufzurennen begann. Trotz der fernen Sirenen und des unaufhörlich schrillenden Alarms hörte er seinen keuchenden Atem.
Er bemerkte die Leiche erst, als er darüber stolperte.
Wie beim Football ein Block auf der blinden Seite warf ihn der Aufprall nach vorn, so dass er das Gleichgewicht verlor und im Fallen mit den Händen voran auf die Betonstufen stürzte. Vor Schreck schrie er auf und versuchte, sich rechtzeitig zu fangen. Er riss sich zusammen und tastete nach dem Toten, obwohl ihn ein Gefühl ergriff, das nicht mehr mit Angst zu beschreiben war: dass nämlich seine Finger entweder die faltige Haut des Rabbi oder von Frieda Kroner berühren würden oder, schlimmer noch, die weiche Haut von Espy Martinez.
Als er merkte, dass es sich um eine große, kräftige Gestalt handelte, war er zunächst verwirrt. Doch dann ertastete seine Hand die Dienstmarke

eines Polizisten. Er zuckte zurück, als er merkte, dass sie voller Blut war. Aus Leibeskräften brüllte er: »Espy! Ich komme!« Inständig hoffte er, den Mann abzulenken, der mit Sicherheit irgendwo weiter oben lauerte. Alles, um dessen tödliches Vorhaben zu durchkreuzen.
Robinson konnte immer noch nichts sehen, und hätte es etwas zu hören gegeben, wäre es womöglich in der Kakophonie der Panik untergegangen, die in seinem Innern tobte. Er packte das Geländer und hastete weiter zum fünften Stock.
Wieder rief er: »Espy!«
Endlich sah er einen feinen Lichtstrahl und hörte die Antwort: »Walter!«
Er schrie zum dritten Mal: »Espy!«
Dann endlich sah er die drei Gestalten, die ihre Taschenlampe auf ihn richteten.
»Seid ihr verletzt?«, rief er.
»Nein, nein«, schrie sie zurück. »Aber er ist hier!«
Walter Robinson streckte die Hände aus und packte Espy Martinez, die ihm in die Arme fiel und flüsterte: »Mein Gott, Walter, er war da! Er war da und hat versucht, mich umzubringen. Der Rabbi und Mrs.Kroner haben mich gerettet, und er ist weggerannt. Als sie ihn mit einem Kessel geschlagen hat, ist er weggerannt. Aber er muss hier noch irgendwo sein.«
Robinson löste sich aus ihrer Umarmung und sah die beiden alten Menschen an. »Alles in Ordnung bei Ihnen?«, wollte er wissen.
»Wir müssen ihn finden«, antwortete der Rabbi.
Der Detective zog seine Waffe.
»Er ist hier irgendwo in der Dunkelheit«, erklärte der Rabbi, »irgendwo im Gebäude.«
Doch Frieda Kroner schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube, er ist geflüchtet, vielleicht über die Treppe am anderen Ende des Gebäudes. Schnell, schnell, wir müssen hinterher!«
So begannen sie zu viert ihren Abstieg. Walter Robinson hatte eine Hand von Espy Martinez ergriffen und versuchte, das Tempo zu beschleunigen, während der Rabbi und Frieda Kroner mit der Vorsicht des Alters, doch der gebotenen Eile, folgten. Robinson übernahm die Taschenlampe und ging voraus. Nur auf dem zweiten Stock blieb er für einen Moment stehen, um die Leiche des Polizisten anzuleuchten. Als

der Lichtstrahl auf den roten Blutfleck an der Kehle des Mannes fiel, schnappte die alte Frau hörbar nach Luft. Doch sie sagte nur: »Schneller, schneller, wir dürfen ihn nicht entwischen lassen!«

Simon Winter blieb auf seinem Beobachtungsposten im Dunkeln und behielt die Szene vor dem Wohnblock im Auge. Wenn man in seichtem Wasser fischt, kommt der Moment, in dem man zarte Wellenkräusel entdeckt, weil eine unsichtbare Gestalt unter der Oberfläche sich in die entgegengesetzte Richtung zum Wind, zu den Strömungen und Gezeiten bewegt. In diesem Moment bemerkt man die Nähe der Beute. Genau nach diesem kleinen Richtungswechsel suchte Winter das hektische Getümmel vor dem Wohnhaus des Rabbi ab. Dort drüben, dachte er, ist irgendwo eine Person, die nichts mit dem Feuer und dem Alarm zu tun hat und auch nicht in den frühen Morgenstunden aus dem Bett gezerrt wurde, sondern sich einzig und allein zum Töten eingefunden hat.
Also hielt er nach dieser kleinen Bewegung Ausschau.
Als er sie entdeckte, richtete er sich mit einem Ruck auf und spürte, wie ihn eine finstere Erregung durchrieselte.
Er sah einen gedrungenen Mann in einfacher, dunkler Kleidung. Der Verdächtige kam, ein wenig vorgebeugt, aus dem Gebäude und ließ sich von einem Feuerwehrmann, der Wichtigeres zu tun hatte, zu dem Knäuel der vertriebenen Bewohner am Straßenrand dirigieren.
Simon Winter lief ein paar Schritte parallel zu dieser Person.
Er sah, wie der Verdächtige in die Menge eintauchte und sich von vorn nach hinten durcharbeitete. Die anderen starrten alle zu ihren Wohnungen hinauf, suchten nach Rauch und Flammen und warteten, als sie nichts dergleichen entdecken konnten, auf ein Zeichen oder eine Information von den Feuerwehrleuten, die immer wieder ins Gebäude rannten oder es verließen.
Diesem einen Mann jedoch schien das alles egal zu sein.
Mit gesenktem Kopf, so dass man sein Gesicht nicht sehen konnte, wühlte er sich langsam durch die Menschenmenge, um in die Dunkelheit der Straße dahinter zu entkommen.
Simon Winter beschleunigte seine Schritte.
Er konnte weder die Augen noch das Gesicht des Mannes sehen, doch er wusste Bescheid. Für einen Moment drehte er sich nach hinten, um

Walter Robinson oder irgendeinen anderen Polizisten auszumachen, der ihm möglicherweise helfen konnte, doch er entdeckte keinen. Ihm wurde bewusst, dass er selbst aus dem Schatten auf den Bürgersteig getreten war und für einen Moment im Licht der Leuchtschrift einer Ladenfront lief. Winter trat genau in der Sekunde auf die Straße, als der Mann den Kopf hob und ihn sah, wie er unter der Reklame dastand und zu ihm hinüberschaute.

Im Moment des gegenseitigen Wiedererkennens erstarrten beide Männer. Plötzlich hörte Simon Winter trotz der Sirenen und des Lärms, den die Löschzüge machten, hinter sich eine Stimme. Sie war laut, aber kein schriller Schrei, eher der mächtige Warnruf eines Wächters.

Der Ruf hallte auf Deutsch durch die Nacht: »Der Schattenmann! Der Schattenmann! Er ist hier! Er ist hier!«

Nur für eine Sekunde sah Winter, wie Frieda Kroner mitten auf die Straße lief. Der Rabbi war neben ihr und brüllte ebenfalls: »Der Schattenmann ist unter uns. Finden Sie ihn!«

Dabei winkte er heftig mit den Armen.

Simon Winter sah Espy Martinez und Walter Robinson einander an der Hand haltend wenige Schritte hinter dem alten Paar ins Freie hasten. Der Detective hatte die Waffe gezogen, während er mit grimmig entschlossenem Gesicht den Blick in alle Richtungen schweifen ließ. Winter sah, wie er dem Feuerwehrpersonal und den erstaunten Polizisten in Uniform, die in seiner Nähe standen, Befehle zubrüllte. Dann drehte er sich blitzschnell wieder zu der Menschentraube um und sah, dass der Schattenmann den anderen den Rücken gekehrt hatte und rannte. Er erhaschte gerade noch einen Blick auf die einsame Gestalt, die in eine dunkle Nebenstraße Richtung Strand abtauchte. Mit einem Schlag schwirrten die Menschen wie aufgeschreckte Bienen umher, steckten die Köpfe zusammen und versuchten, sich gegenseitig zu übertönen. Er dachte daran, Walter Robinson ein Zeichen zu geben, merkte jedoch, dass ihm dafür keine Zeit blieb.

Also nahm er allein die Verfolgung auf, während ihm die Worte: »Er ist hier! Er ist hier!« in den Ohren dröhnten.

27

Morgengrauen

Simon Winter rannte in einem Tempo, das er seit Jahren nicht mehr eingeschlagen hatte. Die Straße, auf der sie liefen, war ein Gewirr aus parkenden Autos, Büschen, Mülltonnen und Gerümpel. Er preschte mit der Energie eines viel jüngeren Mannes voran und wechselte in einen gleichmäßigen, schnellen Laufschritt, da ihm klar wurde, dass dies kein kurzer Sprint, sondern ein Marathon werden würde. Gerade noch konnte er für Sekunden die kompakte Gestalt des Schattenmannes ausmachen, als der Mörder aus dem Dunkel in schummriges Dämmerlicht lief, während er die Lichtkegel rund um die Straßenlaternen und erleuchteten Ladenfronten mied.

Zu Beginn der Jagd hatte der Schattenmann fast einen Häuserblock Vorsprung, doch als er nach einer Weile aus der Nebenstraße auf den Ocean Drive rannte, hatte der alte Detective um ein gutes Drittel aufgeholt. Er hörte seine Basketballschuhe auf dem ziegelroten Bürgersteig klatschen und holte mit seinen langen Beinen weiter aus, so dass der Abstand zwischen ihnen immer mehr zusammenschmolz.

In der Dunkelheit kurz vor Tagesanbruch waren die Straßen menschenleer.

Die jungen Leute, die überall auf Miami Beach das Bild beherrschten, hatten sich mit ihren neuen Eroberungen verzogen oder frustriert das Feld geräumt, so dass in den Nachtclubs Ruhe herrschte und kaum ein Licht brannte. Die üblichen stampfenden Rhythmen hatten sich verflüchtigt. Kein Protzen mit quietschenden Reifen und aufheulenden Motoren. Kein Kichern, keine lallenden Laute. Keine Menschenmassen auf der Suche nach Abenteuer. Es war die tote Stunde in der Nacht, in der selbst die Jungen die Erschöpfung packt, kurz bevor das Tageslicht sich über den Horizont tastet.

Selbst die Löschzüge und Streifenwagen, die vor dem Gebäude des Rabbi die Straße verstopften, schienen für Simon Winter plötzlich nur noch eine ferne Erinnerung zu sein. Falls irgendwo Sirenen heulten, dann weit weg.

Abgesehen von dem Phantom vor ihm, das auf dem breiten Ocean Drive floh und die spärlichen Lichter der eben noch überfüllten Restaurants und Bars hinter sich ließ, war Simon Winter auf seinem Lauf allein.
Er atmete gierig ein und horchte auf das Meer.
Es war zu seiner Linken parallel zu dem eingeschlagenen Kurs dem Schattenmann dicht auf den Fersen. Er hörte, wie am Strand die Wellen ihren ewig gleichen Rhythmus schlugen.
Er ließ den letzten Nachtclub hinter sich und hatte nun zu seiner Rechten die Phalanx der riesigen, monumentalen Häuserblocks, die den Blick von der Straße auf Strand und Meer verstellten. Er spürte die ersten Seitenstiche, die er ignorierte, während er auf den Rhythmus seiner Sohlen lauschte und dabei den Mann vor sich fixierte, der ebenfalls in ein stetiges, doch schnelles Lauftempo gewechselt war.
Ich werde ihn in Grund und Boden rennen, schwor sich Winter.
Ich werde ihn jagen, bis er nach Luft schnappt.
Und dann habe ich ihn, weil ich stärker bin als er.
Er biss sich auf die Lippen und ließ die Luft in einem tiefen Seufzer aus den Lungen entweichen.
Andere kleinere Schmerzen versuchten sich in sein Bewusstsein zu drängen – eine Blase, die an seinem Fuß geplatzt war, ein dumpfer Schmerz im Bein –, doch er ignorierte sie für eine Weile, dann versuchte er, seinen alten Gliedern gut zuzureden. Wenn ihr mir keine Krämpfe beschert, Wadenmuskeln, dann bade ich euch ausgiebig in warmem Wasser, das wird euch guttun. Ich verspreche euch: Gönnt mir dieses Rennen, und ihr werdet reichlich belohnt, aber bitte keine Krämpfe! Und während er das stumm zu sich sagte, schienen die Schmerzen nachzulassen, und er konnte sogar noch eine Spur schneller laufen. Er sah, dass der Schattenmann nicht länger dem Licht auswich, sondern geradeaus lief und einfach nur versuchte, seinem Verfolger zu entwischen. Das ermutigte Winter und verlieh ihm neue Kräfte. Er dachte: Endlich lernst du vielleicht nach so vielen Jahren auch einmal die Panik kennen, die einen packt, wenn ein gnadenloser Gegner einem auf den Fersen ist. Jetzt bekommst du einen gewissen Geschmack davon, wie es anderen mit dir ergangen ist. Es ist schwer, nicht wahr, wenn man sich verstecken will, aber keine Zeit hat und der Verfolger mit jedem Schritt näher kommt?

Jetzt weißt du zum ersten Mal, was das heißt.
Und ich hoffe, es tut weh.
Er rannte weiter und ließ die ganze Welt von sich abgleiten, bis er nur noch den Rücken des Schattenmannes sah, der auf seiner Flucht zum äußersten Ende von Miami Beach Block um Block hinter sich ließ. Simon Winter registrierte, wie der Verfolgte sich umsah und dann schneller lief. Er erkannte auch, was dahintersteckte: der Versuch, Abstand zu gewinnen und dann auszuweichen. Deshalb war Winter darauf gefasst, als der Schattenmann wie ein Sportler auf dem Spielfeld am Ende eines Blocks blitzschnell in einen Gehweg abbog. Winter legte einen Sprint ein, um seinem Gegner nicht eine Sekunde Zeit zu geben, in der er sich in irgendeinen finsteren Winkel verstecken konnte. Der Schattenmann musste gespürt haben, dass sein Verfolger aufgeholt hatte, denn er zögerte keinen Moment. Vielmehr rannte er den Weg hinunter und kletterte mühelos über einen Zaun, der Strand und Meer abgrenzte. Winter hatte damit gerechnet. Der Maschendrahtzaun war fast zweieinhalb Meter hoch und diente dazu, die Leute, die am Strand entlangliefen, vom Grundstück des Wohngebäudes fernzuhalten. Er versuchte, hinüberzuklettern, indem er sich an den Metallgliedern festhielt und auf die andere Seite hievte. Er grätschte ein Bein, doch eins der scharfen Drahtenden verfing sich in seiner Hose, so dass er für einen Moment den Halt verlor und kopfüber taumelte.
Eine widerwärtige Sekunde lang schwebte er in der Luft, dann schlug er hart auf den festen Sandboden dahinter auf.
Der Schmerz schoss ihm durch den ganzen Körper.
Rot glühend zuckte er ihm hinter den Lidern, und Winter fühlte sich wie ein Boxer, der einen Kinnhaken eingesteckt hat und nicht weiß, ob er noch steht oder schon am Boden liegt.
Ihm blieb die Luft weg, und für einen Moment drehte sich ihm alles im Kopf. Er biss knirschend auf Sand, als er sich auf ein Knie hochrappelte und sich schüttelte, um wieder klar denken zu können.
Schwankend spähte er den Strand entlang. Im trüben Licht, das vom Wohnblock herüberdrang, sah er die Gestalt des Schattenmannes auf dem festen Kies- und Korallenstreifen etwa zehn Meter von der weißen Brandung entfernt laufen. Durch seinen Sturz hatte der Gegner wieder einigen Vorsprung gewonnen. Winter rappelte sich auf die Beine,

überprüfte, ob er sich etwas gebrochen hatte, und stellte fest, dass noch alles funktionierte. Etwas wackelig unternahm er einen Gehversuch. Simon Winter holte tief Luft, biss die Zähne zusammen und ging in der Hoffnung, den Abstand wieder zu verkürzen, erneut in Laufschritt über, erst ein paar zaghafte Schritte, dann – den Schmerzen zum Trotz – im ursprünglichen Tempo. Aus einem Mundwinkel lief ihm ein wenig Blut herab, und auf der Stirn bildete sich eine Beule; wahrscheinlich hatte er sich bei seinem Sturz eine Platzwunde geholt, doch er fegte diese neuen Blessuren zusammen mit den alten Schmerzen, die sich von neuem meldeten, beiseite und drängte weiter voran.
Das Krachen der Wellen an den Strand war jetzt lauter. Unwillkürlich passte er seinen Laufrhythmus an den des Ozeans an.
Die Dunkelheit schien sich ein wenig zu lichten, und er stellte plötzlich fest, wo er sich befand: Sie rannten zur südlichen Spitze von Miami Beach, an der Stelle vorbei, an der die Kleider des armen Irving Silver gefunden worden waren, hinter dem kleinen, leeren Park gegenüber von Government Cut mit seinen gewaltigen Tarpun-Schwärmen, auf die lange Steinmole hinaus, die weit in den Ozean ragte.
Mitten im Lauf dachte Winter: Der Schattenmann kennt sich hier aus, und er findet sich im Dunkeln zurecht. Er hält die Gegend für sein eigenes Terrain und hat keine Ahnung, dass auch ich hier zu Hause bin.
Er kletterte auf die Steine und von dort auf den Holzsteg, den die Angler benutzten. Du bist irgendwo da vorne, dachte er.
Der alte Detective spähte angestrengt in die dunstige Nacht. Er suchte die dunklen, buckligen Felsen ab, aus denen die Mole bestand, und dachte: Einer davon atmet und kann sich bewegen.
Hinter dem Holzsteg der Angler ragte die Mole selbst noch einmal über fünfhundert Meter weit ins Meer. Winter blieb stehen, fasste langsam in seine Jacke und zog seinen alten Dienstrevolver hervor.
Dann trat er ans Ende der Planken, ohne die Formation der scharfkantigen Felsbrocken weiter vorn aus den Augen zu lassen. Die weiße Gischt klatschte an die glitschigen schwarzen Steine.
War dir klar, fragte er bedächtig, dass du ans Ende der Welt gerannt bist?
Er nickte. Er ist absichtlich in die Dunkelheit gelaufen, an eine Stelle, an die kein Licht dringt.
Simon Winter legte die Hand auf die Holzschranke am Ende des Stegs.

Hier habe ich schon einmal geangelt, dachte er. Es ist Zeit, wieder angeln zu gehen.
Er wusste, dass ein vorsichtiger Mann einfach bis zum ersten Morgengrauen an dieser Stelle gewartet hätte. Er sah nach Osten und hatte das Gefühl, dass am Rande der Welt gerade der allererste Streifen Grau heraufzog. Wenn er verharrte, so viel war klar, würde früher oder später ein Polizeiauto kommen, und schon bald würde die Morgendämmerung die ersten Formen erkennen lassen. Doch obwohl er um den Vorteil des geduldigen Wartens wusste und erkannte, dass er den Schattenmann in die Enge getrieben hatte, kletterte er über die Holzbarriere und weiter die glänzend nassen Felsen der Mole entlang. Dabei suchte er mit den Augen jeden Zentimeter nach dem Mann ab, der irgendwo vor ihm in der letzten verbliebenen Dunkelheit lauerte.
Er dachte: Lass ihm keine Zeit zum Nachdenken, keine Atempause. Lass ihm nicht die Zeit, sich zu sammeln und sich auf dich vorzubereiten. Mach dir die Angst des Verfolgten zunutze. Noch nie ist ihm jemand so dicht auf den Fersen gewesen wie du heute Nacht. Knöpf ihn dir vor, solange er von dieser Ungewissheit geschwächt ist. Auch wenn er es sich nicht eingestand, hatte Winter Angst, dass der Mann, den er jagte, bei helllichtem Tage gleichsam verdunsten und sich in Nichts auflösen könnte.
Das ist unser Moment, bekräftigte er. Jetzt oder nie.
Langsam und behutsam balancierte er auf den nassen Steinen der Mole weiter. Er war hellwach, seine Nerven zum Reißen gespannt; er wusste, dass er nicht den Halt verlieren durfte und dass irgendwo in der Dunkelheit sprungbereit der Schattenmann kauerte.
Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass ein einziger kurzer Lichtstrahl von dem reichen Wohngebiet auf Fisher Island die Mole träfe, gerade genug, um seinen Gegner in einer der Mulden zwischen den Felsen zu enthüllen. Doch dieses Gebet wurde nicht erhört. Winter brummelte einen Kraftausdruck und arbeitete sich sachte voran. Die Basketballschuhe, die ihm bei der Jagd auf der Straße einen nützlichen Dienst erwiesen hatten, drohten, ihn hier im Stich zu lassen, denn auf der glatten Oberfläche der Steine boten sie wenig Halt.
Er merkte, wie er mit dem Fuß wegrutschte. Er stürzte auf die Mole und konnte sich gerade noch fangen, bevor er ins Wasser fiel. Als ihm die

Kante eines Felsbrockens ins Knie schnitt, zuckte ihm ein brennender Schmerz durchs Bein. Er fluchte leise und rappelte sich ein wenig unsicher wieder auf. Im selben Moment kniff er die Augen zusammen und musterte sämtliche Steine der Mole.
Genau in diesem Augenblick der Ungewissheit erhob sich der Schattenmann aus dem Dunkel zwischen zwei Felsen und stieß mit einer Kraftanstrengung, unter der ihm ein lautes Stöhnen entwich, die Messerklinge in Simon Winters Richtung.
Bei dem Geräusch warf sich der Detective herum und zog die Schulter ein, um dem Angriff auszuweichen. Es war, als hätte sich ein Teil der Nacht gegen ihn erhoben. Er versuchte, seine Waffe auf die Gestalt zu richten, die sich ihm entgegenstürzte, doch in der Dunkelheit blieb sein Gegner konturlos.
Er konnte sich denken, dass der Mann versuchte, ihn mit dem Messer zu treffen, und stieß einen panischen Angstschrei aus. Er streckte die freie Hand vor, um den Stich abzuwehren. Für eine Sekunde spürte er auf der Handfläche das Brennen eines feinen Schnitts wie von einer Rasierklinge, und so versuchte er, die gegnerische Hand mit der Waffe zu packen, bevor sie ihm die Klinge in die Brust trieb. Mit einem eisernen Griff krallte er dem Schattenmann die Finger ums Handgelenk. Er merkte, dass dieselbe glitschige Dunkelheit, die ihm selbst zum Verhängnis geworden war, auch den Angriff des Schattenmannes untergrub. Statt wie eine Schlange der Beute die tödlichen Zähne ins Fleisch zu stoßen, war er weggerutscht und ins Wanken geraten, so dass sein Stich abgeschwächt und im schiefen Winkel niederging. Obwohl Winter den feindlichen Arm festhielt, drang die Messerspitze ihm in die lose sitzende Windjacke und schlitzte ihm das Hemd darunter auf, in dem sie für einen winzigen Moment wie ein Fisch im Netz hängen blieb.
Von der Wucht des Angriffs taumelte Winter zurück. Er kam zu Fall und drehte sich dabei wie ein Betrunkener auf dem Eis um die eigene Achse, bevor er hart auf die Felsen prallte. Dabei merkte er, dass er den muskulösen Unterarm immer noch umklammert hielt, denn er wusste, dass er nicht überleben konnte, wenn er den anderen losließ. So grub er dem Mann die Finger ins Fleisch, um das Messer abzuwehren, während er zugleich versuchte, mit dem Revolver in dessen Richtung zu zielen.
Der Schattenmann griff nach ihm, und Simon Winter spürte, wie sich ein

Schraubstock um sein eigenes Handgelenk legte.
In ihrem wechselseitigen Griff stemmten sich die beiden Männer auf der Felsenmole gegeneinander und versuchten jeweils mit aller Macht, die Oberhand zu gewinnen und den kleinsten Vorteil in den Tod des Gegners umzumünzen. Winter stützte sich mit einem Knie gegen einen Felsen, um die Hebelkraft zu nutzen, und warf sich mit einem Ruck herum, als er bei seinem Widersacher eine zwischenzeitliche Schwäche ahnte. Beide Männer ächzten unter der Anstrengung, sagten jedoch kein Wort, sondern ließen ihre angespannten Muskeln für sich sprechen.
Winter spürte den Atem des Schattenmannes ganz nahe an seinem Hals und brüllte vor Schmerz, als sein Feind ihm ins Schlüsselbein biss. Der Angreifer zog den Kopf zurück, doch Winter zielte mit der Schulter auf seine Nase und hörte einen dumpfen, knirschenden Aufprall. Doch aufgrund der kraftvollen Bewegung verloren sie beide das Gleichgewicht. Wie ein alter Baum in einem Hurrikan schwankten sie und fielen auf den harten Untergrund. Immer noch wie ein mörderisches Tanzpaar umschlungen, rutschten sie von der Mole, stießen ein-, zweimal hart gegen scharfe Kanten und rollten schließlich Hals über Kopf in das schäumende, warme Salzwasser.
Einen Augenblick lang kämpften sie unter der Oberfläche weiter, dann tauchten sie beide zugleich mit den Köpfen durch die tintenschwarze Oberfläche auf.
Winter schnappte nach Luft, während sie zwischen den Wellen herumwirbelten. Er hatte keinen festen Grund mehr unter den Füßen, nichts, wovon er sich abstoßen konnte. Beide gingen sie wieder unter, beide tauchten sie zum Atemholen auf.
Er merkte, wie der Schattenmann unerbittlich mit dem Messer auf seine Rippen zielte, um es ihm ins Herz zu stoßen. Wieder versuchte er umgekehrt, mit dem Revolver zu zielen, doch die Hand des Mannes war zu stark. Die Schusswaffe schwankte nur wenige Zentimeter von der Stelle entfernt, an der eine Kugel den Gegner hätte treffen können, während die ganze Zeit die Messerspitze des Schattenmannes dem Kampf ein Ende bereiten wollte.
Ein drittes Mal tauchten sie im Auf und Ab der Wellen unter. Als sie erneut durch die Oberfläche brachen, erkannte Winter, dass sie sich immer weiter vom Strand und der Mole entfernt hatten. Für einen kurzen

Augenblick konnte er über der aufgewühlten Wasseroberfläche die Augen des Schattenmannes sehen.
Und was Winter in dieser letzten Dunkelheit dieser letzten Nacht erkannte, war so einfach wie entsetzlich. Sie waren in einem Patt ihrer Kräfte gefangen, aus dem es nur einen einzigen Ausweg gab. In dieser Sekunde wusste er, worin die Lösung bestand.
Er begriff: Die einzige Möglichkeit, ihn zu töten, liegt darin, mich von ihm töten zu lassen.
Und so zog Simon Winter urplötzlich die Messerhand des Schattenmannes fest an seine Seite, wo sie ihm unterhalb seiner Rippen und in sicherer Entfernung von seinem Magen zu einem – wie er hoffte, nicht tödlichen – Stich ins Fleisch drang. Der brennende Schmerz, der ihn durchzuckte, als der Stahl sich in seinen Körper bohrte, war unvorstellbar.
Die Bewegung überraschte den Schattenmann und warf ihn aus dem Gleichgewicht, und in dieser kurzen Sekunde machte er sich den Vorteil, den Winter ihm verschaffte, nicht zunutze. Vielleicht zum allerersten Mal versagten seine Erfahrung und sein Instinkt, die ihn gelehrt hatten, das Messer nach oben zu drehen, um dem alten Detective den sicheren Todesstoß zu versetzen.
Sowie das Messer reglos in seiner Seite steckte, löste Winter seine freie Hand vom Arm des Schattenmannes, griff den Revolver mit beiden Händen, und hielt dem Gegner den Lauf vor die Brust. Mit einem mächtigen Schrei, in dem sich die Schmerzen und die rasende Wut über der Brandung entluden, beschwor er den alten Dienstrevolver, den er seit so vielen Jahren besaß, ein letztes Mal für ihn zu antworten.
Das Wasser dämpfte die Explosion der Schüsse, doch er fühlte den Rückstoß in den Händen und wusste, dass jede Kugel ins Ziel traf. Fünfmal drückte er ab.
Wasser spritzte ihm ins Gesicht, und er spürte, wie der Schattenmann augenblicklich, fast behutsam seinen Griff lockerte und nach hinten ins Wasser sackte. Winter schnappte nach Luft.
In der letzten Dunkelheit der Nacht sah Simon Winter den Ausdruck von Staunen und Verständnislosigkeit im Gesicht des Killers. Er merkte, wie die Hand des Mannes von seinem Messer rutschte und die Klinge aus seiner Seite glitt. Der alte Detective sah, wie der Tod seinen Widersacher

langsam, aber unerbittlich erfasste, doch plötzlich loderte in ihm trotz der Schmerzen und des Schocks ein letzter gewaltiger Zorn auf. Er griff über eine Welle, packte den Schattenmann am Kragen und zog ihn zu sich heran.
Während er dem sterbenden Mann, der in fassungslosem Entsetzen den Mund geöffnet hatte, den Lauf an den Gaumen drückte, zischte er zwischen den Zähnen: »Zur Hölle mit dir, das hier ist für Sophie und für alle anderen.« So hielt er den Revolver lange genug, damit seine Worte das Letzte waren, was der Schattenmann in seinem Leben hörte, dann feuerte er den letzten Schuss ab.
Der Knall hallte kurz über das Wasser, dann ging er in der Brandung unter.

Walter Robinson fuhr den Streifenwagen langsam über die sandige Zugangsstraße zum Strand. In der linken Hand hielt er einen starken Suchscheinwerfer, der sich durch die letzten dünnen Schleier der Tropennacht bohrte. In einem weiten Bogen leuchtete er damit den leeren Strand aus, ließ den Strahl über die Wellen tanzen und den angestrengten Blick auf der Suche nach dem alten Detective über die Oberfläche schweifen.
»Glaubst du, er ist hier irgendwo?«, fragte Espy Martinez leise.
»Ja. Nein. Irgendwo schon«, erwiderte Robinson unschlüssig. »Alle beide.«
Sie antwortete nicht, sondern starrte weiter in das lichter werdende Dunkel. Der feine Kies knirschte unter den Reifen, und sie verfluchte den Lärm, den sie machten. Sie versuchte, all die Geräusche der ersten Morgenstunden einzuordnen: den Automotor, die Reifen auf der Straße, Walter Robinsons schweren Atem, der so ganz anders war als die leisen, gleichmäßigen Züge, die von ihm kamen, wenn er an ihrer Seite lag, das nahe Grollen und Klatschen der Wellen am Strand. Sie dachte, wenn sie einfach jeden Laut zuordnen, klassifizieren und abschätzen würde, dann könnte sie im Ausschlussverfahren das eine Geräusch ausmachen, das anders war, und dann hätten sie Simon Winter.
Oder, dachte sie für einen Moment, den Schattenmann.
Sie war dabei gewesen, als sich Walter Robinson wie ein Besessener in die Menschentraube vor dem Haus des Rabbi gestürzt und Fragen

gebrüllt hatte.
»Haben Sie einen alten Mann gesehen? Haben Sie einen Mann mit einem Messer gesehen?« Der Rabbi und Frieda Kroner hatten ihn begleitet und dabei wie zwei Simultanübersetzer in hohem Tempo und in mehreren Sprachen durcheinandergesprochen. Die Menschen, die den Detective umringten, hatten scheu und wie gebannt dagestanden, als hätte ihnen die unerwartete Gefahr die Sprache verschlagen, bis eine uralte Frau am Arm eines ebenso greisen Mannes zitternd ihre Hand gehoben hatte.
»Ich«, hatte sie gesagt. »Ich habe was gesehen.«
»Was?«, hatte Robinson sie gefragt.
»Einen Mann. Keinen Mann mit einem Messer, aber einen großen Mann mit weißem Haar.«
»Ja, ja, wo?«
»Er ist gerannt«, erwiderte die alte Frau. Sie hatte den Arm gehoben, und Espy Martinez hatte gesehen, wie ihr knochiger Finger in der Luft zitterte, als kämpfte er gegen eine Böe, und Richtung Strand deutete. »Er ist da lang gelaufen, als jagte er den Teufel …«
Sie konnte nicht mehr sagen, wie lange sie schon nach dem alten Detective suchten. Zehn Minuten, die ihr wie tausend erschienen. Eine halbe Stunde, die länger war als ein ganzer Tag. Es kam ihr so vor, als würde jede Minute, die verstrich, hämisch über ihre Suche spotten.
»Theoretisch kann er hier überall sein.« Sie fluchte leise. »Wir wissen nicht mal, ob sie hier lang gekommen sind …«
»Ich glaube schon«, antwortete Robinson, der immer noch den Scheinwerfer über den Strand und die Wellen dahinter schweifen ließ, während er den Kopf halb aus dem Streifenwagen steckte. »Wäre der Schattenmann nach Norden geflohen, wäre er den Lichtern der Innenstadt entgegengelaufen. Nein, das hier war seine Richtung – dahin, wo es dunkel war.«
»Und Simon?«
»Simon hat ihn verfolgt.«
Espy Martinez holte tief Luft. »Es wird bald hell«, stellte sie fest.
»Vielleicht finden wir ihn dann.«
»Dann ist es zu spät«, antwortete Walter Robinson. Seine Hand umklammerte das Lenkrad. Er hätte am liebsten Vollgas gegeben und

wäre über den Strand gejagt – alles, was ihm das Gefühl gegeben hätte, bei der Verfolgungsjagd dabei zu sein und nicht nur ziellos umherzuirren.
Espy Martinez bemerkte Robinsons vorgeschobenes Kinn, sah, wie sich vor Frustration die Muskeln an seinen Unterarmen spannten. Sie fühlte sich hilflos wie ein Arzt am Bett eines unheilbar kranken Patienten. Sie wandte sich ab und horchte wieder auf die unterschiedlichen Geräusche. Eine ferne Sirene. Eine große Welle, die auf die Küste schlug. Ihr eigenes Herzklopfen in den Ohren.
Und für einen Moment etwas Neues. Ein einziges kurzes Knacken, als würde jemand in einiger Entfernung auf einen trockenen Zweig treten – ein Geräusch, das die leichte Brise wie ein zartes Wispern an ihre Ohren trug.
»Halt an!«, brüllte sie.
»Was ist? Was ist? Hast du was gesehen?«
»Hast du das gehört?«, fragte sie.
»Was denn?«, erwiderte Robinson nach. »Was soll ich gehört haben?«
Doch Espy Martinez hatte bereits die Tür aufgerissen und war von ihrem Sitz gesprungen, bevor das Fahrzeug zum Stehen gekommen war. Als sie mit den Füßen auf dem Sandweg landete, rief sie über die Schulter zurück: »Ein Schuss, ich hab einen Schuss gehört …« Robinson stoppte den Wagen und hastete hinterher.

Simon Winter schaukelte auf den Wellen wie ein Kind in einer Wiege. Er spürte, wie ihm aus der Messerwunde in der Seite das Lebensblut sickerte, und hatte das Gefühl, als hüllte ihn eine unermessliche Wärme ein.
Er dachte an Frieda Kroner und den Rabbi und sagte laut zu ihnen: »Ihr seid jetzt sicher. Ich habe getan, worum ihr mich gebeten habt.« Im selben Moment dachte er an seine alte Nachbarin Sophie Millstein, ich habe meine Schuldigkeit getan. Er hatte keinerlei Schmerzen, was ihn überraschte. Die vielen Toten, die er im Lauf der Jahre zu Gesicht bekommen hatte, schienen ihm grausam zugerichtet gewesen zu sein, und er hatte Gewalt grundsätzlich mit Schmerz assoziiert. Dass er sich jetzt nur ein wenig benommen und schwindelig fühlte, versetzte ihn in Erstaunen.

Das Gewicht in seiner freien Hand erinnerte ihn daran, dass er immer noch den leeren Revolver hielt. Er legte sich mit dem Rücken auf die Wellen und erwog einen Moment, die Waffe einfach aus den Fingern in das schwarze Wasser gleiten zu lassen, doch er brachte es nicht über sich. Innerlich sagte er zu dem Revolver: Du hast getan, worum ich dich gebeten habe, und ich bin dir dankbar. Ich habe nichts anderes erwartet, und du hast etwas Besseres verdient. Ich weiß nur nicht, ob ich die Kraft habe, dich hochzuheben.
Doch er versuchte es – beim ersten Mal vergeblich, doch beim zweiten Mal gelang es ihm, auch wenn er dabei ein wenig Salzwasser schluckte, die Waffe in sein Schulterholster zu stecken, was ihn mit großer Befriedigung erfüllte.
Simon Winter holte tief Luft. Eine Hand presste er auf seine Wunde, und mit der anderen machte er einen einzigen kurzen Schwimmzug mit gestrecktem Arm.
Er dachte, es wäre schön, am Strand zu sterben, festen Boden unter sich zu fühlen, wenn er aus dem Leben schied, so dass er sich – wenn schon allein – dem Tod Auge in Auge stellen konnte. Doch der ausgedehnte Sandstreifen war mehr als fünfzig Meter unerreichbar weit entfernt, und er spürte, wie ihn die Ebbe weiter von der Küste wegzog. Wieder glitt er mit dem freien Arm durchs Wasser, doch plötzlich erfasste ihn eine große Erschöpfung, und er sagte sich, dass nur wenige den Luxus genossen, sich den Ort des eigenen Todes aussuchen zu können, und er sich darüber keine Gedanken machen, sondern akzeptieren sollte, was die nächsten Minuten für ihn vorgesehen hatten.
Während dieser Gedanke noch in seinem Kopf nachhallte, merkte er, wie sein Arm die Mattigkeit von der Verfolgungsjagd, dem Kampf und der Wunde überwand, und er gegen die Strömung ankämpfte.
Darüber musste er schmunzeln.
Ich war schon immer ein sturer Bock, dachte er. Ich war ein eigenwilliges Kind, dann ein eigenwilliger junger Mann, und mit den Jahren wurde ich ein sturer alter Esel. Das bin ich jetzt, und es ist nicht das Schlechteste, im Kampf zu sterben.
Er schlug fest mit den Beinen aus und versuchte, sein letztes bisschen Kraft aufzubieten, um zu schwimmen. Er schnappte nach Luft und sah etwas, das ihn erstaunte und das vom Strand aus durch die graue

Morgenstunde herüberdrang: Ein Lichtstrahl. Zuerst dachte er, es sei der Tod, der ihn holen wollte, doch dann merkte er, dass es nichts so Romantisches war, sondern etwas sehr Irdisches, das nach ihm suchte, und so hob er den freien Arm über die Wellen. Zuerst glitt der Strahl über ihm durch die Luft, dann endlich richtete er sich auf seine erhobene Hand.

»Da!«, schrie Espy Martinez auf. »Gott, das ist er! Simon!«
Sie brüllte zu dem alten Mann hinüber: »Simon! Wir sind da!«
»Siehst du …«, fing Walter Robinson an, doch sie brachte den Satz für ihn zu Ende, »… nein, er ist allein.«
Er reichte ihr den Scheinwerfer, legte die Waffe ab und zog in Windeseile die Jacke, Schuhe und Socken aus. »Richte das Licht auf ihn«, schärfte ihr Robinson ein. »Verlier ihn nicht aus den Augen.«
Sie nickte und trat in das seichte Wasser, um dem alten Mann näher zu kommen, bis das tropische Wasser ihr um die Knie spülte. »Schnell, Walter«, drängte sie, »hilf ihm, schnell!«
Doch die Aufforderung war überflüssig, denn der Detective warf sich schon kopfüber in die Brandung. Einen Moment lang verschwand er in einem Aufschäumen weißer Gischt und tauchte auf der anderen Seite eines Brechers wieder auf, wo seine Arme und Beine kraftvoll durch den Ozean pflügten.
Sie hielt den Scheinwerfer unverwandt auf den alten Mann weit draußen vor der Küste gerichtet. Walter Robinsons dunkle Gestalt konnte sie nur vage ausmachen. Sie sah, wie Simon Winters ausgestreckte Hand schwankte und versank, auch wenn sie immer noch seinen weißen Schopf wie eine Schaumkrone auf den Wellen orten konnte. »Schnell, Walter, schnell!«, schrie sie, auch wenn sie nicht glaubte, dass ihre Stimme die Brandung übertönte. »Schwimm so schnell du kannst«, flüsterte sie. »Schwimm!«

Er merkte, dass ihm der Sog der Ebbe half, von der Küste wegzukommen, doch er kannte die Tücken des Meers, denn was ihm jetzt nützte, würde sich gegen ihn wenden, hatte er erst den alten Detective erreicht. Er blieb die meiste Zeit mit dem Kopf im Wasser und tauchte nur zum Luftholen und zur Orientierung mit dem Gesicht auf.

Sein Schwimmstil hatte nichts von dem üblichen Trainingsrhythmus, sondern glich eher einem Ringkampf mit dem warmen, dunklen Element, das ihn umfing.
Walter Robinson kam schnell voran. Er merkte, dass der Scheinwerferstrahl diffuser wurde, sowie am Horizont der Morgen graute. Er achtete nicht weiter darauf, sondern spannte mit jedem Zug sämtliche Muskeln an, um das Letzte aus sich herauszuholen. Einmal rief er laut: »Ich komme, Simon! Halt durch!« Doch die zusätzliche Anstrengung, den Kopf zu heben und zu brüllen, verringerte sein Tempo, und so tauchte er den Kopf erneut in die Wellen und horchte nur noch auf das Eintauchen seiner Hände und das Treten seiner Füße und seine rauhen, angestrengten Atemzüge.

Simon Winter hatte den Kopf ins Wasser gelegt und blickte kurz in den Himmel empor, doch eine kleine Welle überspülte sein Kinn, und er spuckte hustend einen Schwall Salzwasser aus. Er versuchte, mit einem Arm zu paddeln, während er mit der anderen Hand die Wunde bedeckte, doch das war schwierig, und er hatte das Gefühl, als griffen unter Wasser Hände nach ihm und schlugen ihm vor, er solle sich einfach entspannen und fallen lassen. Wieder trat er mit den Füßen, während er das Gesicht nur knapp über Wasser hielt, und zum ersten Mal in dieser Nacht der Verfolgungsjagd und des Kampfes auf Leben und Tod fühlte er sich alt und wurde sich bewusst, dass die Jahre ihm schwache Muskeln und schnelle Erschöpfung bescherten.
Er atmete langsam aus, und im selben Moment hörte er Walter Robinson seinen Namen rufen. Er versuchte zu antworten, doch der Ozean schien ein solches Getöse zu verbreiten, dass er dagegen machtlos war. Immerhin schaffte er es, einmal kurz die Hand zu heben und zu winken. Im nächsten Augenblick sah er über die Wellenkämme wilde weiße Strudel, und der Detective war an seiner Seite.
»Ich bin hier!«, brachte Simon Winter hervor, auch wenn es statt eines lauten Rufs nur ein Flüstern war.
»Halt durch!«, hörte er Robinson antworten, und das tat er. Er schloss für einen Moment die Augen und fühlte sich wie ein erschöpftes Kind, das gegen den Schlaf ankämpfte, dann spürte er den energischen Griff des jungen Mannes an seinem Arm.

»Ich hab dich, Simon, halt durch!«
Er öffnete die Augen und merkte, wie Robinson ihm den Arm um die Brust legte.
»Es ist vorbei, Walter«, sagte er leise.
»Keine Sorge, Simon. Was zum Teufel …«
»Wir haben gekämpft, und ich habe gewonnen«, berichtete Winter.
»Bitte sag es ihnen …«
»Bist du verletzt?«
»Ja. Nein.« Simon Winter wollte sagen: Wie könnte mich ein solcher Mensch verletzen? Doch er hatte nicht die Kraft, es auszusprechen.
»Der Schattenmann?«
»Tot. Ich hab ihn erledigt.«
»Gut, Simon, du lehnst dich jetzt einfach zurück. Ich schaffe dich an Land. Atme ganz normal und entspann dich. Es wird alles gut, verlass dich drauf. Schließlich sind wir für morgen zum Angeln verabredet.«
»Das wäre schön«, meinte Winter schwach.
»Es wird alles gut«, redete Robinson ihm weiter zu. »Ich rette dich.«
»Ich bin gerettet«, antwortete Winter.
Der alte Detective fühlte, wie der starke junge Mann ihn über die Wellenkämme hob; er lehnte sich zurück und spürte, wie er langsam, aber stetig Richtung Küste gezogen wurde. Er schloss die Augen und ließ sich vom Rhythmus der kräftigen Schwimmzüge schaukeln. Er dachte: Ich bin wieder ein kleines Kind, das die Mutter in den Armen wiegt.
Simon Winter seufzte einmal und öffnete die Augen. Er blickte zurück nach Osten und sah, wie sich ein flammend rotgoldener Streifen über den Horizont breitete.
»Es ist Morgen«, sagte er.
Robinson antwortete nicht, sondern schwamm weiter gegen den Sog der Ebbe und die Wellen an, die es, wie schon sooft, darauf abgesehen hatten, ihm jeden Zug zu erschweren. Er konnte nicht mit Sicherheit sagen, wann der alte Mann starb, doch als er durch die letzten Brecher taumelte und fühlte, wie Espy Martinez nach ihm griff und ihm, während er zu Boden sank, dabei half, Simon auf den Strand zu legen, wusste er, dass es so war. Einen Moment lang lagen sie alle drei Seite an Seite.

Die Sonne duldete keine Atempause, sondern drängte ungeduldig zum Zenit. Schon bald breitete sie ihr gleißendes Licht und eine sengende Hitze über den kalkweißen Sand. Der tropische Himmel leuchtete in einem Bilderbuchblau, und nur vereinzelt wanderte eine duftig zarte Wolke wie ein ungebetener Gast träge über das vollendete Tableau.
Walter Robinson und Espy Martinez saßen Schulter an Schulter mitten auf dem Strand und ließen ihre vom Salzwasser steifen Kleider, die sie trugen, in der Sonne trocknen. Man hatte ihnen eine Decke über die Schultern gelegt, und sie zitterte einmal, obwohl ihr in der zunehmenden Hitze nicht kalt war. Hinter ihnen stand ein halbes Dutzend Polizeiautos auf der Zufahrtsstraße, und mehrere Beamte in Uniform hielten eine kleine Schar Schaulustiger in Schach. Ungefähr fünfhundert Meter vor der Küste kreuzten ein Kutter der Küstenwache sowie zwei Patrouillenboote der städtischen Polizei durchs blaue Wasser. Espy Martinez sah, wie auf dem Heck eines der Polizeiboote zwei Taucher ihre Ausrüstung fertig machten.
»Meinst du, sie finden ihn?«, überlegte sie laut.
»Keine Ahnung«, antwortete Robinson. »Die Ebbe war ziemlich stark.« Er drehte sich um und sah zu, wie einer der weißgekleideten Gerichtsmediziner Simon Winters Leichnam in einen schwarzen Vinylsack legte. Er warf einen letzten Blick auf die weißen Basketballschuhe des alten Mannes, dann wurde der Reißverschluss zugezogen.
Robinson sah, wie der Arzt durch den Sand in seine Richtung stapfte. Die Jacke des Mannes bauschte sich in einer leichten Brise.
»Der alte Mann ist nicht ertrunken«, berichtete er. »Er hat eine Stichwunde in der Seite. Wie hat er sich die geholt, Detective?«
»Er hatte eine anstrengende Nacht«, erwiderte Robinson.
Der Gerichtsmediziner schnaubte, dann kehrte er zurück, um das Verladen der Leiche zu überwachen.
»Wer war er?«, fragte Martinez leise.
»Der Schattenmann?« Robinson schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich bezweifle, dass wir es je herausfinden. Früher einmal war er jemand, aber wahrscheinlich hat er seit dem Krieg so oft seinen Namen und seine Identität gewechselt, dass es den ursprünglichen Mann schon längst nicht mehr gab.«

Sie nickte.
»Und nun?«
»Und nun nichts.«
Sie zögerte, dann legte sie ihm die Hand auf den Unterarm. Walter Robinson nahm sie und führte sie sich an seine Stirn, als könnte sie ihn wie Eis ein wenig kühlen. Dann legte er sie wieder auf seinen Arm und lächelte.
»Na ja, nichts wäre übertrieben«, meinte er.
Die Gerichtsmediziner hoben vor ihren Augen den Leichensack auf. Langsam kämpften sie sich durch den losen Sand. Als ob der Mann, den sie trugen, plötzlich schwerer und größer geworden wäre und beinahe ihre Kräfte überstieg, sanken sie bei jedem Schritt tief ein.
»Wart ihr Freunde?«, fragte Espy Martinez.
»Wir waren dabei, es zu werden«, erwiderte Robinson. »Ich hatte gehofft, einiges von ihm zu lernen.«
Martinez dachte eine Weile über die Bemerkung nach, dann sagte sie: »Ich glaube, das hast du.«
Wortlos blieben sie eine Minute sitzen, dann hörte sie von der Straße aus jemanden ihren Namen rufen. Sie sahen, wie der Rabbi und Frieda Kroner von einem Polizisten zurückgehalten wurden. Der Beamte drehte sich fragend zu Detective Robinson um, und er machte ihm Zeichen, die beiden durchzulassen.
»Es ist endgültig vorbei«, erklärte Robinson, als sie nahe genug herangekommen waren. »Das verdanken Sie Detective Winter. Von dem Schattenmann haben Sie nichts mehr zu befürchten.«
»Der arme Mr.Winter«, sagte Frieda Kroner und wischte sich die Augen. »Ich werde ihn in meine Gebete einschließen und ihm danken und auch für all die anderen eins sprechen.«
Rabbi Rubinstein nickte.
»Einen jeden Schatten wird man nicht vernichten können, Detective«, wandte er sich an Robinson. »Nicht, wenn er aus einer solchen Finsternis kommt.« Er reichte Frieda Kroner den Arm. »Aber *einen* unschädlich zu machen, ist schon eine gewaltige Leistung«, fügte er hinzu.
Dann drehten sich die beiden Überlebenden um und strebten Richtung Stadt ihren Wohnungen zu. Einen Augenblick lang sahen Walter Robinson und Espy Martinez ihnen nach, wie sie langsam durch den

Sand stapften, der unter ihren Füßen so lose zu zerrinnen schien wie die menschliche Erinnerung. Schließlich nahm Walter Robinson Espy Martinez bei der Hand, und mit verschränkten Fingern folgten sie dem alten Paar.

Nachwort zur deutschen Erstausgabe

Im Brennpunkt jedes Thrillers oder Spannungsromans tummelt sich der *bad guy*. Er liefert gewissermaßen den Brennstoff, der das Buch vorantreibt. Er – oder sie, je nachdem – erzeugt die Atmosphäre, an der sich die Leidenschaften der übrigen Figuren entzünden. Die Dynamik der Handlung, die Entwicklung der Charaktere, die Kraft der Sprache – alle zehren sie von dieser einen Energie.
Doch aus welchem Bereich der Vorstellungskraft des Autors speist sich der *bad guy?*
Das Beste und das Schlimmste, wenn man so will, liegen dicht beieinander.
Ich habe früher einmal mehrere Jahre in Miami Beach gelebt, das damals auf eine Phase des Übergangs zusteuerte. Noch immer war es ein verschlafener, von der Sonne verwöhnter Ort, in dem alles etwas langsamer vonstatten ging und dessen ausgedehnte Sandstrände vor allem von Touristen aus Europa mit deutlich geröteter Haut bevölkert waren, die nach einer preisgünstigen Alternative zu den Ferienorten an der Mittelmeerküste suchten. Es war eine Stadt mit einem gemächlichen Rhythmus, bevölkert einerseits von betagten Juden, die im Ruhestand aus dem Nordosten der USA hergezogen waren, andererseits von Ex-Mafia-Typen, denen es bemerkenswerterweise gelungen war, sich aus ihren Geschäften zurückzuziehen, ohne zuvor auf einer Abschussliste gelandet zu sein. Aber wie alles in Südflorida Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre stand auch Miami Beach am Beginn großer Veränderungen. Der Übergang vom Alten zum Neuen vollzog sich in hohem Tempo, beflügelt vom boomenden Drogenhandel und dem unvermeidlichen Tribut, den die Zeit forderte und der unerbittlich die Reihen der Älteren lichtete. An ihre Stelle traten die jungen, hippen Unternehmer des Kokaingeschäfts, die Leinenanzüge von Armani trugen und Ferrari fuhren.
Das Image der Stadt, dem in Büchern, im Kino und im Fernsehen gehuldigt wurde, war absolut keine Erfindung. Die Akzente in Miami Beach verschoben sich in diesen Jahren von den langsam verblassenden Einflüssen Osteuropas hin zum schnelllebigen, lauten Rhythmus der Latinos.

Eine Zeitlang war es nichts Ungewöhnliches, wenn man an einem Strandkiosk eine ältere Frau mit einer undeutlichen Tätowierung auf dem Unterarm sah – Zahlen, so unauslöschlich wie ihre Erinnerung –, direkt neben einem Model im Bikini und auf Inlinern, während beide für einen kühlen Drink anstanden.
Aber, wie immer bei einem Übergang, wich das Alter langsam der Jugend. Ein solcher Anblick ist heute eher selten geworden. Im Gegensatz zu lauter Salsa-Musik und enthemmter Lebenslust.
Doch als ich in Miami Beach wohnte, standen der Stadt diese Veränderungen noch bevor. Ich machte häufig Spaziergänge den Ocean Drive entlang, zwischen den azurblauen Wellen und den Reihen strahlend weißer Apartment-Hotels. Sie trugen altmodische Namen wie *The Ambassador* oder *The Carlisle* und stellten nach vorne weitläufige Veranden zur Schau, die tagtäglich von weißhaarigen Rentnern bevölkert waren, die Karten spielten, Limonade und Eistee schlürften oder den Tag, versunken in einem billigen Schaukelstuhl aus Stahlrohr, einfach verstreichen ließen. Nicht wenige von ihnen waren Holocaust-Überlebende, die ihre Erinnerungen in den meisten Fällen jedoch ad acta gelegt zu haben schienen. Dennoch war es schwierig, an einem sonnigen Nachmittag an diesen Terrassen und Veranden vorüberzugehen, ohne daran zu denken, wie viele Geschichten dort in der Nachmittagshitze schlummerten.
Aber erst als mir ein Freund, der mittlerweile verstorbene Howard Simons, während der Watergate-Affäre Chefredakteur der *Washington Post*, das Buch *Versteckt. Wie Juden in Berlin die Nazi-Zeit überlebten* von Leonard Gross lieh, nahm *Der Täter* allmählich Gestalt an. In dem Buch fand sich ein Abschnitt über Juden, die darauf angesetzt wurden, andere Juden aufzuspüren, der mich faszinierte.
Gejagt zu werden ist schrecklich. Aber von seinesgleichen gejagt zu werden ist noch viel schrecklicher.
Ich fragte mich: *Wenn man damals Jagd auf dich gemacht hat und dein Leben jede Sekunde auf dem Spiel stand, kannst du dann jemals wieder auch nur einen Schatten vorüberstreichen lassen, ohne dich beobachtet zu fühlen?*
Und wenn deine Phantasie dir keinen Streich spielt?
So entstand die Idee für *Der Täter*, über die sich zweifellos streiten lässt.

Viele waren angesichts des Themas gleichermaßen bestürzt wie fasziniert. Vor allem aber betroffen über *die Abgründe in uns.*
Was die Menschen am meisten fürchten, so scheint mir, sind nämlich nicht jene Serienkiller, Monster oder nihilistischen Terroristen, die so häufig die Buchseiten füllen, über die Leinwand huschen oder Gegenstand politischer Debatten sind. Zweifellos sind sie die zweckmäßigsten Schurken, und ich muss zugeben, dass ich von Zeit zu Zeit durchaus auf diese *bad guys* zurückgegriffen habe.
Doch in Wahrheit verstören uns am meisten Menschen wie du und ich.
Vor zwei Jahren bin ich mit der Buslinie 100 durch Berlin gefahren. Kurz nach dem Bahnhof Zoo bemerkte ich zufällig das als Mahnmal gestaltete Wartehäuschen vor dem Gebäude in der Kurfürstenstraße 115/116. Es steht vor dem Haus, in dem sich ab 1941 die Büros von Adolf Eichmanns »Judenreferat IV B4« befanden, von denen aus sämtliche Deportationen in Gettos, Konzentrations- und Vernichtungslager gelenkt wurden. Von hier aus wurde auch jener »Schattenmann« gesteuert, den ich 1995 in meinem Roman mit dem Originaltitel *The Shadow Man* erdacht habe.
Es war ein erschreckender Moment. Als Schriftsteller versucht man immer, der Historie gerecht zu werden, aber nur selten spürt man tatsächlich die Kräfte der Vergangenheit, wenn man so will, den Atem der Geschichte.
Ich bin noch mehrere Male zu dem Wartehäuschen zurückgekehrt. Nicht so sehr, was dort ausgestellt und zu sehen war, zog mich in seinen Bann. Vielmehr war es die Erkenntnis, dass die Vergangenheit, auch wenn sie mehr und mehr entschwindet, der Gegenwart dennoch ihren Stempel aufprägt und auch die Zukunft überschattet. Niemandes Geschichte ist ohne Makel. Niemandes Geschichte ist gefeit gegen Taten, die uns erschaudern lassen.
Wahrlich deformiert von den Untaten anderer Generationen sind jedoch nur diejenigen, so mein Eindruck, die sich der Wahrheit verschließen und nicht den Versuch unternehmen, das Geschehene zu begreifen.
Als ich durch Berlin streifte, die Museen besuchte, an den Überresten der Mauer haltmachte und meinen Kindern das unvermeidliche *Check-Point-Charlie*-T-Shirt kaufte, war ich überwältigt von all den bildhaften Eindrücken aus so vielen geschichtlichen Augenblicken, die

nun auch in meinem eigenen Gedächtnis ihren Platz gefunden hatten. Und mir wurde klar, dass die Geschichte Deutschlands, im Guten wie im Bösen, unser aller Erbe ist.
Die Berliner Buslinie 100 befördert jeden Fahrgast durch viel mehr als nur vertraute Straßen.
Amherst, Mass., im Oktober 2009

John Katzenbach

Dank

Kein Roman kommt ohne die Hilfe Dritter aus. Frühe Rohfassungen werden gelesen und mit Hinweisen auf zahlreiche Fehler versehen. Wenn die Kinder einen ungestört arbeiten lassen, statt darauf zu bestehen, dass man mit ihnen draußen Körbe wirft, mag die Unterstützung weniger direkt sein, verdient aber ebenso viel Anerkennung. Die endgültige Fassung dieses Buchs hat deutlich von den Anregungen meiner Freunde Jack Rosenthal, David Kaplan und Janet Rifkin sowie Harley und Sherry Tropin profitiert.

Es gibt eine Fülle von Büchern über den Holocaust – eines beklemmender und verstörender als das andere. Auch wenn ich darauf verzichte, alle diese Publikationen hier aufzulisten, scheint eines besonders erwähnenswert. Als die Idee zu diesem Roman gerade aufzukeimen begann, drückte mir der inzwischen verstorbene Howard Simons von der Universität Harvard ein Sachbuch aus seinem persönlichen Besitz in die Hand: *The Last Jews In Berlin* von Leonard Gross, der Titel der deutschen Übersetzung lautet: *Versteckt: Wie Juden in Berlin die Nazi-Zeit überlebten.* Wer etwas über echten Einfallsreichtum und Heldenmut erfahren will, dem sei das Buch ans Herz gelegt.